H
2297

von Halder
N. 932.

Trenk contra Mirabeau

oder

politisch-critische Beleuchtung

der

geheimen Geschichte des Berliner Hofs

nebst

mehrern wichtigen Staatsbemerkungen

von

Freyherrn Friedrich von der Trenk.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Churfürstlich Sächsischen gnädigsten Privilegio.

Leipzig, 1789.
Bey Johann Philip Haugs Witwe.

Einleitung.

In Frankreich erschien ein Buch unter dem Titel: *Histoire secrete de la Cour de Berlin*, ou Correspondence d'un Voyager Francois: oder geheime Geschichte des Berliner Hofes, das durch einen Parlementsschluß verboten, und durch des Henkers Hand verbrannt wurde; aber alles diß geschah, ohne Untersuchung gegen den Verfasser anzustellen. Er hat geschmäht; seine Schmähungen haben seinen Ruf verdoppelt, und jedermann kennt ihn. Das Stillschweigen von Männern, die ihn zu widerlegen im Stande sind, kann nur eine Folge der Verachtung seyn, die er ihnen einflößt; allein wenn diese sehr übelangebrachte Verachtung die gerechte Beschämung eines Beförderers der Lügen behindert, so ist es nicht unmöglich, daß das Publikum den Tausch annimmt. Im Gegentheil ist es wohl möglich, daß man die sprachlose Be-

dachtsamkeit wohlunterrichteter Männer dem Unvermögen zuschreibt; daß man ohne Widerlegung die abscheulichen Verleumdungen als Wahrheiten betrachtet; daß man sich endlich überredet, diejenigen, welche ein hirnloser Mensch mit Unverschämtheit ohngestraft gebrandmarket hat, sind durchaus nicht zu vertheidigen.

Ich will, das Stillschweigen zu brechen, den guten und leichtgläubigen Leuten, die durch den hinreißenden Styl eingenommen worden sind, die Augen öfnen, indem ich eine von jeder gerechten und weisen Regierung verachtete Schmähschrift zerglidere. Ich entschloß mich dazu, weil der Verfasser nach vorhergegangener Untersuchung hätte bestraft werden müssen, und weil eine Nachsicht ohne Ausnahme ihn nur veranlassen könnte, seine verleumderischen Schriften weiter auszustreuen. Die Ruhe, welche man ihn genießen läßt, muß seine Verwegenheit nur vermehren, weil er bekannt zu machen scheint, daß er Ansehn und Schutz in seinem Vaterlande findet. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die geheime Geschichte die Ursache von Krieg und Unglück für Frankreich werden kann, wenn man hierinnen nicht klug genug ist, die Gefahr vor dem Augenblick abzuwenden, wo sie ausbrechen muß.

Die Jahrbücher der Nationen bieten mehr als einen Beweis von den Wirkungen dar, die bey den

Men-

Menschen ein einziger Bösewicht hervorbringen kann, der von der Natur und durch die Erziehung die Fähigkeit erhalten hat, den größten Theil seiner Leser für seine Meynungen einzunehmen, und durch künstliche Schlüsse, womit er die Vernunft vergiftet, mit Vortheil von seinen Privatabsichten zu lenken. Ein Schriftsteller dieser Art erschreckt alle die, welche sich keine Kraft zutrauen, seine Unverschämtheit widerlegen zu können. Nicht jeder Beobachter fühlt den innern Trieb, der immer den Mann von Ehre antreibt, wider einen Verzweifelten zu kämpfen; übrigens sind nicht alle berühmte Schriftsteller genau von der wahren Beschaffenheit der Dinge und den örtlichen Umständen unterrichtet, und tief hineinzudringen, fehlt ihnen der nöthige Muth. Wenn es darauf ankommt, die Intriguen eines unruhigen Kopfs zu verhindern, eines Kopfs, der fähig ist alles zu unternehmen und alles zu wagen, entweder um seine Lügen frech zu behaupten, oder um den Ruhm seiner politischen Kenntnisse zu erhalten, so wird die Wahrheit schwerlich Vertheidiger finden. Gegen die geheime Geschichte hätte sie deren zu Berlin finden sollen; allein es ist wahrscheinlich, daß die Gelehrten dieses Landes nur aus Furcht für den Hofschmeichlern zurückhalten, an die sie angekettet sind.

Ich kann durch keine dieser Betrachtungen aufgehalten werden. Meine Schriften und meine Handlungen haben ganz Europa meine unzerstör-

bare Aufrichtigkeit bewiesen. Wenn mir die Ehre Wahrheit zu sagen befohlen hat, so habe ich nicht Leute von Ansehn, nicht Minister oder Regenten, Niemanden habe ich geschont. Daher bin ich gewöhnlicher Weise ihr Opfer gewesen; aber seit langer Zeit zum Streiten geübt, diese Art Krieg zu führen, gewohnt, mich den Anmaßungen nichtswürdiger Bösewichter entgegen zu stellen, kann ich mich nicht zum Stillschweigen der Feigherzigen entschließen, da meine Feder helles Licht verbreiten, und die verläumdete Wahrheit rächen kann.

Diejenigen, welche mich von dieser Seite kennen, werden mich niemahls einer Partheylichkeit beschuldigen. Seit langen Jahren schon habe ich aufgehört, von den Capricen der Herren der Erde abzuhängen. Ich begehre weder Ehrenstellen, weder Titel, noch Wohlthaten; ich verlange sogar für mich nicht die Zurückgabe der Güther, die man mir schändlich geraubt hat. Alles, was ich von den Göttern der Erde verlange, ist, einige Aufmerksamkeit auf mein Daseyn zu haben.

Ich will weder den Mätressen noch den Günstlingen gefallen; und da ich hier ihre Sache verfechte, so spreche ich sie hiermit ausdrücklich von der Erkenntlichkeit loß.

Diese Schrift wird beweisen, daß ich den preußischen Hof und die Triebfedern der preußischen Maschine besser kenne; daß ich sie mit einem richtigern

und unpartheyischern Blicke betrachtet habe, als der Verfasser der Bemerkungen über diese Monarchie. Ich habe Kenntnisse erlangt, die ich aus den Quellen selbst geschöpfet habe, denen dieser Schriftsteller sich nicht einmahl nähern konnte. So geachtet ein Spion oder Kundschafter auch immer seyn mag, so giebt es doch Geheimnisse, welche zu ergründen ihm unmöglich sind. Verdächtig bey jedem ehrlichen wohlunterrichteten Manne, muß er vermittelst anderer Spione, denen er sich im Geheim nähert, Entdeckungen machen. Man kennt das Entehrende dieses Geschäfts, und wie weit entfernt es das Zutrauen? Oh! wie kann man deswegen mit einem feilen oder leidenschaftlichen Menschen sich in Verbindung einlassen?

Ein Sammler kauft fliegende Blätter, und macht seine Untersuchungen eilfertig, denn er hat nicht Zeit sich zu unterrichten. Wenn er nur seine Bogen voll, und seinen Leser gut unterhalten hat, so ist er zufrieden. Trift er zufälliger Weise auf die Wahrheit, so mäßigt er sie oder übertreibt sie, weil die Erfüllung seines Hauptauftrages ist, den niedrigen Leidenschafren seiner Principale zu schmeicheln, und ihren bösen Absichten zu gefallen. Nach diesen Grundsätzen ist die ungestalte Abhandlung zusammengearbeitet worden, die man die geheime Geschichte des Berliner Hofes, oder den Briefwechsel eines reisenden Franzosen nennt, wo man auf allen Seiten der bey-

den Bände die Sprache der Lügen antrift, und wo die häßlichsten Schmähworte mit falschen Erzählungen um den Vorzug streiten. Nur in Frankreich konnte dieses Werk der Finsterniß beklatscht werden, weil man sich da wenig um die Politik der benachbarten Staaten bekümmert; weil man in Frankreich, eine geringe Zahl ausgenommen, durchgängig in Ansehung der Grundgesetze auswärtiger Staaten in der tiefsten Unwissenheit lebet.

Ich will die plumpen Irrthümer und die strafbaren Verläumdungen darstellen, womit dieses in der That mit viel Witz, aber auch mit der schändlichsten Partheylichkeit geschriebene Buch angefüllt ist. Eine durch Unglücksfälle vervollkommte Erfahrung, die geheime Mitwirkung bey einigen großen Staatsgeschäften, und eine drey und vierzigjährige Beobachtung haben mich die preußische Monarchie und den itzigen Berliner Hof kennen gelehrt. Mit Recht kann ich auf das Zutrauen der Leser und auf den Beyfall sachkundiger Leute Anspruch machen. Ich habe deutlich genug vor aller Welt bewiesen, daß ich eben nicht viel Ursache habe, die Preußischen Gnadenbezeigungen gegen meine Person zu loben; man muß mir es glauben, daß ich keinen Vortheil davon habe, die Personen, von denen ich reden werde, mit andern Farben zu schildern, als mit denjenigen, unter welchen sie sich zeigen.

Preußen ist mein Vaterland; aber ich habe Philosophie genug, um mich über die Vorurtheile der jugendlichen Erziehung wegsetzen zu können. Ich liebe die Bewohner jedes Landes. Meine Schriften haben bewiesen, daß ich, wenn es darauf ankommt, über das, was ich gelernt, was ich gesehen und geprüft habe, meine Meynung zu sagen, weder Oesterreicher noch Preuße bin. Ich kenne die schwachen Seiten der Staaten, in welchen ich eine Rolle gespielt habe, und stehe niemals an, öffentlich zu sagen, daß ich einen unüberwindlichen Haß gegen jede willkührliche Macht habe. Diß ist genug gesagt, um mich für keinen Verfechter des Preußischen und Oesterreichischen Systems zu halten.

Man schreibt das Buch, welches ich widerlegen will, dem Grafen von Mirabeau zu, der in einem unterm 22. Februar 1789 im Journal von Paris gedruckten Briefe sich davon loßsaget, indem er vermuthet, daß man ihm einige von ihm an die Minister des Königs von Frankreich geschriebene Briefe entwendet, daß man sie verstümmelt, verfälscht, mit schmähsüchtigen Zusätzen u. s. w. bekannt gemacht habe. Das ist keine eigentliche gültige Loßsagung, sondern im Gegentheil das klare und deutliche Geständniß, er habe die Briefe geschrieben. Ich wünsche, daß in alle dem, was ich widerlegen und bestreiten muß, nichts lie-

gen möge. Ob er gleich daraus Folgerungen ziehen kann, so habe ich doch bewiesen, daß mir kein Gegner Schrecken einjagt. Wenn man auf dem Kampfplatze erscheinen muß, stelle ich mich ganz offen dar. Ich betrachte den Dolch und den Stachel der beißenden Satyre mit gleicher Unerschrokkenheit. Aus meinen Werken ist bekannt, daß ich mit Vortheil gegen Helden gekämpft, und die Gefahr des Meuchelmords verachtet habe. Meine Feder, der Wahrheit geheiligt und durch meinen Muth geleitet, wird mir immer gegen die Bemühungen und Verunglimpfungen der Schriftsteller eine Schutzwehr seyn, die es wagen, durch ihren Stolz, ihre Boshaftigkeit und ihre Frechheit mich zu verwunden. Eine mit Kühnheit verfälschte Schrift kann wohl auf einige Augenblicke verführen, aber über kurz oder lang durchdringen die Stralen der Wahrheit die Finsternisse der Intriguen, und jagen die litterarischen Fledermäuse in die Dunkelheit der Verachtung zurück. Die Schlange vergiftet zwar, allein der Storch frißt sie mit samt dem Gifte. Folglich wird derjenige, welcher wie der Storch zu handeln verstand, der ohne die geringste Unruhe einen Wespenschwarm in Mönchskutten auf sich loßgehen sah, der ohne Todesfurcht alle Grausamkeiten eines gekrönten Löwen aushielt, und der endlich seine Wunden vernarben sah, um auf den Kampfplatz mit Unerschrockenheit wieder zurückzukehren, nicht erschrocken gefunden werden, wenn es darauf ankommt, einen Mann geradezu anzugreifen,

der sichs zum Vergnügen macht, jedermanns Gegner zu seyn. Wenn es seyn muß, so weiß ich auch einen Unsinnigen, der jeden, der ihm aufstößt, verunglimpft; den die Schwäche seiner Gegner schreckbar macht, und der deswegen stolz ward, weil ihn niemand aufzusuchen sich untersteht, zu besiegen.

Der in allen Kenntnissen wohlunterrichtetste und erfahrendste Mann, der beredteste und geschickteste Schriftsteller ist nur ein verachtungswürdiges und der Gesellschaft gefährliches Wesen, wenn sein Betragen und seine Meynungen mit den Grundsätzen, die er öffentlich bekannt macht, nicht übereinstimmen. Wo ich mich auch aufgehalten habe, da habe ich jederzeit so geredet, so gehandelt, wie ich gedacht habe; und wie ich dachte, so schrieb ich. Die Franzosen haben mich itzt beurtheilen gelernt, sie werden mir auch Glauben beymessen.

Ich habe das Recht, von mir eben so zu sprechen, wie ich von einem Fremden reden würde: meine Ehre ist gegründet, und ich glaube, daß sie niemand anfechten wird. Die allgemeine Stimme ist das Schild, welches mir zur Schutzwehr dient. In allen Vorfällen meines Lebens haben meine Handlungen die geläuterste Redlichkeit gezeigt, aus der meine Seele alle ihre Tröstungen geschöpft hat.

Es giebt Gegenstände, wo ein Schriftsteller von geringen Talent, aber groß wegen seiner Aufs

richtigkeit und Tugend, sogar den Mann von Genie zum Stillschweigen zu bringen hoffen kann. Allein der Schriftsteller, welcher mit eben dem Verhältnisse lobt oder schmähet, je nachdem er besoldet wird, der bey seinen betrüglichen Beobachtungen nur durch den Trieb seiner Selbstliebe geleitet wird, kann zwar einige schwachköpfige Leser für sich einnehmen, wenn er sie durch die Zauberkraft seines Styls zu verführen weiß; jedoch Freunden des Lichts, die ihm seine Maske abgenommen und seine Absichten entdeckt haben, bringt er Mißfallen und Verachtung gegen sich bey.

So gestimmt und bewafnet, will ich die Unwahrheiten, aus welchen der Briefwechsel des reisenden Franzosen zusammen gesetzt ist, von Grund aus zernichten. Was ich wahr darinnen finde, werde ich eingestehen; wo ich zweifelhaft bin, da werde ich mich nicht aufhalten; mit einem Worte, ich werde den Gang des Mannes in seiner wahren Beschaffenheit darstellen, der so viel Lärm gemacht hat, indem er die übertriebensten Unwahrheiten behauptete und seinen Verstand bis zur Ehrvergessenheit misbrauchte.

Ich habe für alle Völker, besonders aber für die Franzosen geschrieben. Sie haben mich mit der schmeichelhaftesten Wohlgewogenheit beehrt; ich bin stolz darauf, und will ihnen zeigen, daß ich derselben nicht unwürdig bin.

Man weiß, daß ich mit allen Hofkabalen, wovon ich schreiben werde, bekannt bin; kein Mensch als ich könnte besser die wichtigsten Hofgeheimnisse bekannt machen, und die auffallendsten Anecdoten erzählen; aber ich bin weder rachgierig noch unbescheiden genug dazu.

Es ist nichts so leicht, als Anecdoten zusammen zu stoppeln. Müßige Köpfe erfinden deren den ersten den sie antreffen. Wenn kein Widerleger da ist, so kann der unwahrscheinlichste Roman sich eben so gut Glaubwürdigkeit verschaffen, als die authentischste Geschichte.

Nach dem, was ich in diesem Buche sage, werden meine Leser urtheilen, was ich noch würde haben sagen können, wenn ich der muthwilligen Neugier einiger unbesonnenen Köpfe hätte schmeicheln wollen. Ich versichere bey meiner Ehre, daß ich Niemanden schmeichle. Keine Anreitzung, kein Eigennutz, es sey gerade zu oder nicht, verbinden mich, von Personen, erhaben genug über gewisse Verunglimpfungen, der Vertheidiger zu werden. Ich erfülle in diesem Werke nur eine der Pflichten, die meine Rechtschaffenheit mir befiehlt. Man hat redliche Bürger betrogen; man hat den Rand der Gefäße mit Honig bestrichen, aus welchen man sie ein fressendes Gift trinken läßt; man hat sie durch eine glänzende Logik, durch einen angenehmen und verderblichen Styl irre geführt. Ich kann diesen

Irrthum

Irrthum aufdecken; ich gehorche der Stimme meines Gewissens, und schreibe.

Alle die Thatsachen, die ich aufzeichnen werde, sind buchstäblich wahr. Alle die Personen, welche ich rechtfertigen werde, sind mir besonders und vollkommen bekannt. Ich habe seit vier Monaten Berlin verlassen, und kenne die Rolle des Mannes recht gut, die er daselbst gespielt hat, und dem man wenigstens die Veranlassung zur (Histoire secrete) geheimen Geschichte zuschreiben kann. Es ist vergeblich, daß er sich bemüht glauben zu machen, er sey dort mit einer gewissen Achtung erschienen. Es ist Thatsache, daß er in allen den Häusern, welche man in diesem Werke so sehr gemißhandelt findet, und von welchen er sich rühmt, Achtung und Wohlgewogenheit genossen zu haben, als ein Spion betrachtet worden ist.

Wenn ein Spion keinen Charakter hat, nicht durch den Titel eines Ambassadeurs oder Envoyés bevollmächtigt ist, so weiß man ja, daß er im Vaterlande wie im Auslande gleichviel gilt. Unser Verfasser hatte nur eine verdächtige Sendung. Es ist ja offenbar, daß weder der Herzog von Braunschweig, noch der Minister, Graf von Herzberg, ihm diese große Vertraulichkeit haben schenken können, deren er sich mit so lächerlichem Prunk öffentlich zu rühmen sich untersteht.

Ich beschäftige mich mit dem Inhalte und wiederhole, daß ich nur die Gegenstände tadeln werde, die ich wesentlich für tadelnswerth halte. Wenn diese Schrift den Beyfall des denkenden Publikums verdient und erhält, so verspreche ich sogleich die Anecdoten über die Preußische Monarchie durchzugehen, über welche der Minister Graf von Herzberg selbst, mich gewürdiget hat, ihm Aufklärung zu geben. Ich will darthun, daß der Sammler besonders durch die zu Rathe gezogenen Beobachter ist irre geführt worden, daß er bey mehreren Umständen selbst falsche Urtheile gefällt, und oft die Thatsachen entstellt habe.

Mit einem ernsten und zuversichtlichen Tone, mit einem stolzen Style überredet ein feiler und eingebildeter Schriftsteller überhaupt leicht diejenigen, welche wenig oder gar nicht von den abgehandelten Materien unterrichtet sind. Einem Schriftsteller dieser Art kann ich den Ruhm eines Mannes von Verstande nicht streitig machen; ich kann ihm zugeben, daß seine Beredtsamkeit Aufsehn macht, erhitzt und anzieht; allein nie werde ich ihm den Titel eines schätzbaren, gerechten und verständigen Mannes zugestehn; nie werde ich ihn unter die geringe Zahl der guten Köpfe setzen, welche Rechtschaffenheit und Tugend zur Führerin ihrer Talente gewählt haben.

Erstes Kapitel.

§. 1.

Die Nachricht an den Leser verspricht Sachen von Wichtigkeit und Treue. Zur letztern will ich meine Anecdoten beyfügen, welche den Irrthum und die Bosheit beweisen werden. In Ansehung der erstern können wir ohne Sorgen seyn, man müßte denn die zügellosen Aeußerungen eines Mannes, der nur schreibt um zu beleidigen, dafür gelten lassen. Es liegt am Tage, wie man in Frankreich mit einigen gutangebrachten Ausdrücken die Leichtgläubigkeit der Leser hintergeht. Die Meynung, die man darüber annimmt, hängt von dem Ansehen und der Wendung ab, die man dem bekanntzumachenden Werke giebt. Und was folgt daraus anders, als eine bizarre Energie, die einen Schriftsteller verleiten kann, unangenehme Geheimnisse zu veröffentlichen, und die Verschwiegenheit desjenigen Kabinets zu entehren, für welches er gekundschaftet hat! Uebrigens wird ein Unterthan des Moguls, der den politischen Briefwechsel des Fürstbischofs zu Lüttich mit dem Papste liest, nicht mehr im Stande seyn, über die Aufrichtigkeit des Spions zu urtheilen, der ihm Vertrauen abzwingt, als der

größte

größte Theil der französischen Nation die Vertraulichkeiten des Herzogs von Braunschweig gegen den Grafen von Mirabeau schätzen kann. Man müßte den Scharfsinn, die Klugheit und die Politik dieses erleuchteten Fürsten kennen, um eine richtige Idee von dieser vorgegebenen Vertraulichkeit zu fassen: alsdann kann man sich überzeugen, daß derjenige, welcher sich eine eben so unbescheidene Achtung von ihm erhalten zu haben unverschämt rühmt, nur ein betrügerischer Charlatan und stolzer Selbstsprecher ist; der glauben machen will, er habe an einem auswärtigen Hofe eine wichtige Rolle gespielt, da es doch nur die elende Rolle eines verächtlichen Söldners gewesen ist. Ich kenne den Herzog von Braunschweig genau, und alle, die ihn so wie ich kennen, werden ihn niemahls einer so strafbaren und lächerlichen als übelangebrachten Aufrichtigkeit gegen einen Menschen fähig halten, der nicht einmahl geschickt genug war, seinen schimpflichen Charakter zu verbergen, wenn anders Spionnerie einen Charakter giebt oder geben kann.

§. 2.

Das Urtheil, welches der reisende Franzose über die gegenwärtige politische Lage Europa's (man sehe S. 3 bis 10, Theil 1. der unter dem Titel: Geheime Geschichte des Berliner Hofes) über die Lieblingsideen des Kaisers, über die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft, über das was Frankreich thun müßte, fället, wenn es sich von

seinem

seinem Todesschlafe erwecken könnte, zeigt richtige, tiefgedachte und deutliche Zusammenstellung; es zeigt einen wirklichen und sichern Scharfblick. Als Menschenfreund, als unpartheyischer Beobachter würde ich die nähmlichen Resultate aus meinen politischen Kenntnissen ziehen. Ich habe demnach gegen dieses Kapitel, über welches ich so vollkommen mit dem Verfasser übereinstimme, keine Einwendung; doch muß ich einige Bemerkungen hinzufügen.

Jemehr ich die Triebfedern aufsuche, die Frankreich zum Ziel bringen könnten, oder alle Bürger und alle die, welche wirklichen Antheil an seinem Ruhme nehmen, leiten sollten, desto weniger nehme ich wahr, auf welche sichere Grundfeste Frankreich in diesem Augenblicke der Gährung, worinn es sich befindet, sich wesentlich und standhaft stützen würde. Ganz Europa ist in Bewegung; von allen Seiten durchkreutzen und vereinigen sich die Begebenheiten; jeder legt Frankreich Hindernisse in den Weg. Seine Constitution konnte ehedem mit dem Nationalcharakter übereinstimmen, itzt aber nicht mehr; sie ist ein altes gothisches Gebäude, das man niederreißen muß. Aber wo finden sich fähige Baumeister, dasselbe zu verneuen, ohne alles zu zernichten, und ein neues der Lage der Sachen, den Wünschen der Einsichtsvollen, mit einem Worte, ein dem allgemeinen und Privatinteresse wirklich anpassendes Gebäude aufzuführen? Zöglinge zu bilden, sind Lehrer, und zwar einsichtsvolle Lehrer nöthig:

wo

wo sind dergleichen? Um eine Pflanzschule anzulegen, wie Frankreich bedarf, sind zwey Generationen, eine vernünftige, feste und unveränderliche Standhaftigkeit nöthig, ohne welche das glänzendste Gebäude auf den Sand gebaut seyn wird. Doch in diesem Königreiche verändert sich alles augenblicklich; die Regierung eines Staatsministers ist veränderlich wie der Sturmwind. Und giebt man auf die Operationen der Staatsmänner Acht, so ändert jeder die Entwürfe seines Vorfahrers um, bald aus Stolz, bald aus Rache, und manchmahl noch aus sehr schmutzigen und entehrenden Ursachen.

Um dem Vaterlande nützlich zu seyn, um dessen Ruhm zu behaupten, muß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle Triebfedern der Maschine kennen, deren Leitung man ihm anvertrauet hat; er muß sie genau und im Ganzen überdacht haben, damit er im Stande ist, den Ereignissen auswärts Ansehen zu verschaffen. Er muß die Stärke seiner Nation mit der seiner Nachbarn im Gleichgewicht zu erhalten, und den Nationalgeist von den Gesinnungen der Privatmänner zu unterscheiden wissen. Er soll im Stande seyn, jeden sich ihm Zudringenden zu schätzen, und ihn nach Verhältniß seiner Fähigkeit mit Nutzen anzustellen. Unter den Rechtschaffenen des Landes sey er der Erste, von dem alle Selbstliebe verbannt ist, und der bey keinen seiner Entwürfe den Privatabsichten und dem guten Glücke den Zugang verstattet. Ueber-

haupt muß er ein tugendhafter, ein gelehrter und ein seit langen Jahren in Staatsgeschäften geübter Mann seyn; besonders in solchen, die das allgemeine Beste angehen, dessen Erhalter er ist. Er darf keine Neigung zur Partheylichkeit haben, und muß nie den Bemühungen der Kabale nachgeben.

Aber wo findet man einen solchen Mann? Und wenn er auch unter dem Haufen Thoren anzutreffen ist, wie soll man ihn ausfindig machen? Auf welche Art soll man den König überzeugen, daß der ewige Wechsel der Staatsminister die Hauptquelle alles Unglücks des Landes, aller Stockung der Geschäfte sey? Daß eben dadurch die Alleinherrschaft der Intrigue gestärkt wird, daß dadurch bey den benachbarten Staaten Geringschätzung entsteht, und sie die schönste Gelegenheit erhalten, von jedem Vorfalle Nutzen zu ziehen, um dadurch die Entwürfe, welche dem Königreiche zum glücklichsten Rettungsmittel würden dienen können, zu nichte zu machen. Niemand wird die Eifersucht läugnen können, welche die Franzosen in Europa überhaupt erregen; eben so wird auch Niemand daran zweifeln, daß ihre Nebenbuhler nicht alles anwenden sollten, um die Unordnung in ihrer Staatsverwaltung zu unterhalten, die seit langer Zeit daselbst herrscht. Einige Köpfe sind übrigens durch verschiedenes Interesse erhitzt worden, welche auch durch die vernünftigsten Bemühungen immer schwer abzukühlen seyn werden. Wohlklingende Worte

entschei-

entscheiden in Frankreich alles, und erhalten es in dem unglückseligsten Zustande der Unthätigkeit, worein es gesunken ist. Ein einziger zierlicher Redner, ein einziger angesehener Schriftsteller zieht ihre Aufmerksamkeit von den ernsthaftesten Dingen weg, indem er die Ohren des Volks, das so gern lieblichklingende Worte und künstliche Ausschmückungen hört, mit schönen und überhäuften Bildern belustiget. Er braucht nur einige schöne Phrasen, um scharf und tiefdenkende und mit Klugheit handelnde Männer, die jedoch von der Natur diese leichte Beredsamkeit, diese Kunst, glänzende Worte zusammen zu häufen, nicht haben, wodurch der Verstand der Schwachköpfe gefesselt und der größte Theil mit fortgerissen wird, zum Stillschweigen zu bringen. Allein mit Worten kann man keine Regierung gründen, oder wiederherstellen. Hierzu sind weise, wohl und reiflich überlegte Plane, und Kenntniß der vernünftigsten Politik, der Nationalrechte, des Natur- und Völkerrechts, verbunden mit dem Interesse aller Staaten, nöthig.

§. 3.

Ich könnte diese Betrachtungen noch weiter ausdehnen, aber diese dornichte und kützliche Materie ist nicht meine Sache. Alle meine Wünsche zwekken auf den Ruhm eines Volks ab, das weder verdient hat in den Abgrund des Despotismus zu sinken, noch das Spiel oder Opfer eroberungssüchti-

ger Staaten zu werden. Ich werde immer denken, daß auch die spitzfindigste Politik ohne Wirkung ist, und daß sie nur Geringschätzung bewirken kann, wenn sie den Fehler gemacht hat, ihre Schwächen vor den Augen von ganz Europa zu entdecken. Franzosen! befestiget eure Staatsverwaltung, und überzeugt eure Nachbarn mit hinreichenden Gründen, um den Drohungen Gewicht zu geben, die ihr machen könnt. Sobald es die Umstände fordern werden, so zeigt eure Stärke. Alsdann erst werden Kundschafter, wie euer Reisender, indem sie mit vernünftiger Beurtheilung auf alle Ereignisse an auswärtigen Höfen Achtung geben, dem Kabinet nützlich seyn können. Gegenwärtig sind sie verachtet und gefährlich; sie schaden euch, besonders, wenn sie unbescheiden genug sind, das zu veröffentlichen, was immer im Dunkel undurchdringlicher Geheimnisse hätte bleiben sollen. Mit solcher Unbescheidenheit erregt man Abscheu, beleidigt, entfernt seine Nachbarn, erregt Feindseligkeit bey den beleidigten und gemißhandelten Personen; endlich bewirkt man den geheimen Wunsch nach Rache. Noch mehr, die Nachsicht, mit der man die Histoire secrete durch Henkers Hand zerreißen und verbrennen ließ, ist die Folge einer übelgeordneten Politik, und muß schädliche Folgen haben. So kann die Unbesonnenheit eines einzigen Ehrsüchtigen für die Zukunft einer schuldlosen Nation Unglück verursachen, ohne daß sie jemahls den geringsten Vortheil von dem stolzen und unanständigen Vorwitze hat.

Die

Die in Paris gedruckte Geschichte des Berliner Hofes hat den Preußen weder Zutrauen noch Achtung für die Franzosen beygebracht, und ich wünsche recht aufrichtig, daß sie keine größern Uebel nach sich ziehe. Der König von Preußen, sein Hof und seine Freunde sind darin von der verächtlichsten Seite vorgestellt. War es denn dem Kabinet zu Versailles so gleichgültig, daß man eine beym itzigen Gleichgewicht von Europa der Aufmerksamkeit so würdige Macht beleidigte? Jeder einsichtsvolle Mann verwunderte sich über die Nachläßigkeit in Untersuchung gegen den Verfasser, und über die Gleichgültigkeit, womit das Parlement diesen Frevel gegen die Staatspolitik behandelte. Persönliche Beleidigungen sind gegen das Völkerrecht und gegen die schuldige Achtung, wozu sich die Regenten stillschweigend verpflichten. Um so mehr beleidigt hier die Billigkeit, da die beleidigende Nation nicht im Stande ist, der beleidigten, welche von ihr Ehrenerklärung fordern kann, Stillschweigen deshalb zu gebieten. Ich will diß durch ein ganz neues Beyspiel erläutern. Da Preußen siebenzehn Tausend Mann nach Holland marschiren ließ, versprach Frankreich den Patrioten seinen Schutz; es munterte sie auf, sich gegen den Preußischen Einmarsch zu vertheidigen, und sogleich verließ es sie ohne Errôthen. Dieses Betragen hat es um seinen Einfluß und seine Achtung gebracht, die es noch in Europa genoß. Anstatt diesen Schandfleck durch eine in die Augen fallende Handlung und auf eine

gefällige Art, die eine weitausgedehnte Politik bewirken könnte, wiederum auszuwischen, gestattet man einem geldhungrigen und ehrsüchtigen Bürger, ein lügenvolles und beleidigendes Werk bekannt zu machen. Durch die Confiscirung macht man nur das Buch bekannter, verdoppelt den Preis, und befördert das Glück eines unverschämten Satyrenschreibers, dessen Feder Haß und Rache gegen sein Vaterland bewafnen kann.

Man verzeihe mir diese Bemerkung. Ich weiß, was man mir über diesen Gegenstand von Berlin aus schrieb. Die Gelehrten daselbst glaubten den schuldigen Respect zu verfehlen, wenn sie den Verfasser mit ihrer Widerlegung beehrten. Ich habe schon gesagt, daß jeder Preuße ihn zu widerlegen sich fürchtet, weil er für partheyisch gehalten werden würde. Ich muß hinzusetzen, daß in diesem Werke, oder lieber zu sagen, in dieser Schmähschrift, Wahrheiten enthalten sind, die mit Recht erkannt werden, und die ein Berliner Bürger zu bekennen Bedenken tragen müßte.

Ob ich gleich in Preußen gebohren bin, so kann ich gar wohl etwas unternehmen, was andere sich nicht unterstehen wollen. Ich habe den Ruhm von Unpartheylichkeit erworben, und Niemand wird mir ihn ins Gesicht streitig machen können. Meine Feder ist niemahls weder durch niederträchtige oder feile Schmeicheley geleitet worden, noch wird

sie

sie es je werden. Ich habe mit keinem Kabinette in Europa einen geheimen Briefwechsel; das Betragen und die Schreibart der Spione sind mir fremd, und ich suche weder Schutz noch Beyfall beym Jan Hagel der Leser. Ich zeichne meine Urtheile über jeden Gegenstand so auf, wie sie in meiner Seele sind; und wenn träumerische oder boshafte Menschen mir ihren Beyfall versagen, so wird meine Ruhmsucht durch Verweigerung einer nie begehrten Beystimmung nicht gekränkt. Ich habe aus meiner Kenntniß des Landes die Gründe genommen, auf welche ich meine Widerlegung baue. Ich werde durch keine Leidenschaft geleitet, ich erkläre mich mit Aufrichtigkeit, und vervielfältige nicht schöne Phrasen, weder um das Leere meiner Ideen zu verbergen, noch durch Trugschlüsse die Einbildungskraft meiner Leser zu erobern.

Uebrigens gehört alles das, was dieses Kapitel über die gegenwärtige politische Lage Europa's enthält, nicht in meinen Plan. Meine Lage ist so beschaffen, daß ich mir, um neuen Verfolgungen auszuweichen, versagen muß, über gewisse politische Gegenstände meine Meynung bekannt zu machen. Ich habe genug gesehen, genug beobachtet, um daraus sichere Schlüsse ziehen und meine Bemerkungen vereinigen zu können. Man kennt die Art, deren ich mich zu meiner Belehrung bediene, und sie ist der des reisenden Franzosen nicht ähnlich. Der Gang eines Spions ist nicht für Trenk passend.

send. Ich habe in jedem Staate Europa's mächtige Freunde, und meine Redlichkeit hat mir ihre Zuneigung erworben. Die Ruderschiffe aller Regierungen mögen getrieben werden wie sie wollen, oder so gut sie es können, ich werde keiner weder als Lootsmann noch als Ruderer dienen. Ich kenne die einen wie die andern, ihre Admirals, ihre Kapitains, ihre Steuermänner und den Hafen, welchen sie suchen, indem sie die Seegel nach dem Winde der Kabale und Intrigue streichen; ich sehe endlich ihre Artillerie bereit, die übelgestellten Flotten zu beschießen, oder den Schlummer derjenigen zu benutzen, in dem sie unbedachtsam auf ihren Schiffen liegen. Nicht ein Wort sage ich mehr davon.

Zweites Kapitel.

§. 1.

Was der Reisende von Pohlen sagt, muß auf das Nachstehende eingeschränkt werden.

Die Staaten des Königs von Preußen sind von Pohlen umgränzt. Die Russen können Preußen gemächlich nach Gefallen verwüsten. Seit der Theilung von Pohlen ist der Kaiser von den Preußischen, Brandenburgischen und Pommerischen Gränzen nur sechsunddreyßig Meilen entfernt. Er kann einen großen Theil der Weichsel einnehmen, welche den westlichen Theil von Preußen durchströmt, und alle Vortheile eines schnellen Einfalls gewährt. Preußen muß es daher immer zu verhindern suchen, daß der Kriegsschauplatz niemahls in diese Theile von Pohlen gespielt wird, es koste ihm auch was es wolle. Es ist sein Vortheil, wenn die Republik Pohlen gut und feste begründet ist, damit sie nicht von der Kaprice seiner Nachbarn abhängt. Jemehr sie auf der einen Seite Festigkeit erlangt, desto mehr Ruhe wird sie auf der andern bewirken. Der Kaiser zieht keinen Vortheil von Pohlen; aber die Preußen werden alle pohlnische Producte ein-

führen können, und verfertigen daraus einen Theil ihrer Fabrikwaaren. Der gute Zustand und das Wachsen ihres Handels hängt sogar von den Bedürfnissen und Producten Pohlens ab. Es ist daher unwidersprechlich wahr, daß ihr Hauptendzweck seyn muß, Rußland von allem Einflusse auf diese Republik zu entfernen. Nachdem der Kaiser sich bekannt gemacht hat, ist er weniger furchtbar, und die Preußische Macht hat nicht mehr Gefahr zu fürchten als von Seiten Rußlands. Um sich wegen dieser Macht zu entschädigen, muß es ihren Einfluß auf die Unruhen in Pohlen zernichten, und man kann ihnen ihre wegen Asien gemachten Entwürfe lassen. Und wenn sie versichert sind, daß ihnen hier Preußen keine Hindernisse in den Weg legt, so würde es vom übrigen vereinigten Europa thörigt seyn, sich ihren Eroberungen entgegenstellen zu wollen. Nach diesen Grundsätzen muß es deutlich seyn, daß eine gesunde Politik die Höfe zu Berlin und Petersburg bald nöthigen wird, ihre Mittel zu vereinigen, da die Oesterreichische Allianz nur augenblicklich ist, und da der geringste Zwischenvorfall derselben ganz ein Ende machen kann.

§. 2.

Die unvernünftige Politik des Fürsten Potemkin, eines harten und unbiegsamen Mannes, eines recht orientalischen Despoten und geschwornen Feindes

des jedes Teutschen, hat nicht wenig zu der vortheilhaften Lage beygetragen, in welcher sich der König von Preußen gegenwärtig befindet. Er hat alle Freyheiten der Livländer und Curländer mit Gewalt an sich gebracht. Diß Verfahren hat die Nation erbittert; sie träumt itzt von ihren alten Herrn, den Schweden, und bey erster Gelegenheit werden sie sich unter den Schutz des Königs von Preußen begeben, der ihr einziges Rettungsmittel geworden ist. Uebrigens entfernt sich der Handel von Riga und Reval, den Häfen Livlands, und wendet sich nach Königsberg. Die vornehmsten Kaufleute erwarten nur eine Gelegenheit, um sich ganz in Preußen niederzulassen. Allem Anscheine nach wird Danzig, gegenwärtig unter der Abhängigkeit seines mächtigen Nachbars, bey dieser Revolution nicht die letzte Rolle spielen. Ich kann sogar hinzufügen, daß es fast unglaublich ist, wie sehr seit einiger Zeit die Russischen Rubel die Preußischen Reichthümer vermehrt haben. Alles dieses ist eine Folge von Potemkins Handlungen. Bald wird man in Curland Ereignisse sehen, woraus erhellet, daß das Berliner Ministerium die Zeitpunkte zu benutzen weiß, um einen eben so unvermutheten als gewissen Streich auszuführen. Man hat gesehen, was es in Holland that, und man wird nicht lange säumen, es in Pohlen thätig zu sehen, wo Frankreich seine Macht vernachlässigt und verlohren hat, und nicht mehr im Besitz seiner Geldquellen ist, seit dem man dort seine Kräfte

abge-

abgewogen und die Unbeständigkeit seiner Hülfsmittel erkannt hat.

Hier ist mein kurzer Abriß von dem, was ich von der gegenwärtigen und zunächst folgenden Lage Pohlens denke. Man wird die Großen dieses Landes immer als eine Welle betrachten müssen, die der Wind nach seinem Gefallen treibet und lenket, und die keiner andern Richtung folget, als die er ihr giebt. Was das Volk anbelangt, das nur sein Elend zu verlieren hat, das muß dem Stärkern und Entschlossenern folgen. Auf jedem Fall kann es nicht unglücklicher werden, als es itzt unter dem beschwerlichen Joche seiner Edelleute, Mönche und Juden ist, den Pächtern seines Fleißes, seines Vermögens und seines Lebens selbst. Die reichen Herren werden bald ihre Wahl treffen; sie werden ihren feilen Patriotismus auf die Macht wenden, welche sie bereit sehen, ihre großen Besitzungen mit Gewalt an sich zu reißen. Ein kleiner Despote ist weit besorgter, seine Privilegien zu erhalten, und seine Bedrückungen fortzusetzen, als daß er die Fortschritte desjenigen begünstigen sollte, der ihn berauben könnte. Itzt würde ein Russischer General, der mit einem Corps in die Starosteyen einrückte, hinreichend seyn, die Preußische Parthey zu zerstreuen.

Die Politik fordert daher von Preußen, daß es augenblicklich den Zustand von Pohlen ändert,

und alles verspricht, daß es dieses mit glücklichem Erfolge versuchen kann. Der Kaiser verwüstet durch den Türkenkrieg seine Staaten, schwächt seine Armee, und verliert seine Helden. Im verflossenen Jahre versprach der König von Preußen seinem Minister, dem Fürsten Reuß, auf sein Ehrenwort, er wolle ihm freye Hände lassen, und sich auf keine Art in diesen Krieg mischen. Indessen würde er einen gerechten Unwillen wegen der persönlichen Verachtung, welche der Kaiser oft im Sprechen von ihm geäußert hat, und wegen alle dem unschuldigen oder beißenden Scherz, den er sich in Ansehung seiner Person erlaubt, haben zeigen können; aber er hat alles aus Großmuth vergessen. Und in der That, ein offensiver Krieg würde Friedrich Wilhelmen weit weniger Vortheil bringen, als die Sorge, seinen Staaten eine gegründete und kluge Neutralität zu erhalten. Hierdurch macht er Künste und Wissenschaften, Gesetze und Handlung blühend, unterdessen seine Nachbarn sich wegen chimärischer Eroberungen ruiniren und zerstören.

§. 3.

Gesetzt, daß der Kaiser alle türkische Provinzen in Europa sich erwirbt, sodann nähert er sich eben so viel Mächten, daß er Asien zu fürchten haben kann. Er gewinnt ein verwüstetes und zerstörtes Land, das jederzeit bereit ist, sich gegen seinen neuen Herrn zu empören. Ohne Vestungen kann nichts

sicher

ſicher erhalten werden, dieſe zu erbauen wird Geld erfordert, und er hat keins. Indem er den größten Theil ſeiner Armee zur Vertheidigung der Gränzen aufopfert, iſt es auch nöthig, die Völker unter dem Gehorſam zu erhalten. In dieſem Falle entblößt er die Seite von Schleſien, und ſein Intereſſe ſelbſt will, daß er in dem Augenblicke, wo der Friede unterzeichnet wird, dem Berliner Hofe das ganze öſterreichiſche Pohlen abtritt. Man kennt den Gang der Staatswirthſchaft in den öſterreichiſchen Staaten. Um den Verluſt wieder zu erſetzen, den man itzt ſchon empfindet, ſind Jahrhunderte nothwendig, es müßte denn der Zufall einen Friedrich den Zweyten hier gebohren werden laſſen. Ohne die Dazwiſchenkunft eines Mannes von Geiſt, der eben ſo weitumfaſſend als ſtandhaft in ſeinen Entwürfen iſt, wird man hier niemahls das Chaos in Ordnung bringen, und keinen Plan zur Wiederherſtellung befeſtigen können.

Indem man dieſes Wunder erwartet, befindet ſich Preußen in einer Lage, wo es dem übrigen Europa Geſetze vorſchreiben kann. Ich könnte dieſe Behauptung mit unwiderſprechlichen Beweiſen unterſtützen, aber die geheimen Angelegenheiten großer Reiche werden nie von mir entſchleyert werden. Ich will ganz und gar nicht das Anſehen haben, Geheimniſſe des Briefwechſels zu verrathen. Man hat mir mehrere Mahle Aufträge, denen des reiſenden Franzoſen ähnlich, gemacht, aber

mein feines Gefühl und meine Redlichkeit haben sie standhaft zurückgewiesen. Das, was ich von den geheimen Staatsgeschäften weiß, werde ich für mich behalten; nur zu meiner eigenen Belehrung bin ich beschäftigt gewesen, sie zu entdecken. Ich werde daher keineswegs meine Neugier durch eine strafbare Unbescheidenheit entweihen. Von dem Standpunkte, wo ich stehe, betrachte ich die Unfälle, womit Europa bedroht ist, mit der gerührtesten Empfindsamkeit, die ein rechtschafner Bürger empfindet, wenn er die Drangsale vorherzusehen hinlänglich unterrichtet, aber zu schwach ist, um sich ihrem traurigen Einbruche entgegen zu stellen.

Einem gewöhnlichen Plauderer ist es sehr leicht, wider die Mißbräuche der Regierungen zu schwatzen; allein eigene Mittel, sie abzuschaffen, zu ersinnen, die Triebfedern anzuzeigen, welche die politische Maschine wieder in Gang bringen, Plane zu entwerfen, das Glück der Nation zu sichern, indem die Entwürfe der benachbarten Nationen scheitern, nutzbare Materialien vorzubereiten, ehe man den Wiederaufbau anfängt, das ist der gordische Knoten, das ist die Sandbank, auf welcher alle die Wortkrämer scheitern. Sie sprechen von augenscheinlichem Verluste, und erheben Zweifel, um Schwierigkeiten entstehen zu lassen, die sowohl den Geist der Empörung einhauchen, als auch zu allen Greueln der Anarchie führen.

Es ist daher besser zu schweigen, als eine gefährliche Aufmerksamkeit über äußerst delicate Gegenstände zu erregen, wenn man nicht zugleich das Uebel und das Heilmittel kenntlich machen kann.

Drittes Kapitel.

Ich will in diesem Kapitel einen flüchtigen Blick auf die gegenwärtige Lage der Europäischen Staaten werfen; ein Gegenstand, auf den diejenigen, die dieses Buch ohne Vorurtheil lesen, und einigen Nutzen daraus schöpfen wollen, nothwendig Achtung geben müssen.

Ich will anfangs von Deutschland reden, von diesem römischen Reiche, das man in den Pariser Gesellschaften so wenig kennt, und stets mit den Erblanden des Oesterreichischen Hauses verwechselt.

§. 1.

Der römische Kaiser ist im Grunde nur dem Nahmen nach König im deutschen Reiche; er führt den Nahmen eines Oberherrn des Reichs, unter den Bedingungen und nach Ablegung des Eides, die Freyheiten des deutschen Staatskörpers zu schüzzen. Das allgemeine Appellationsgericht für die Streitsachen ist zu Wien und Wetzlar errichtet; aber der Kaiser urtheilt und entscheidet nichts, sondern der gesammte Reichshofrath. Der Kaiser hat weder das Recht noch die Macht, etwas an den Grundgesetzen zu ändern; er kann keine Sub-

sidiengelder fordern, auch sogar keine Truppen werben, außer in dem Falle, wenn alle Fürsten und Reichsstädte zusammen einwilligen, ihm, zur Vertheidigung seiner Rechte, eine Summe Geld oder ein Hü fscontingent beyzutragen. Lange Zeit hindurch haben die französischen Partheyen diese Hülfsquelle so unzugänglich gemacht, daß das österreichische Haus auch in der dringendsten Noth daraus nur einen mittelmäßigen Vortheil ziehen konnte. Wenn die beyden Höfe zu Wien und Versailles uneins waren, so war Deutschland der Schauplatz des Kriegs. Aber alles hat sich geändert, sowohl auf dieser als jener Seite; und bey dieser Veränderung ist der Nachtheil auf Seiten Frankreichs.

Im Jahr 1768, hatte der Kaiser mit dem Könige von Preußen eine geheime Unterredung, in welcher er ihm den Vorschlag that, Deutschland mit ihm zu theilen. Ich habe diese merkwürdige Anecdote aus dem Munde eines der ersten Staatsmänner. Der listige Friedrich benutzte dieses Vertrauen so, daß er die Gemüther der deutschen Souverains von dem Interesse des Kaisers entfernte; er stellte ihnen denselben als einen Usurpator vor, als einen Meineidigen, der den bey seiner Krönung geleisteten Eid, die deutsche Freyheit zu beschützen, gebrochen habe. Man glaubte ihm nicht überall auf sein Wort, weil der authentische Beweiß fehlte; allein das Gift war ausgestreuet, und nach und nach brachte es eine allgemeine Wirkung hervor.

Der

Der Kaiser, der hitzig und unternehmend ist, und der sein ganzes Vertrauen auf seine Kräfte, nach der übertriebenen Meynung die er davon hegt, stützt, zögerte nicht, Händel zu suchen. Er wandte alles an, um den pfälzischen Minister, Herrn von Ritter zu Wien, und den Minister des Churfürsten von Bayern dahin zu verführen, daß sie, zum Nachtheil der deutschen Reichsgesetze, eine Cession ihres Landes unterzeichnen sollten. Seine Absicht war, zum Besitz von Bayern zu gelangen, wenn er deswegen etwas weniges aufopferte.

Der Minister, Graf von Herzberg, fühlte den Streich, den eine solche Unternehmung der deutschen Freyheit beybringen mußte; er theilte seine Gedanken dem König von Preußen mit, überredete ihn, und brachte ihn so weit, daß er den Krieg erklärte. Maria Theresia war auf ihrer Seite klug genug, um die Folgen dieser Begebenheit vorher zu sehen; sie hielt das Blutbad auf, und beförderte den Frieden. Gleichwohl fuhr Friedrich fort, den Saamen des Hasses, den er ausgesäet hatte, dadurch zur Reife zu bringen, daß er den Kaiser als einen Feind des Vaterlandes aufstellte.

Bald darauf brach eine neue Ursache zur Uneinigkeit bey Gelegenheit der Schelde aus; der Kaiser ließ Truppen nach Holland marschiren. Friedrich unternahm nichts öffentlich; allein seine Politik hetzte nun vollends alle Fürsten wider das

Oberhaupt des Reichs auf; und damit gelang es ihm um desto leichter, weil die Verachtung, mit welcher der Kaiser jene behandelte, ihnen keine günstigen Gesinnungen einflößte.

Dieser Krieg mit Holland wurde durch gewisse Mittel beygelegt, die in Europa allgemein bekannt sind. Das Ansehen des Königs von Preußen wurde dadurch erhöht; man sahe ihn als den Beschützer, als den Wiederhersteller der deutschen Freyheit an.

Kurz nachher gab der Capitain-Passa dem Minister des Königs von Preußen zu Constantinopel Nachricht, daß der Kaiser mit dem französischen Hofe eine Theilung des deutschen Reichs beschlossen habe. Der Graf von Herzberg zog Erkundigungen ein; er entdeckte auch welche, die zureichend waren, einen Plan, den er lange reiflich überlegt hatte, eilends auszuführen. Man beorderte an alle Höfe Deutschlands Männer, denen man die gemessensten Verhaltungsbefehle gegeben hatte, und daraus erfolgte nun der berühmte deutsche Fürstenbund wider die Entwürfe des Kaisers. Dieser Bund ist ein Geniestreich. Der Graf von Herzberg allein hat ihn entworfen, bearbeitet und durchgesetzt, und Er befestiget die Ruhe Deutschlands eben sowohl wider Frankreich als wider den Kaiser. Durch denselben ist der König von Preußen im Stande, den andern Mächten Europa's Gesetze zu geben, der Dictator der Deutschen zu seyn,

die

die gegenwärtig zu ein und eben demselben Endzweck vereiniget sind. Und es ist glaublich, daß Holland, Schweden und vielleicht auch Pohlen in Kurzem dazu beytreten werden. Friedrich Wilhelm kann also eine Armee von 130 bis 150000 Mann auf die Beine bringen, ohne einen einzigen Soldaten von seinen Truppen auszuheben, und sie anführen wider den oder die, die Deutschland überfallen wollen. Der Kaiser kann Frankreich nicht zu Hülfe kommen; dieses kann nicht die geringste Bewegung zum Besten des andern machen, weil von beyden Seiten die Fürsten der deutschen Kreise sich dem Einmarsch ihrer Truppen widersetzen würden. Das römische Reich, das nun jederzeit bereit ist, sich wider den Kaiser und seine Bundsgenossen zu bewafnen, ist jetzt nicht mehr das, was es vor diesem war; es ist heut zu Tage furchtbarer, als jemahls.

Diese wesentliche Bemerkung sollte der Weisheit der Nationalversammlung, die der König von Frankreich zusammen berufen hat, nicht entgehen. Dieses Reich, welches sich nothwendig dadurch schwächen muß, daß es neue Eroberungen zu machen sucht, sollte sich einzig und allein mit der Sorge beschäftigen, die innere Verwalung seiner weitläuftigen Besitzungen zu befestigen. Wenn es einen Theil seiner Landtruppen verabschiedet, wenn es alle seine Kräfte auf die Seemacht vereiniget, so könnte es — — — Allein ich sehe, daß ich

mich zu Gedanken hinreißen lasse, die über meine Einsichten gehen. Es kommt mir nicht zu, Entwürfe für Frankreich zu schmieden. Ich habe einiges Licht über das Kapitel des Grafen von Mirabeau verbreiten wollen, und ich habe mich als Weltbürger erklärt. Die Zeit wird enthüllen, was meine Feder und mein Herz, zum Vortheil Europa's, dem eine nahe und schreckliche Revolution droht, gern einleuchtender gezeigt hätten. Keine Ursache verbindet mich, für den persönlichen Ruhm der Souverains, denen ich in keiner Rücksicht etwas zu verdanken habe, zu sprechen, und ich werde an der Ausführung keines ihrer Entwürfe arbeiten; aber ich seufze über das Schicksal der Völker; ich sehe das Ungewitter, das sich aufzieht, sie zu zertrümmern, und es ist mir wenigstens erlaubt, zu wünschen, daß sie doch den gegenwärtigen Augenblick benutzen, aus ihrer langen Schlafsucht erwachen, und wieder aufleben möchten, um das Unglück zu verscheuchen, das sich ihnen nahet.

§. 2.

Es bleibt mir wenig zu sagen übrig, um diese politische Uebersicht zu ergänzen. Der König von Preußen befindet sich, außer dem Bündniß mit dem deutschen Staatskörper, den er allein in Bewegung setzen, und denselben eine große Rolle spielen lassen kann, in der vortheilhaftesten Lage. Er hat eine Armee von 250000 Mann, deren große

Tapfer-

Tapferkeit allgemein bekannt ist. In vier Wochen kann er sie mit 24000 Mann vermehren, die alle geübt und im Stande sind, gegen den Feind zu marschiren. Seine Zeughäuser sind mit Waffen zu 600000 Mann versehen; seine Magazine sind angefüllt; und sie können nicht nur seine Truppen, sondern auch im Fall eines Mißwachses sein ganzes Volk ein Jahr hindurch ernähren. Sein Schatz enthält 130 Millionen Thaler, und die Unterthanen sind dem Staate 40 Millionen schuldig, die im Umlaufe sind. Er hat gute Officiers, vortrefliche Generale; seine Festungen sind in gutem Vertheidigungsstande; er hat mächtige Alliirte. Die Handlung blüht in seinen Staaten, und die Milde seiner Regierung vermehrt täglich die Bevölkerung. Patriotismus ist die allgemeine Grundveste des Preußischen Dienstes. Die Minister sind rechtschaffene Männer, die sich schämen würden, durch die Beute des Staats sich zu bereichern; kurz, die Maschine, errichtet durch den Geist und die Talente des großen Friedrichs, hat ihr Gleichgewicht, ihre Triebfedern und ihre Stärke unter der Regierung seines Nachfolgers behalten. Man hat das Gerücht ausgestreuet, als ob die große Freygebigkeit Friedrich Wilhelms den Schatz vermindert habe. Dies Gerücht ist falsch, ungereimt, und ich kann auf mein Ehrenwort bekräftigen, daß er ihn nicht um einen Heller ärmer gemacht hat. Nach dem Tode des hochseligen Königs hat man in seiner Schatulle 7 Millionen besonders erspartes Geld

 gefun-

gefunden, 200 Tabatieren von einem großen Werthe, und viele Juwelen; auch hat er noch 3 Millionen von der Prinzessin Amalia geerbt. Alles dieses war mehr als zureichend, um die Ausgaben für seine Person, welche er seit seiner Thronbesteigung gemacht hat, zu bestreiten, und auch zugleich die Schulden zu bezahlen, die er als Kronprinz machte.

Nach sechs Monaten hat man angefangen, die Reichthümer des Schatzes zu vermehren. Diejenigen, die geglaubt haben, Friedrich Wilhelm verstehe sich schlecht auf die Oekonomie, welche die Stärke und Ruhe seiner Staaten befestigen kann, haben sich gewaltig betrogen. Er ist im Gegentheil ein sehr thätiger und verständiger Oekonom. Wenn er 100000 Thaler für seine Maitresse verwendet, so wird eine solche Kleinigkeit Preußen nicht zu Grunde richten; sie wird seinen Völkern keinen Anlaß geben, zu murren, vorzüglich wenn sie bedenken, was andere Souverains in Dingen verschwenden, die den Luxus und den Eigensinn betreffen, ohne sich an die Noth ihrer Unterthanen zu kehren, ohne sich über die doppelte Auflage zu beunruhigen, die man ihnen zur Befriedigung eines Aufwands auflegt, der eben so unnütz als drückend ist. Uebrigens liebt er den Frieden, obgleich sein kriegerischer Geist fähig ist, ihn unter den Helden auszuzeichnen, wenn man die Unbesonnenheit hat, seinen Zorn zu reitzen. Warum sollte man nicht etwas

den

den Ergötzlichkeiten eines Fürsten bewilligen, dem seine Einrichtungen das doppelt einbringen, was er in seinen müßigen Stunden aufwendet.

Das ist alles, was ich über diesen Gegenstand in der Kürze zu sagen hatte: ich gehe zu einer andern Untersuchung über.

Viertes Kapitel.

§. 1.

Der erste Brief enthält nichts Merkwürdiges; der Reisende schmeichelt darin seinem Minister sehr, indem er ihm einen Abt empfiehlt. Bey dieser Empfehlung vergißt er denn nun nicht, sein eigen Verdienst gewaltig herauszustreichen.

Der zweyte redet von der Krankheit des verstorbenen Königs, und fällt auf Materien, welche jetzt weder Bemerkung noch Widerlegung verdienen.

§. 2.

Im dritten Briefe läßt sich der Reisende sehr weitläuftig aus über eine von seinen Unterredungen mit dem Herzog von Braunschweig: da will er seine politischen Fähigkeiten entwickeln, und zeigen, mit welchem Scharfsinn er in die Seele, in die Gesinnungen dieses Fürsten eingedrungen ist, den man als den feinsten Politiker in Europa ansehen kann. Er geht so weit, daß er sich rühmt, ihm angerathen zu haben, das Ruder der Geschäfte in Preußen zu ergreifen, und dadurch das Herz des Königs zu regieren. Ich glaube, man hat nicht nöthig, eine

so unverschämte Großprahlerey zu widerlegen. Der Herzog von Braunschweig ist gewiß nicht der Fürst, daß er jemanden verleiten sollte, ihm etwas Unanständiges unverschämter Weise anzuvertrauen; und wenn der Briefschreiber es wagt, zu behaupten, daß dieser Prinz mit ihm hierüber im Vertrauen zu reden die Gnade gehabt hat, so lügt er. Welcher vernünftige Mann könnte wohl glauben, daß ein so scharfsichtiger als zurückhaltender Fürst, seine geheimen Gedanken einer Privatperson hätte eröffnen können, die als der Spion eines Hofes bekannt war, dem daran gelegen seyn mußte, die Geheimnisse seiner Politik auskundschaften zu lassen?

Um seine Eigenliebe zu befriedigen, will ich glauben, daß er durch die Lebhaftigkeit seines Geistes den Beyfall des Herzogs erhalten, und daß seine Unterredung ihm nicht misfallen habe; allein daß diejenigen, die diesen Prinzen kennen, glauben sollten, er habe nur einen Augenblick von einem Spion betrogen werden können, das ist unmöglich.

Er sagt unter andern auch in diesem Briefe, indem er von dem Herzog redet: „Dieser Mann ist zu weise, als daß er den Weisen furchtbar seyn könnte.“ Das ist unstreitig nur französischer Witz. Ich überlasse daher den Weisen

Frankreichs die Erklärung dieser Redensart, die für einen Deutschen ganz neu ist, und ich gestehe, daß ich nicht so weise bin, um zu verstehen, was der weise Herr von Mirabeau sagen will.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

§. 1.

Im vierten Briefe fängt der Reisende an, seinen bittern Unwillen, alle sein Gift und Galle über den König Friedrich Wilhelm auszuschütten. Er will sogar zu verstehen geben, daß ihm der Herzog von Braunschweig, ihn in der von diesem Fürsten gefaßten Meynung zu bestärken, dienliche Beweise gegeben habe. Er erklärt sich so, daß der König Friedrich Wilhelm eine unheilbare Schwäche besitze, daß die verderbtesten Freunde sich täglich mehr Gewalt über ihn anmaßen; daß er von dem fantastischen und mürrischen Bischofswerder regieret werde.

So ist der Begrif, den ein unverschämter Spion vom Könige von Preußen giebt. Wenn die Verachtung nicht den Ausbruch des Zorns, den jener Begrif in dem Herzen seiner getreuen Unterthanen erregen muß, aufhielte, so würden sie dem Herrn Reisenden gewiß nicht mit der Feder antworten müssen. Ich bin nicht der streitbare Vertheidiger dieses gekrönten rechtschafnen Mannes, sondern

Deutschland kennt mich; es setzt in meine Rechtschaffenheit ein vollkommenes Zutrauen, und ich bin es der Wahrheit schuldig, ein genau treffendes Gemählde von einem König zu entwerfen, den ein niedriger Miethling zu beschimpfen, und in den Augen einer großmüthigen, aber leichtsinnigen und leichtgläubigen Nation lächerlich zu machen wagt, die jederzeit blindlings denen von ihren Schriftstellern zu glauben geneigt ist, welche die Leichtigkeit des Styls, den Reitz der Beredsamkeit mit der Bosheit des Herzens zu vereinigen verstehen. Ich will sogleich dieses Gemählde entwerfen. Man weiß, daß ich im Stande bin, die Menschen von allen Ständen zu beurtheilen; daß ich meine Kenntnisse nicht auf verdächtige Berichte, nicht auf zweydeutige Reden, und nicht auf die in Kaffeehäusern gemachten Räsonnements gründe. Ich habe den König von Preußen in der Nähe gesehen; ich habe mit ihm allein gesprochen; ich habe sein Betragen und seine Beschäftigungen beobachtet; ich habe seinen Charakter studirt; ich bin mit denjenigen umgegangen, die sich ihm nähern, und mit denjenigen, die ihn von seiner Kindheit auf gekannt haben. Nach allem diesen nun werde ich es stets wagen, ihn so zu schildern, wie er ist. Ich werde eben so wenig vergessen, den Herrn von Bischofswerder bekannt zu machen, ein in dem Gemählde, das der Reisende von ihm giebt, sehr seltsam scheinender Mann, den der König unter allen denen, die seiner Person ergeben sind, vorzüglich auszeichnet.

§. 2.

§. 2.

In diesem Briefe, der ganz das Werk eines teuflischen Pasquillanten ist, giebt der Schreiber vor, daß die beyden Söhne des Prinzen Ferdinands die Kinder des Grafen von Schmettau wären. Ich kenne das Haus dieses Prinzen genau. Ich habe ihm eine Ehrfurcht gewidmet, die es verdient. Wenn ich einen Menschen sehe, der würdig ist, glücklich zu seyn, angereitzt von der Liebe zum Guten, ehrgeitzig, um der menschlichen Gesellschaft nützlich zu seyn, so frage ich nicht, ob seine Mutter die Gnade des heiligen Geistes erhalten hat; ob derjenige, welcher von dem Priester das menschliche und göttliche Recht bekommen hat, ihn zu zeugen, ihm wirklich das Daseyn gegeben hat; ob endlich die sanfteste Begierde der Menschen, die Liebe, diese liebenswürdige Feindin Hymens, den Keim zu dem Wesen hervorgebracht hat, welches man Mensch oder Prinz nennet. Genug, daß er ist, daß er existirt, wie er existiren muß in dem Stande, in welchen ihn das Ungefähr gesetzt hat. Nun ist aber das gegenwärtige Geschlecht des Prinzen Ferdinand zum Ruhme des Reichs und des königlich preußischen Hauses alles, was man wünschen konnte, daß es seyn möchte. Was heißt übrigens der Keim des Menschen? Er ist überall der nämliche. Ein Haferkorn aus Frankreich kann in Preußen nichts anders bringen, als Haber. Die Bearbeitung aber kann etwas zur Schönheit des Korns beytragen, so wie die Erziehung die Eigen-

genschaften der Sterblichen entwickelt, und vollkommener macht.

Der Herr Reisende ist gewiß nicht zum Zeugen in dem Augenblicke gerufen worden, da der Graf von Schmettau auserſehen wurde, um das große Werk der Zeugung der Söhne des Prinzen Ferdinand zu vollenden. Er stützt also seine Meynung auf die verleumderischen Reden der niedrigsten Spione aus dem Pöbel. Ich kann ihm beweisen, daß er in den Geheimnissen dieser Familie sehr wenig belehrt ist, und daß er jedesmal, wenn er davon redet, in sehr große Irrthümer fällt. Ich weiß gewiß mehr davon, als nöthig ist, um seine Behauptungen siegreich zu widerlegen; aber ich halte es für Schande, hierin einen Mann zu widerlegen, welcher durch die Kühnheit, mit der er alles anfällt, was ihm doch Behutsamkeit und Ehrfurcht einflößen sollte, beweißt, daß er schon lange verlernt hat, schamroth zu werden.

Ich habe die drey Prinzen, Söhne der Prinzessin Ferdinand, gesehen, ich habe untersucht, mit dem ruhigen Blick der Unpartheylichkeit. Ich kann behaupten, daß sie bestimmt sind, eine ruhmwürdige Stelle in dem Hause Brandenburg einzunehmen. Ich weiß besser, als der Reisende, der sein Zutrauen dem ersten dem besten schenkt, der lügenhafte Erzählungen für seine Ohren bringt, wem sie das Glück ihrer Existenz zu verdanken

ken haben. Die junge Prinzessin, ihre Schwester, hat nicht weniger empfehlungswürdiges, als sie allen denen geschienen, welche den Vortheil gehabt haben, sich ihr zu nähern; sie ist würdig, einen Thron zu besitzen.

Man muß also ehrlos und niederträchtig zugleich wie ein Spion seyn, wenn man ohne die geringste Schamhaftigkeit wagt, bekannt zu machen, daß der Graf von Schmettau der Vater zu den Kindern des Prinzen Ferdinands sey. Um eine Anschuldigung von der Art hier zu behaupten, so ist es schwer, Beweise aufzubringen, wider welche nichts einzuwenden wäre. Wenn der Herr von Schmettau sich jetzt vor dem Autor der geheimen Geschichte, er sey wer er wolle, als Vertheidiger stellte, um die Ehre der beleidigten Prinzessin zu rächen, so würde dieser sich vergebens mit der Nachricht der Leute, die er um Rath gefragt hat, entschuldigen, und der Graf würde deswegen nicht weniger seine Rache fortsetzen. Allein, welcher Bewegungsgrund kann wohl diesen kleinen Diomedes genöthiget haben, die schuldige Ehrfurcht gegen den Onkel eines Königs, und gegen eine großmüthige Prinzessin zu vergessen, die niemals jemanden beleidigte, und die jederzeit die Fremden mit ihrer Achtung beehrte? Es ist wenigstens leicht, ihn zu vermuthen. Allem Anschein nach, wird die Prinzessin, die einen richtigen und scharfsichtigen Verstand besitzt, die mit einem Blicke von dem mora-

lischen Charakter derer zu urtheilen weiß, die sich ihr zu nähern suchen, den Eintritt in ihr Haus einem Manne, der mit entehrenden Aufträgen abgeschickt ist, nicht haben erlauben wollen, und der Sykophante verleumdet den guten Ruf derjenigen, die ihm ihre gerechte Verachtung dadurch fühlen ließ, daß sie ihn nöthigte, auf seiner Stelle zu bleiben.

Wenn die Beschimpfung, welche der französische Reisende der Familie des Prinzen Ferdinands angethan hat, noch bis jetzt ungestraft geblieben ist, so muß er wissen, daß sie jederzeit Arme finden wird, welche zur Vertheidigung ihrer Ehre bewaffnet sind. Der meinige wird für eine so gerechte Sache stets bewaffnet seyn, so bald ich den Verläumder kenne, sobald er sich wagt, öffentlich zu erscheinen.

Ich werde nie für die Abkunft eines Menschen bürgen, in welchem Stande er auch geboren werde; alles, was ich wissen kann, ist, daß er der Sohn eines Mannes ist: allein wenn ich vermuthe, daß Michel an Johanns statt die Pastete gefüllt hat, so werde ich ihn nicht tadeln, wenn er dazu Tauben statt Rebhühner genommen hat. Genug, wenn die Pastete gut ist, und denen wohlschmeckt, die einen guten Geschmack haben. Wir wollen einen Blick auf den Stammbaum unserer Könige werfen: wie viel Edle mit 16 Ahnen wird man da wohl finden, deren Geschlecht nach und

nach und doch immer rechtmäßig von Mann zu Mann fortgepflanzt worden ist? Man hat ein wachsames Auge auf Stutereyen, damit die eine Art sich nicht mit der andern vermische. In England läßt man nie Maulesel die Stuten bespringen. Wenn dieses so wäre, so würde man daselbst bald Mangel an Pferden zum Wettrennen haben. Es wäre zu wünschen, daß man in gewissen königlichen Familien Europens das thäte, was man thut, um gute Pferde zum Wettrennen zu erhalten. Wenn eine vernünftige Frau sich einen Mann wählt, der fähig ist, sie zur Mutter einer glücklichen Familie zu machen, so sehe ich nicht ein, was dabey für ein groß Unglück wäre. Diejenigen, welche dem Cäsar, dem Leibnitz, dem Marcus Aurelius das Leben gegeben haben, waren gewiß keine Dummköpfe. Wer waren sie? das kümmert uns wenig. Es ist unnütz und lächerlich, die Väter der Könige, die uns beherrschen, aufzusuchen. Es würde oft besser seyn, wenn sie ihr Daseyn klugen und starken Bürgern, als einem vermeinten Edeln, dessen Vorzug über andere nur in einer auf abgeschmackten Vorurtheilen gegründeten Meynung besteht, zu verdanken hätten. So denke ich als Philosoph. Als guter Bürger wünsche ich von ganzen Herzen dem Prinzen Ferdinand Glück, daß er der Herr einer so ansehnlichen Familie, wie die seinige, ist, und ich danke der Prinzessin, daß sie ihren Kindern eine Erziehung gegeben hat, die sie ihres hohen Ranges würdig machen kann. Dem Herrn von Schmet-

nau bleibt nichts weiter übrig, als dem französischen Reisenden für die ihm erwiesene Ehre zu danken, daß er ihn laut den Vater der edelsten Männer in Deutschland nennt. Wenn der Briefschreiber die Wahrheit gesagt hat, so verdient seine Unbescheidenheit eine Belohnung; wenn er gelogen, wenn er, zur Schande der königlichen Familie falsche Gerüchte verbreitet hat, so kann er der Züchtigung nicht entgehen, die ihm gebührt. So viel sey genug über diesen kützlichen Gegenstand. Ich glaube, mich als ein Mann erklärt zu haben, der von aller Schmeicheley, von allem Betrug und von jeder Partheylichkeit entfernt ist. Ich schweige.

§. 3.

Auf der 28sten Seite des ersten Bandes, sagt der Reisende, daß die Partheysucht und schmutzige Intriguen zu Berlin immer mehr um sich greifen. Ich werde auf diese grobe Verläumdung weiter unten antworten, da ich eine noch auffallendere zugleich anführe.

Einige Zeilen darauf ladet er den Herzog von Braunschweig ein, sich an die Spitze der Regierung zu stellen.

Armer Enthusiast! Du kennst den Charakter Wilhelms gar nicht; was er gethan und seit seiner Erhebung auf den Thron bewiesen hat, hätte dir

ihn

ihn doch sollen kennen lernen. Es widerspricht seiner Neigung, sich als Sklave unterjochen und von irgend einem Manne leiten zu lassen. Er hat gezeigt, daß er geboren war, um die Rolle eines Königs von Preußen würdig zu behaupten. Er herrscht seit zwey Jahren, und weder der Prinz von Braunschweig, noch der Prinz Heinrich, noch der Minister Graf von Herzberg haben jemals das Ruder der Regierung zu ergreifen gesucht, weil er es selbst zu führen weiß.

Ist wohl seit dem Tode Friedrichs der Staat verändert? Hat seine innere Stärke von ihrer Thätigkeit verlohren? Steht er in geringerm Ansehen, in weniger Furchtbarkeit von außem her? Ist das ein schwacher oder kleinmüthiger König, der als Dictator mit den Mächten, die ihn umgeben, sprechen kann? Ist seine Armee schlechter, als zur Zeit Friedrichs? Hat sie weniger Eifer, weniger guten Willen in dem kleinen Streit mit Holland, dessen Beendigung so wichtig war, gezeigt? Als Wilhelm die Ehre seiner Schwester der Prinzessin von Oranien zu rächen unternahm, hat er wohl den Muth bey der Ausführung seines entworfenen Plans sinken lassen? und hat er sich nicht Frankreich und seinen Nebenbuhlern muthig entgegen gestellt, indem er ihn ganz durchsetzte? Sein Einfluß auf Deutschland, auf Holland, auf Pohlen, auf alle europäische Höfe, bewirkt mehr als Friedrich hätte entwerfen oder ausführen kön-

nen. Das Publikum, verblendet von seinem thörichten Vorurtheile, übereilt sich in seinem Urtheile, wenn es alle Unternehmungen der Thätigkeit des Ministers von Herzberg zuschreibt. Ich kann meinen Lesern versichern, daß der König selbst in der großen Staatskunst sehr geübt ist, weit mehr, als man von einem Prinzen erwarten sollte, der, so lange wie sein Onkel lebte, sich in nichts mischte, der sich nicht erlaubte, sich von der geringsten Sache von den Ministern unterrichten zu lassen, dem der König alle seine Geheimnisse sorgfältig verhehlte, der nur für die Kriegsübungen berufen zu seyn schien, der endlich seine besten Jugendjahre in einem wollüstigen Müssiggang zubrachte, ohne daß er, wie es schien, irgend eine königliche Tugend annahm.

Der Reisende hat zu Berlin alles gehört, was das öffentliche Gerücht von der Aufführung Wilhelms, da er noch Kronprinz war, verbreitet. Nur aus diesen verdächtigen Erzählungen hat er ihn kennen lernen, und sich dadurch außer Stand gesetzt, ihn als Souverän richtig zu beurtheilen. Er ist König im ganzen Umfange dieses Worts, und aller der Pflichten, die es heischt. Er ist ehrgeizig, einen großen Nahmen zu erlangen, und dieser Ehrgeitz wird ihn je mehr und mehr von dem Müssiggang entfernen, aus dem er sich eine Gewohnheit hatte machen müssen. Er hat bewiesen, daß er eine Armee als großer General zu commandiren weiß. In dem Innern seiner Staaten hat er keine

nöthige

nöthige oder nützliche Unternehmung unterlassen, sondern er hat die Entwürfe Friedrichs mit eben so viel Ruhm als Standhaftigkeit fortgesetzt. Er hat seinen Unterthanen heilsame Gesetze und viel Freyheit gegeben; er hat den Unglücklichen viel Gutes gethan; er hat das Verdienst, die Tugend, den Patriotismus beschützt; er hat keine Ungerechtigkeit begangen. Man weiß von ihm keinen hervorstechenden Zug einer unumschränkten Gewalt, wie von seinem Vorgänger. Der Graf von Herzberg steht noch an der Spitze der auswärtigen Geschäfte; Möllendorf und der Herzog von Braunschweig commandiren seine Armee. Der König besitzt mit einem Worte alles, was nöthig ist, um mächtig und furchtbar zu seyn; sein Volk ist glücklich; er hat die Muße des Friedens zu benutzen gewußt; und so bald er es bedarf, wird er zeigen, daß er sich Alliirte zu verschaffen gewußt hat.

So ist der gegenwärtige Zustand von Preußen. Und doch will bey der Schwungkraft des Ganzen der Spion der geheimen Geschichte einen nahen sichern Fall gewahr werden. Man muß glauben, daß er ihn nur allein vorhersieht.

§. 4.

Es ist gewiß, daß Wilhelm nicht Friedrich ist; allein darüber darf er weder bekümmert, noch gedemüthiget seyn. Die Natur braucht ganze Jahrhunderte, um große Genies in dem unendlich großen

Haufen der Menschen hervorzubringen. Dieses Phänomen sieht man desto seltner in der kleinen Anzahl derer, die das Schicksal bestimmt, Staaten zu regieren.

Wilhelm ist nicht gelehrt, aber er bewilliget den Gelehrten einen Schutz, den ihnen Friedrich, der allein alles wissen wollte, versagte. Unter der Regierung dieses Königs wurden die Universitäten zu Halle und Königsberg vernachläßiget; sie lagen in einer Schlafsucht; und der Minister von Herzberg fand keine Männer für das Corpus diplomaticum, da er welche suchte. Er besoldete den Capitän besser, als den Minister oder den Präsidenten, und die bürgerliche Verfassung lag gänzlich darnieder. Man hat schon angefangen, diesen Mißbräuchen, die gefährliche Folgen nach sich zogen, abzuhelfen.

Wilhelm ist tapfer; er verbindet mit seiner Tapferkeit die Eigenschaften eines großen Generals, und die Armee setzt auf seine Einsichten ein Vertrauen, das ihm Ehre macht: also ist er kein schwacher, träger, oder kleinmüthiger Fürst, wie ihn der Reisende zu zeichnen sucht: deswegen wird er auch seinen Feinden furchtbar bleiben. Seiner Neigung zum Kriege ungeachtet, ist er doch ein Freund des Friedens. Dieser Vorzug, der eine Wirkung seines großen Verstandes seyn muß, giebt eine vortheilhafte Meynung von seinem guten Herzen, und die Welt muß ihn dafür segnen. Gleichwohl

wohl suche man nicht seinen Zorn zu reitzen. Wenn irgend eine Macht dieses wagt, so wird sie erfahren, was er vermag; sie wird ihn sogleich sein Lustschloß Sans-Souci willig verlassen sehen, um an der Spitze seiner tapfern Soldaten zu fechten.

Er liebt die Gerechtigkeit. Jedermann kennt seine Redlichkeit, denn er will kein Sklave, kein Tyrann der Geschäfte seyn, wie es Friedrich war: deswegen hat er einen Kriegsrath errichtet, und in jedem Departement Minister angestellt; aber sein Auge ist wachsam auf ihre Arbeiten. Jeder Bürger, er sey von welcher Classe er wolle, hat die Erlaubniß, an den König mit der gewöhnlichen Post zu schreiben. Wenn die Sache von keiner Bedeutung ist, so entscheidet der König. Wenn sie eine Begnadigung oder einen Bericht erfordert, so wird sie an ihr Departement gewiesen.

Dieses Verfahren hat den Preußen außerordentlich geschienen, welche seit langer Zeit an die Weise Friedrichs, nämlich alles nach den Grundsätzen einer unumschränkten Gewalt entscheiden zu sehen, gewöhnt waren. Aber wie viel Fehler, Gewaltthätigkeiten, und Ungerechtigkeiten hat der große Friedrich, der, einmal durch den Schein betrogen, einen barbarischen Stolz auf seinen unabänderlichen Willen setzte, durch übereilte Machtsprüche nicht begangen. Wilhelm vermeidet die fürchterliche Klippe dadurch, daß er einen Theil

der Arbeit von sich ablehnt, und jeden an seine Behörde verweist.

Sein Herz ist menschlich, gut, empfindsam. Bey dem Antritt seiner Regierung belagerten ihn Unglückliche, Leute umgaben ihn, die um Gnadenbelohnungen, um Wohlthaten aller Arten ansuchten, und seine Großmuth befriedigte sie alle. Wenn er so seiner natürlichen Neigung stets Gehör gegeben hätte, so würde er den Schatz erschöpft, und die innere Stärke des Reichs zernichtet haben. Es war daher schlechterdings nothwendig, dem Zudringen dieser unbesonnenen Menschen Einhalt zu thun, und seiner zu gefälligen Wohlthätigkeit vernünftige Grenzen zu setzen. Das ist die Ursache, warum er sich oft mitten in seinem Palast einschließt; das ist der Bewegungsgrund, der ihn nöthiget, sich weniger öffentlich zu zeigen. Da es das Ansehen hat, als ob er viel für die Personen thäte, die seinen Privatumgang genießen, so ist das Volk unwillig, und beklagt sich oft darüber. Da er keine solche Thätigkeit äußert, wie Friedrich, so hält man ihn für träge. Das ist die Quelle von allen Urtheilen, die in den Caffeehäusern und Tabagien Berlins herumgetragen werden. Diese Urtheile sind der heftigen Neugierde des Reisenden aufgefallen. Ganz entzückt, irgend eine Ursache zu finden, seiner satirischen Feder freyen Lauf zu lassen, hat er sich nicht geschämt, sich über den neuen König so schlecht auszudrücken, wie der preußische niedrige Pöbel.

Doch

Doch zur Sache. Gleicht dieser König wohl dem Gemälde, das die geheime Geschichte von ihm aufstellt? kann man ihn als eine unbedeutende Person betrachten? Nein, meine Freunde; der Schreiber hat euch betrogen. Wenn ihr ihm auf sein Wort glaubt, so werdet ihr von eurer eignen Leichtgläubigkeit hintergangen. Der preußische Staatskörper steht gegenwärtig auf einem festen Fuß. Ich gestehe, daß ein Friedrich da seyn müßte, um ihm seine Schwungkraft zu geben; allein ihn zu dirigiren, ist ein Wilhelm genug; er ist genug, um ihn in einer unabänderlichen Bewegung zu erhalten, vorzüglich so lange als die andern europäischen Staatsverfassungen so schlecht eingerichtet bleiben, als sie es heut zu Tage sind.

Wenn der Briefschreiber versichert, daß der König von Preußen nicht pünktlich in Antworten ist, so sagt er eine Unwahrheit. Ich habe ihm seit zwey Jahren fünfmal geschrieben; vier Antworten erhielt ich gleich die folgenden Tage; in einer derselben befand sich eine Nachschrift eigenhändig von dem Fürsten; die fünfte wurde mir den dritten Tag zugeschickt. In mehr als funfzig ähnlichen Fällen, habe ich den nämlichen Tag auf Anfragen, Antworten, oder Urtheile abfassen sehen.

Alles was ich gesagt habe, beweist untrüglich, daß Friedrich Wilhelm nicht so ist, wie ihn ein Mann, der böse von Charakter, Grundsätzen, und

aus Gewohnheit ist, geschildert hat. Wie unglücklich würden die Nationen, welchem Schicksal würde die Erde unterworfen seyn, wenn das Ungefähr ein solches Ungeheuer auf einen Thron gesetzt hätte, oder wenn es ihm nur Macht und Gewalt gegeben hätte, den Zugang zu demselben einzunehmen, und ihn mit seiner List, seiner Treulosigkeit und mit seinen verhaßten Intriguen zu umgeben! Wenn ein so schwacher, ein in seinen Einsichten so eingeschränkter König, als der preußische seyn soll, existirte, wenn er das wäre, was der unverschämte Reisende sagt, so würde er weniger Unglück in seinem Lande anrichten, als eine giftige Schlange, die alles anfällt, alles zernagt, und die kein ander Glück kennt, als alles, was sie sticht, zu vergiften.

Wenn ein berühmter und rechtschaffner Mann die Feder ergreift und sich wider die gewaltthätigen Eingriffe eines Tyrannen mit Muth erhebt; wenn er seinen Landsleuten zeigt, daß er die Rechte des Scepters mißbraucht, und dadurch ihre Freyheiten über den Haufen werfen, und sie unter das Joch der Sclaverey zwingen will; wenn er die Menschen, die schon beynahe unter der Last des Despotismus erliegen, auf das Gefühl ihrer Würde führt, so ist ihm die ganze Welt Bewunderung und Achtung schuldig; aber wenn ein betrüglicher Scribler den guten Ruf eines Fürsten, der ein Freund der Tugend und der Menschlichkeit, ein Beschützer der Rechte des Schwachen, und die Stütze der Unglücklichen

lichen ist, herabzusetzen sich bemüht, so verdient er nicht, als ein Bürger irgend eines Landes angesehen zu werden, noch einen Winkel in der Welt zu finden, wo er seine Bosheit verbergen kann.

Ich vertheidige die Ehre Friedrich Wilhelms, weil ich die Seele dieses Fürsten ganz genau kenne, weil ich gewiß bin, ohne daran zu zweifeln, daß er nie ein Sklave seiner Maitressen, noch seiner Günstlinge seyn wird. Er weiß, was er seinen Staaten als Vater seiner Unterthanen schuldig ist, und er erfüllt mit Vergnügen diese einem guten König jederzeit heilige Pflicht. Er ist voll Aufrichtigkeit, Gewissen und Redlichkeit. Sein Wort ist das Wort eines biedern Cavaliers. Nie, ich sage es noch einmal, werden weder der Prinz Heinrich, noch der Herzog von Braunschweig das Ruder des Staats an sich reißen; nie wird man ihn von dem gefaßten Entschlusse, für sich allein zu regieren, abbringen. Er hat bewiesen, daß er die Fähigkeit, und die nöthigen Einsichten eines großen Regenten besitzt. Wenn man gegen ihn einige Intriguen angezettelt hat, welche zur Absicht hatten, seine Macht in die Hände eines Andern zu bringen, so hat er sie ohne Mühe bemerkt, und mit Mitleiden angesehen. Hier ist nicht der Ort, etwas von seinen Liebeshändeln zu sagen; ich werde diese bey einer andern Gelegenheit berühren.

§. 5.

§. 5.

Der Reisende kommt, auf Seite 29, auf die Dinge, die ihm der Herzog von Braunschweig anvertrauet hat. Er versichert, daß ihm dieser Prinz oft wiederholt habe: „daß das ganze protestantische Deutschland, und ein guter Theil des katholischen sich mit Frankreich verbinden würde, wenn es über unsre Absichten vollkommen beruhiget wäre.“

Jeder einsichtsvolle Leser wird sagen, wenn er dieses liest, daß der Herzog betrunken gewesen seyn, oder daß er seinen lieben Freund zum Besten gehabt haben müßte, wenn er so geredet hat. Die Fortsetzung dieser artigen Vertraulichkeit ist noch lächerlicher; es ist ein Mährchen von dem unverschämtesten Aufschneider.

Deutschland weiß, was es von den Ministern erwarten kann, die das Cabinet zu Versailles dirigiren, wo alles, wie ich schon gesagt habe, in einer beständigen Wankelmuth sich befindet, die das Zutrauen zu vernichten fähig ist, und wo man eben so viel verschiedene Systeme findet, als einzele Glieder sind, weil jeder von ihnen sich nicht ohne Ursache rühmt, ein Original zu seyn. In der gegenwärtigen Lage der Staatsgeschäfte von Europa kann Deutschland nichts von Frankreich hoffen, und der deutsche Fürst, welcher insgeheim von dem

Bunde,

Bunde, von dem ich oben geredet habe, abtreten wollte, würde unterdrückt werden; denn er könnte weder von Seiten Frankreichs, noch des Kaysers Hülfe bekommen. Das Räsonnement des Reisenden ist also abgeschmackt. Zeit und Umstände haben sich verändert; das römische Reich verdient heut zu Tage, daß das Cabinet zu Versailles reiflich und gründlich über die Lage, in der es sich befindet, nachdenkt, und ich rathe ihm nicht, in den oberflächlichen Bemerkungen des Herrn von Mirabeau in dieser Sache Aufschluß zu suchen.

Alles was nun auf diesen seltsamen Vorschlag folgt, ist ein Gewebe von Großprahlereyen, wo der Schreiber im Angesichte seines Ministers mit seiner Gelehrsamkeit in Staatswissenschaften, mit seiner richtigen Beurtheilungskraft und mit seiner geschwinden Uebersicht in allem zu prahlen sucht. Nascetur ridiculus mus.

Mit einem so flüchtigen Blick kann auch der schärfste Beobachter den gegenwärtigen Zustand des deutschen Staatskörpers nicht überschauen: er ist zusammen vereiniget, und befestiget unter der Garantie von Preußen; von allen Seiten hat man ein wachsames Auge auf die Schritte, auf die Unternehmungen aller derer, die den Plan zu seiner Zerstümmelung entworfen hatten. So lange Preußen steht, wie es jetzt ist, kann seine Verfassung keine Gefahr befürchten.

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß alles was der Schreiber von der vermeintlichen Eifersucht über die Ernennung des ältesten Sohns des Prinzen Ferdinand zum Coadjutor des Heermeisterthums des Johanniterordens sagt, ist eine Chimäre, blos aus seinem Gehirn entsprungen, wie einst Minerva aus dem Gehirn Jupiters. Diese Eifersucht hat niemals statt gefunden; sie war nicht möglich, geschweige denn wahrscheinlich.

§. 6.

An diesem vierten Brief ist ein Memoire angehängt, in welchem weitläuftig von Curland geredet wird. Seit drey Jahren hat alles in diesen Gegenden eine neue Gestalt gewonnen. Ein Handlungstractat zwischen Frankreich und dieser Provinz ist ein wahres Luftschloß. Preußen, welches der Nachbar von Curland ist, kennt alle Vortheile, die es daraus ziehen kann; es wird sie zu erhalten wissen, und es werden Jahrhunderte vergehen, ehe eine französische Armee dem Herzog von Curland zu Hülfe marschiren kann. Wenn die Franzosen so unvernünftig wären, um einen solchen unnützen Tractat einzugehen, auf welchen der Reisende unsere Aufmerksamkeit mit Gewalt ziehen will, so brauchten die Russen oder die Preußen nicht viel Kräfte aufzubiethen, um die Wirkung davon zu hindern.

Sechstes Kapitel.

§. 1.

Gleich im Anfange des fünften Briefs kommt der Reisende wieder auf seinen Freund, den Herzog von Braunschweig; er spricht da wieder in dem Tone eines Gasconiers von den Geheimnissen, die er ihm anvertraut, und die er insgeheim zum Druck befördert hat. Hierauf stellt er einige kurze Bemerkungen über den Kayser an, auf die ich nicht antworten will. Das mag Herr Linguet thun; dieser kann hier einen ähnlichen kraftvollen Ausdruck gebrauchen, als jener war, der ihm eine Belohnung von 1000 Ducaten zu Wien einbrachte, als er unternahm, die Rechte des Kaysers auf die Schelde in einer Schrift, die im Grunde nichts sagte, zu vertheidigen.

Auf Seite 51 redet er von der geringen Hoffnung, daß die neue Regierung in Preußen einiges Ansehn erhalten werde. Allein wenig Monathe nach dieser unbedachtsamen Behauptung hat Preussen bewiesen, ohne den intriguenvollen Briefschreiber um Rath zu fragen, wie es durch seine neue Regierung täuschen könnte. Daher ist es ausge-

macht gewiß, daß der Reisende die Gegenwart wie die Zukunft gleich schielend sieht.

Er bringt S. 46 eine Allianz zwischen Frankreich, England und Preußen in Vorschlag. Diese Allianz würde der Menschheit große Vortheile verschaffen können; allein es ist zu befürchten, daß sie nie zur Wirklichkeit kommen wird: denn sie fordert von allen drey Partheyen eine unerschütterliche Garantie und eine vollkommene Aufrichtigkeit. Ich spreche den drey Souverains und ihren Ministern diese Aufrichtigkeit keinesweges ab; allein es gehört mehr dazu, wenn man dieses Project nicht als eine Chimäre betrachten soll.

§. 2.

Seite 47 liest man: Herr von Herzberg ist seit acht Tagen zu Sans-Souci, wohin man ihn nie gerufen hatte.“ Dies ist ein großer Irrthum. Jedermann weiß, daß der Graf von Herzberg außer den außerordentlichen Fällen gewöhnlich den Tag nach der Revüe nach Sans-Souci gerufen ward, sowohl um daselbst mit dem verstorbenen Könige die Brunnenkur zu brauchen, als auch um sich gemeinschaftlich von den Staatsgeschäften und den Wissenschaften zu unterhalten.

§. 3.

§. 3.

In der zweyten Nachschrift dieses Briefes, spricht der Reisende von den Vorbereitungen des Kaysers zum Türkenkriege und den Mitteln, welche Frankreich anwenden kann, um sich der unendlichen Vergrößerungssucht dieses Fürsten zu widersetzen, und endigt seine Rede mit dem ihm eigenthümlichen, artigen und schneidenden Tone: „Preußen kann ohne uns nichts thun.“

Armseliger Politiker! Ihre Folgerungen sind eben so ungereimt als die gegebenen Anweisungen unbrauchbar. Es ist wahr, mit ungereimten Geschwätz, wie das von Ihnen vorgebrachte ist, können Sie angenehm unterhalten und ein Volk irre führen, das nur den Krieg weit entfernt von Versailles und Fontainebleau sieht. Allein wenn Frankreichs Minister sich Ihres Fernglases bedienten, um damit zu sehen, was auswärts vorgeht, so werden ihre Aussichten sehr eingeschränkt seyn; Frankreich wird eine klägliche Rolle spielen, wo Ihre unbedeutenden Verbindungen dasselbe große Thorheiten begehen lassen werden.

Siebentes Kapitel.

Der sechste Brief ist durchaus eine Satyre auf den Grafen d'Esterno, den französischen Gesandten am Berliner Hofe. Er ist ohne Zweifel ein weniger verschmitzter Mann, als der reisende Franzose, aber ein Mann von erprobter Redlichkeit, voller Eyfer für den Dienst seines Vaterlandes, und man ist zu Berlin sehr wohl mit ihm zufrieden.

Der Graf d'Esterno hat Geschäfte vorgewendet, um die Ehre, mit dem Grafen von Mirabeau zu sprechen, von sich abzulehnen, weil er dessen Rolle kannte und mit ihm in keine Unterhandlung sich einlassen wollte. Wenn er ihm einen freyen Zutritt würde haben gestatten wollen, so weiß ich selbst nicht, ob nicht in diesem Falle der Minister, Graf von Herzberg, den geheimen Briefwechsel würde aufgefangen und den Verfasser so behandelt haben wie man Spione behandelt, wenn sie entdeckt worden sind. Der Graf von Mirabeau hat große Sorgfalt angewendet sich gegen seinen Minister über das Betragen des Grafen d'Esterno zu beschweren und demselben die schändlichsten Bewegungsgründe anzudichten: denn wenn es auf Rache ankommt, so ist seine Erfindungskraft reich an Mitteln, aber er

nimmt

nimmt sich gar wohl in Acht, die wahren Ursachen anzugeben, weswegen ihm der Gesandte die abschlägliche Antwort gegeben hat.

Jeder Ausdruck dieses Briefes haucht den Geist der Rache aus; man sieht sie durchaus vorschimmern; aber die Ehre des Grafen d'Esterno ward dadurch nicht geschmählert. Er genießt am Berliner Hofe eine ausgezeichnete Achtung, die um so merkwürdiger ist, da seine Nation in wenig Ansehen steht, da man die Franzosen gar nicht gern sieht, und da man sich dort aus ihrer Freundschaft und Feindschaft wenig macht. Es fehlte also noch diese ungünstige Gesinnung durch einen Mann zu verstärken, der durch seine vier Punkte fähig wäre, sein Vaterland mit allen europäischen Staaten zusammenzuhetzen, um es in der Folge mit Schmähschriften über das Unglück zu trösten, welches den Ruin verursacht haben würde.

Wenn der französische Gesandte dem Verfasser der geheimen Geschichte den Besuch abgeschlagen hat, so that er dieß aus guten Gründen, und der Graf von Mirabeau braucht eben so viel Witz als Vorsicht, sie in seinem Werke zu entstellen. Ein wahrer Nachahmer neapolitanischer Rache, der sich rächt, indem er seinen Dolch in den Rücken eines Mannes stößt, der ihm eine Beleidigung zugefügt hat. Ungeachtet der Klagen und Beschwerden des Reisenden, hat doch der Graf d' Esterno den Hof

zu Berlin nicht verlassen. Man hat ihn, als einen Abtrünnigen, des Adels nicht fähig gehalten, ein Deputirter des Bürgerstandes der Stadt Aix bey der Nationalversammlung zu seyn. Dieser Abfall, ganz der Würde eines unruhigen Kopfs angemessen, kann Liebhabern von Schmähschriften noch einen geheimen Briefwechsel versprechen; zu Gunsten derjenigen Orden, welche die Meistbiethenden beym Verkauf seiner feilen und wilden Beredsamkeit seyn werden.

Achtes Kapitel.

Der Reisende fängt S. 51 den siebenden Brief mit Klagen über sein unthätiges Leben an. Er sagt ebendaselbst: „Der Prinz Friedrich von Braunschweig weiß gar nichts.“ Oh! davon bin ich überzeugt; aber sahe denn der Spion allein nicht ein, daß er nichts wissen wollte?

Einige Zeilen weiter unten fügt er hinzu: „Herr von Herzberg ist noch zu Sans-Souci, und ich muß mich also mit dem begnügen, was mir diese unfruchtbaren Augenblicke darbieten.“ Nach diesem festen und entscheidenden Tone zu urtheilen, sollte jeder Leser glauben, der den Minister nicht kennt, daß nach dessen Rückkehr nach Berlin die Unfruchtbarkeit, worüber er sich beklagt, aufhören und sich ein neuer Weg zu Entdeckungen und Vertraulichkeiten eröffnen werde. Doch nichts von alle dem erfolgt. Der Graf von Herzberg ist nie leicht hintergangen worden, noch kann er leicht hintergangen werden, am wenigsten von einem Menschen, den er mit so wenig Mühe entlarven konnte, dessen Absendung er wußte und an dem er so viel blinde Eigenliebe, ihn selbst auszuforschen, wahrnahm, ohne daß er es merkte, daß er von denjeni-

gen betrogen werde, die er betrügen wollte. Das ist in der That die ganze Folge, welche der Aufenthalt des Reisenden zu Berlin und zu Braunschweig gehabt hat. Was seine Bemühungen anbelangt, der Welt glauben zu machen, was für eine wichtige Rolle er gespielt, und welche Vortheile seine tiefgedachte Politik sowohl über die Prinzen als über die preußischen Minister erlangt hat. Die credat judaeus Apella.

Der arme Herzog von Curland erhält von dem reisenden Schriftsteller die Benennung eines wilden Scythen. Der elende Wicht muß einen rechten Heißhunger und Durst haben, jedermann zu beleidigen. Vielleicht wird ihn der Herzog von Curland nicht haben zu seiner Tafel ziehen wollen; aber wenn er ihn auch dazu gezogen hätte, so hätte er nur noch mehr Stof zu seinen Schmähungen gehabt: denn er schont diejenigen nicht mehr, welche ihn mit Höflichkeiten und Achtung überhäuft haben. Es ist die Art der Schlange, denjenigen zuerst zu stechen, der sie in seinem Busen erwärmt hat.

Die Bemerkungen auf S. 53 über die vernünftige Wahl der Allianzen sind sehr gut und richtig. Sie verdienten mehr durchdacht und mehr auseinandergesetzt zu werden, allein die Nützlichkeit derselben läßt sich besser empfinden.

Neuntes Kapitel.

§. 1.

Der achte Brief enthält einigen Spott über Fräulein von Voß, bald das Ziel der zärtlichsten Wünsche Friedrich Wilhelms. Ich werde an einem andern Orte und auf eine umständlichere Art von dieser einnehmenden und unglücklichen Person reden.

§. 2.

Der neunte Brief hebt mit der Unruhe an, die dem Reisenden das Stillschweigen seines Ministers verursacht. Er verlangt Anweisungen; und sogleich, indem er seine Unentschlüssigkeit unterbricht, spricht er ein Wort von den Revolutionen, welche die europäische Türkey bedrohen. Das hierüber Gesagte ist gedrungen und lichtvoll. Er führt in der Nachschrift das Gerücht an, der König von Schweden sey in Rom catholisch geworden, wodurch das ganze Volk von ihm abwendig gemacht worden wäre. Mein theurer Politiker! ihr Scharfsinn macht einen Fehler. Wenn Sie gesagt hätten, daß er sich wegen der zu Neapolis gezeigten rechtcatholischen Neigung Verachtung zugezogen habe, so würde man urtheilen können, daß Sie von einem,

den Lutheranern sehr wichtigen, aber kleinen geringen Vorfalle unterrichtet gewesen wären; allein ihre Quellen sind voller Irrthümer.

§. 3.

Zu dem was der Reisende von den Intriguen der Russen in Schweden sagt, habe ich nichts hinzuzusetzen; die Erfahrung hat gezeigt, daß sie daselbst ein schändliches Spiel treiben. Diese Nation scheint das System der Kabale erwählt zu haben; sie hat an allen auswärtigen Höfen, sogar in den Provinzen Spione, und es ist nichts seltenes, einen Russen ausdrücklich dazu angestellt zu finden, die Uneinigkeit zu unterhalten. Um die Ruhe der österreichischen Staaten zu erhalten, hätte man niemals erlauben sollen, daß ein russischer Obrister mit dreyßig Spionen des Tokayer Weinhandels wegen in Ungarn sich aufhalten und daselbst einen Weinberg kaufen dürfte. Gleichwohl sieht man sie das Land in russischer Uniform durchstreifen, Gold verschwenden, um das Vertrauen der Griechen in diesem Königreiche zu gewinnen, und man giebt darauf nicht Achtung. Zur Spionnerie und Verwirrung zu erregen haben die Russen große Talente. Doch bis itzt hat das Petersburger Kabinet noch nicht erlaubt, daß man einen seiner geheimen Briefwechsel gedruckt, und, nachdem er mit Feyerlichkeit verbrannt worden wäre, öffentlich verkauft hätte.

Zehntes Kapitel.

Im zehnten und den beyden folgenden Briefen redet er von der Krankheit des verstorbenen Königs. Friedrich lebt nicht mehr und alle die Zergliederungen seiner letzten Lebensstunden haben ihr Interesse verloren. Nichtsdestoweniger muß ich davon reden, weil sie mir einen neuen Beweis darbieten, daß der Reisende alle seine erzählten Thatsachen eilfertig zusammengeraft hat. Hier ist die lautere Wahrheit.

Der Generalchirurgus Fröse, welchen der Verfasser hat in Ungnade fallen lassen, ist vom Könige jederzeit mit Achtung behandelt worden.

Es ist falsch, daß der Kranke beständig mit Pelzen und Federbetten bedeckt gewesen sey. Nein, er ist in seinem Lehnstuhle gestorben und war nur mit einer leichten Nachtweste bekleidet. Der Chirurgus Becker hat ihn vergeblich zu bewegen gesucht, sich zu bedecken, um dadurch der Ausdünstung zu Hülfe zu kommen; er schlug es ausdrücklich ab.

Er

Er kannte seinen Körper; er sahe, seine gänzliche Zerstörung war nicht zu verhindern, und seine Seele war viel zu groß, viel zu philosophisch, als daß er den Tod fürchten konnte. Es ist gewiß, daß er noch länger würde haben leben wollen, der unerträglichsten Schmerzen ohngeachtet, welche ihn peinigten. So ist der Mensch. Obgleich Friedrich ein weiser König gewesen ist, so hat er doch eben so, wie andere, Schwächen der Menschheit erhalten. Er sah sein Ende sich nähern und machte sich eitle Gedanken. Er hofte, die Festigkeit seiner Natur würde zu seinem Vortheil noch ein Wunder thun. Der entscheidende Augenblick kam; er empfing den Stoß, ohne deßhalb bestürzt zu werden, als ein großer Mann, und als einen solchen hat er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt. Bis zum letzten Pulsschlage hat er keine der Bewegungen gezeigt, deren eine schwache Seele gewöhnlich fähig ist. Fest in seinen Grundsätzen ist Friedrich so gestorben, wie es der Graf von Herzberg in seinen Abhandlungen öffentlich erzählt hat. Wenn die Schmerzen zu heftig wurden, sobald er fürchtete, daß sie zu viel Herrschaft über seinen Muth erhalten möchten, befahl er jedermann, sein Zimmer zu verlassen, damit kein Mensch Zeuge ihres Siegs wäre. Wenn er sich denn stark genug fühlte, um seine Schmerzen verbergen zu können, so erlaubte er seinen Freunden, wieder herein zu kommen und sich ihm nähern zu dürfen. Der Minister von Herzberg, der einzige Augenzeuge und Vertrauter

der letzten Lebensstunden dieses großen Fürsten, hat mir davon wirklich recht außerordentliche Sonderbarkeiten erzählt, die jeden Mann von Geist in Erstaunen setzen können, vorzüglich aber diejenigen, welche nicht einsehen, wie der Weltweise kurz vor seinem Tode unerschütterlich in seinen Ideen sich mit kaltem Blute entschließt, die ihm noch übrig gebliebene Parthey zu ergreifen.

Friedrich behielt seinen ganzen Verstand bis auf den letzten Augenblick; unglücklicherweise aber auch sein Herz die Unversöhnlichkeit. Wenn er hätte besänftigt werden können, vielleicht würde er das Schicksal des unglücklichen Trenck gemildert haben; allein die gottesfürchtige Maria Theresia, die unter den Händen der Priester und mitten unter den heiligsten Cerimonien starb, hat ja nicht mehr für mich gethan, als der ungläubige Friedrich. Was muß also das menschliche Herz hoffen und denken, da es in einem so entscheidenden Augenblicke noch seine verdammlichsten Entschlüsse fest hält?

———

bracht, der die falsche Münze schlagen ließ, ohne zu überlegen, daß ihm der König zu diesem Verbrechen die Macht gegeben hatte.

Man kannte die Vorliebe des Prinzen Heinrich für französische Moden und Gewohnheiten. Man vermuthete, daß er die erste Ursache des Unglücks gewesen wäre, worüber man sich beklagte, und daß auf sein Anrathen der König die Franzosen in seinem Lande an die Spitze der Finanzgeschäfte gesetzt habe. Dis ist vielleicht die wahre Ursache des großen Hasses gegen eine Nation, welche man verhindert hat, irgend einen Einfluß auf die neue Regierung zu erhalten. Uebrigens hatte der Graf von Herzberg ganz dem Prinzen Heinrich entgegengesetzte Entwürfe gemacht, und mit Klugheit alle diejenigen von den Geschäften entfernt, welche die französische Parthey ergreifen könnten, welches in der That glauben macht, daß er sie nicht schätzt.

Friedrich Wilhelm hat zuviel von dem Despotismus seines Oncle gelitten, als daß er jemahls Lust zu Vormündern bekommen sollte. Er ist nicht nur selbst standhaft und einsichtsvoll genug, um an der Spitze der Regierung stehen zu bleiben, sondern er hat auch noch in den verschiedenen Departements und in der Armee gelehrte, gründliche, durch Patriotismus, Verstand und Scharfblick empfohlne Männer. Wenn ihm ja einer abgeht, so

hat

hat ihm Friedrich eine Pflanzschule hinterlassen, aus der er den leeren Platz leicht wieder besetzen kann. Er ist außerdem viel zu eifersüchtig, weil man es in Frankreich nicht glaubt, daß er selbst regiere. Die Kabale von tausend Spionen würde seine Grundsätze nicht ändern können, und alles was man in dem geheimen Briefwechsel vom Preußischen Hofe sagt, ist durchaus erdichtet. Niemahls werden Maitressen die Handlungen des Königs leiten; niemahls werden sie in Preußen das Unglück verursachen, was die Maintenons, die Pompadours in Frankreich bewirkt haben; nie, nie werden sie hier Verhaftsbefehle ausfertigen, wie die Dübarry. Ein Herzberg wird nie das Zutrauen seines Herrn dazu mißbrauchen, um das Erbtheil seiner Kinder mit mehreren Millionen zu bereichern. Die Günstlinge werden hier nie das Verdienst rechtschafner Bürger in Fesseln schmieden; sie werden keineswegs über den öffentlichen Schatz nach ihrer Willkühr schalten und walten. In Berlin wachen zu viel Augen auf die Entwürfe der Arglistigen, als daß ein einziger von ihnen den König mißbrauchen könnte, der ganz König seyn will.

Die Preußische Monarchie ist folglich unendlich fester gegründet, und seinen Feinden furchtbarer, als wie es die abgeschmackten Erzählungen voraussetzen.

§. 3.

Der Graf von Herzberg ist ein vollkommen geübter Politiker, der in Kabinetsgeschäften alt geworden ist; seine Liebe für sein Vaterland macht ihn wachsam, thätig und geschickt, jeden Vorfall, der ihm Vortheile verschaffen kann, zu benutzen. Unermüdet in der Arbeit, vollkommen bekannt mit den kleinsten Triebfedern der Maschine, die er in Bewegung erhält, ist er eben so wenig fähig, in das Bündniß der Franzosen, als der Engländer oder der Türken gezogen zu werden. Das Staatsinteresse ist der Compaß, den er zu Rathe zieht, und der seine Entschlüsse bestimmt. Er gehört unter die geringe Anzahl der Minister, die den Egoismus nie gekannt, ihm nie Gehör gegeben haben. Wenn er einen hat, so ist es dieser, für einen der aufgeklärtesten Weisen, für einen der größten Männer seines Jahrhunderts gehalten zu werden.

Friedrich hat ihn nach seinen Grundsätzen, für den erhabenen Posten, auf dem er steht, gebildet. Was meine Leser in Verwunderung setzen kann, was ich Ihnen auf mein Ehrenwort bekräftige, ist, daß dieser Mann, der so viel zum Ruhm seines Vaterlandes gearbeitet hat, der bis auf den letzten Augenblick seines Lebens in dem unermüdeten Eifer, für das Glück seiner Mitbürger zu arbeiten, beharren wird, ungeachtet er unaufhörlich mit seiner Oekonomie kämpfen muß, um den Aufwand seines Hauses zu bestreiten. Seine Stelle trägt ihm im

Ganzen

Ganzen 6000 Thaler ein. Wenn die Ersparnisse, die er sich nicht schämt aus seinem Landgute Brietz zu ziehen, ihm nicht zufällige Einkünfte verschaffen, so würde es ihm nicht möglich seyn, als ein würdiger Minister zu bestehen. Friedrich kannte die Arbeitsamkeit, den Eifer, die Uneigennützigkeit dieses Mannes, der vielleicht jetzt nicht seines Gleichen in Europa hat, und gleichwohl hat er ihm niemals das geringste Geschenk gemacht. Bis jetzt hat Friedrich Wilhelm nichts zur Erleichterung seines Schicksals beygetragen. Er hat rühmlich gelebt, er wird arm sterben; und der hinterlistigste Neid wird nie einen gegründeten und wahrscheinlichen Verdacht gegen seinen Lebenswandel erregen können.

Ich kenne die Person, welche in den Streitigkeiten mit Holland einen Versuch machte, ihn zum Besten der Patrioten durch das Anerbieten von einer Summe von 2 Millionen zu bestechen. Ich weiß auch, was die Antwort des Grafen war, und Europa sah', welchen Plan sein Herr, nach seinem Rathe, ausführte. Seine Feinde geben vor, daß England das Leere seiner Kasse ausgefüllt habe. Ich wollte mit meinem Leben dafür bürgen, daß dieses Gerücht ohn allen Grund ist. Herzberg darf nur seine Oekonomie anwenden, die ihn zuweilen bis zum Geitz verleitet, um allen Aufwand zu bestreiten; allein da dieser Geitz nothwendig ist, da er ihn vor Bestechungen sichert, so will ich ihm darüber keinen

Vorwurf machen. Daß er nach den beygelegten Händeln mit Holland einen Beweiß der Erkenntlichkeit erhalten haben soll, weiß ich nicht, ich läugne es aber auch nicht; allein wenn er ihn erhalten hat, so bin ich moralisch überzeugt, daß er ihn erst nach vorheriger Bewilligung seines Souverains angenommen hat. Der Graf besitzt einen zu vernünftigen, zu empfindlichen Ehrgeitz, als daß er sich zu einer kleinen niedrigen Handlung herabgelassen haben sollte. Ich habe schon mehr als einmal von der Liebe zu seinem Vaterlande geredet; ich wiederhole es hier nochmals, daß sie zuweilen übertrieben ist, zuweilen sogar bis zur Schwärmerey ausartet.

Ich habe im Jahr 1776 die Ehre gehabt, ihn täglich in meinem Hause zu Aachen zu sehen. Wir haben zu Spaa zwey Monate in einem vertrauten Umgange gelebt; ich kenne ihn, wie ich mich selbst kenne; er hat Freundschaft für mich; er weiß alles, was ich gelitten habe, die geheimsten Gedanken meiner Seele, alles, was ich noch auf dieser Welt wünschen kann. Er weiß gar zu gut, daß ich einer seiner eifrigsten Anhänger bin. Allem diesem ungeachtet, was hat er für mich gethan? Nichts. Es ist einer von seinen Grundsätzen, daß Friedrich eben so untrüglich als groß in dem Gedächtniß der Nachkommenschaft bleiben muß; und wenn er dächte, daß meine Geschichte die geringste Schmählerung des guten Rufs seines Abgottes bewirken

könnte,

könnte, so würde er nicht anstehen, mich aufzuopfern.

Alles, was ich ihm zu verdanken habe, ist dieses, daß er mir einen Reisepaß zugeschickt hat, um in mein Vaterland kommen zu dürfen; daß er mich zu Berlin mit ofnen Armen empfangen, mir daselbst schmeichelhafte Vorzüge gegeben, und mich mit einem Zutrauen beehrt hat, welches ein solcher Mann, wie er, nur denen schenken kann, deren Gesinnungen und Charakter er ganz ausgeforscht hat. Ganz Berlin war darüber erstaunt, weil jedermann weiß, wie klug und vorsichtig er in der Auswahl seiner Freunde ist. Oft habe ich ihn Mittewochs, den einzigen Tag in der Woche, den er für sich allein hatte, auf sein Landgut allein begleitet, wo er die Rolle eines Landmanns, des ersten Oekonoms im Staate spielt. Da habe ich zwey vom Könige abgeordnete Couriers ankommen sehen; da habe ich unter andern auch einen Brief von neun Seiten gesehen, den der König ganz mit eigner Hand geschrieben hatte. Der Graf, der mich überführen wollte, daß dieser Fürst sich nicht nur keiner solchen Trägheit, wie man ihm so unbilliger Weise an auswärtigen Höfen vorwirft, zu Schulden kommen ließe, sondern daß er auch in Staatsaffairen aufgeklärt wäre, las mir einige Stellen von den Verhaltungsbefehlen vor, die er so eben von ihm erhalten hatte. Auf diese Art habe ich eingesehen, wie wenig Friedrich Wilhelm dem Por-

trait ähnlich ist, welches ehrvergessene Schmierer von ihm haben aufstellen wollen. Nach diesen Beweisen ist es mir erlaubt, zu behaupten, daß der König von Preußen mit einer sehr ausgebreiteten Kenntniß in der Staatskunst die Kunst mit einer genauen Richtigkeit zu schreiben verbindet. Ich kann auch noch versichern, daß er zu der Zeit, da man argwöhnte, als lebe er in einem wollüstigen Müßiggange zu Sans-Souci, in Verbindung mit seinem Minister beschäftigt gewesen ist, die wichtigsten Operationen auszuführen. Alle diese genauen Umstände habe ich deswegen niedergeschrieben, um die Aufmerksamkeit gutgesinnter Leser und aller derer zu fesseln, die einen richtigen Begriff von dem, was sie nur aus der Erzählung eines andern erfahren, bekommen wollen. Was Herzberg mir gesagt und gezeigt hat, beweißt, ohne Widerrede, daß man seinen Herrn nach dem Anscheine beurtheilt, daß man von dem Gebrauch seiner Zeit nichts gewußt, und daß die Bosheit sich die Unbedachtsamkeit der Beobachter zu Nutze gemacht hat. Wilhelm arbeitet nicht so, wie Friedrich; aber es giebt wenig Könige, die so viel wie er arbeiten; denn die Sorge für die Geschäfte im Kabinet schließt nicht die Sorge für das Vergnügen aus. Da sieht man zum Theil den König von Preußen, so wie er ist; durch das Lesen, Sehen und Beobachten habe ich selbst ihn kennen gelernt. Bald werde ich mehr von ihm sagen. Ich komme wieder auf den Grafen von Herzberg zurück.

Dieser

Dieser Minister hat mir Zuneigung und Zutrauen bewiesen; er ist es mir vielleicht schuldig: gleichwohl hat er mir in meinem Vaterlande nicht die geringste Erleichterung verschaft; im Gegentheil, wenn die Rede war, über mein Vermögen etwas zu verordnen, so hat er alle die Mittel, die mich wieder in den Besitz desselben setzen konnten, rückgängig gemacht. Diß ist eine Folge seines Charakters und seiner Gewohnheiten. Ich will mich darüber erklären.

Es kam auf die Wiedererstattung des Vermögens an, das mir in Preußen war konfiscirt worden; ferner mir die Einkünfte von 43 Jahren zu vergüten, und endlich den Verlust zu ersetzen, den ich durch die härteste Ungerechtigkeit, die je ein König begehen konnte, erlitten hatte. Der großmüthige Wilhelm hatte sich das Gesetz aufgelegt, nichts ohne Zuziehung seiner Räthe zu entscheiden. Er ließ meine Bittschrift in den Händen aller seiner Minister herumlaufen, und verlangte, daß ein jeder von ihnen seinen besondern Bericht darüber erstatten sollte. Alle hatten mir zum Besten votirt; der einzige Minister von Herzberg, von dem ich sowohl Schutz als Freundschaft erwartete, antwortete folgender maßen:

„Daß der König Friedrich mich zur gefänglichen Haft zu Glatz verurtheilt hätte; daß ich daraus entwischt wäre, um bey den Feinden des

„Staats in Dienste zu treten, und daß er den Be-
„fehl gegeben hätte, mir wegen meines Ungehor-
„sams den Prozeß zu machen; daß die Gerechtig-
„keit über die Einziehung meines väterlichen Ver-
„mögens gesprochen; daß, wenn man mich wieder
„in das Eigenthum und vollkommenen Genuß mei-
„ner Güter setzte, nachdem ich meine Geschichte zu
„Berlin, mit dem Siegel der öffentlichen Censur
„hätte drucken lassen, woraus ganz Preußen den
„verstorbenen König der Ungerechtigkeit und Grau-
„samkeit von mir beschuldiget gesehen hätte, daß
„ein solches Verfahren den Ruhm dieses großen
„Königs verdunkeln würde, indem man meine
„Rechtfertigung auf Unkosten seines guten Rufs
„bewirkte; daß man folglich die Confiscation beste-
„hen lassen, und das Urtheil bestätigen müßte.

„Daß Seine Majestät gleichwohl, aus einer
„besondern Gnade, und zum Beweise sowohl
„Ihres Wohlwollens als Ihrer Großmuth, mir
„eine Pension bewilligen könnte."

Ich frage meinen größten Feind, den durchaus ungerechtesten Mann, ob er wohl wider meinen Nutzen mit mehr Unempfindlichkeit würde haben handeln, und meiner Familie thätiger haben schaden können, als in diesem Falle der Graf von Herzberg that, der Mann, auf den ich meine ganze Hofnung gesetzt hatte; der Mann endlich, der besser als jeder andere, mein Herz, meine Ge-

sinnungen, mein Unglück und meine Unschuld kannte?

Seine Meynung behielt die Oberhand. Der König bewilligte mir nur eine Pension von 1200 Thaler. Da sie kein Beweiß für meine Rechtfertigung ist, so habe ich sie angenommen; außerdem hätte ich sie ausgeschlagen.

Mein Landgut ist für 5000 preußische Gulden verpachtet. Drey und vierzig Jahre hindurch habe ich die Einkünfte davon verloren. Ohne die Aufhäufung der Interessen, die ich rechnen sollte, würden mir diese 43 Jahre 135,000 Gulden eingetragen haben. Die Pension, die ich erhalte, vergütet mir nicht einmal den jetztlaufenden Ertrag. Also ist das Vergangene für mich, und die Zukunft für meine Kinder verloren.

Zwar ist mein Bruder in dem Besitz dieses Guts; zwar will er meine Kinder als Erben adoptiren, denen er es nach seinem Tode als ein heimgefallenes Lehn hinterläßt; allein dann werden sie es als ein Familiengeschenk, und nicht als eine Wiedererstattung besitzen.

Als das Gutachten des Grafen von Herzberg das Urtheil nach sich zog, welches jenes vom hochseligen König bestätigte, so zuckten alle meine Freunde zu Berlin die Achseln, alle beklagten mich

um die Weite, daß ich mein Vertrauen auf die Großmuth, auf den Diensteifer des Ministers gesetzt hatte. Ich allein habe Stillschweigen beobachtet; und wenn ich von dieser Anecdote in meiner Lebensbeschreibung geredet habe, so that ich es aus Begierde, meinen Kindern alle die Rechte anzuzeigen, auf die sie sich einmal berufen können. Wenn ich hier diese sonderbare Begebenheit wiederhole, so geschieht es weniger zu meiner eignen Genugthuung, als um zu beweisen, mit welcher Unpartheylichkeit ich das Gemählde eines Mannes entwerfe, über den ich mich zu beklagen Ursache habe, und den ich einer enthusiastischen Anhänglichkeit an das Andenken eines Fürsten, der mich offenbar barbarisch unterdrückt hat, beschuldigen kann, allein der seines mir angethanen Unrechtes ungeachtet, nicht geschaffen ist, um ehrenrührig von einem niederträchtigen und rachsüchtigen Spion beschimpft zu werden.

Der Graf von Herzberg hat mir wirklich mehr Böses als Gutes erzeigt; daher kann man aus der Art, seine Freunde zu behandeln, schließen, wie gewissenhaft ihn der Antheil, den er an dem Ruhme Friedrichs nimmt, gegen alles macht, was denselben schmählern konnte. Wenn ich mit ihm von dem Urtheile redete, das er wider mich gefällt hat, so antwortete er mir: daß das Interesse der Freundschaft jederzeit in seinem Herzen dem Staatsinteresse untergeordnet wäre; daß er nicht wünschte, daß sein guter Nahme durch den Vorwurf, die öf-

fentliche

fentliche Staatskasse dem Vermögen eines Privatmannes aufgeopfert zu haben, befleckt würde. Es geziemt mir nicht, solche Bewegungsgründe weder zu tadeln, noch zu billigen. Ich kann mich darüber allein für meine Person beklagen, weil sie mir Verlust und Leiden verursachen; allein ich würde es nicht außerordentlich finden, wenn sie den Beyfall der politischen Beobachter erhielten. Dieses beweißt meine Freymüthigkeit, und muß ein großes Licht auf die Reinigkeit der Absichten verbreiten, welche mich zur Widerlegung des Autors des geheimen Briefwechsels bewogen haben.

Zu Berlin und in ganz Preußen hält man den Minister von Herzberg für einen heuchlerischen Mann; sein Betragen in der Sache, die ich erzählt habe, würde zu beweisen scheinen, daß er diesen Nahmen verdiene. Allein er hatte mir nicht versprochen, etwas für mich zu thun; er hat mich also nicht betrogen. Wenn der Himmel mir eine von diesen geschmeidigen Seelen gegeben hätte, die sich in alle Umstände zu fügen und zu schicken wissen; wenn ich der Mann wäre, der, wider meine Denkungsart, sagen könnte, daß der Minister nicht fähig ist, jemals in den geringsten Irrthum zu fallen, so würde er deswegen nicht geneigter seyn, etwas zu meinem Besten zu bewirken, weil in seinem Systeme die Untrüglichkeit das Verdienst Friedrichs des Einzigen gewesen ist. Von der Seite kenne ich diesen Mann. Uebrigens kann die preußische

Monar=

Monarchie keinen geschicktern Minister haben, und die Triebfedern des Ganzen werden, so lange der König seine Plane befolgt, nie in Unordnung gerathen. Sein aufgeklärter, thätiger, wachsamer Kopf wird stets alles zum Ruhm, so wie zum Nutzen seines Vaterlandes zu wenden wissen.

Ich kenne ihn als einen zu großen Mann, als daß ich überzeugt seyn sollte, er werde mir es Dank wissen, daß ich das geschrieben habe, was man itzt gelesen hat. Er ist ein Mensch, und folglich empfänglich für Schwachheit. Wenn er in allen Dingen über die gewöhnlichen Sterblichen wäre, so wie er über sie in gewissen Fällen erhaben ist, so würde seine zu große Vollkommenheit uns zur Ehrfurcht nöthigen, und von ihm die Liebe, die er verdient, entfernen. Ich bewundere übrigens seine großen Talente, seinen Eifer, seine Tugenden, seine Uneigennützigkeit; ich lasse seinem durchdringenden Verstande, und seinem scharfen und tiefen Blicke Gerechtigkeit wiederfahren. Ich kenne eben so gut seine Staatsklugheit: ich weiß, daß die, welche Kabalen wider ihn schmieden, die Opfer ihrer Unbesonnenheit werden müssen, und er wird jederzeit in sich selbst bereits fertige Mittel finden, die Entwürfe seiner Feinde zu vernichten. Der reiche Quell seiner Mittel und Wege ist wahrhaftig unerschöpflich: die Erfahrung wird es beweisen.

Es ist wahr, daß er in seinen Schriften oft und viel von sich selbst redet. Ich würde es nicht zu sagen wagen, daß er Unrecht hat. Er hat viel für Preußen gethan! Was für eine Belohnung hat er dafür erhalten? Ruhm; das ist ohne Zweifel viel; allein er würde vielleicht eine andere haben erhalten können und müssen. Er fühlt, was er als Minister vermag. Als Gelehrter hat er ein auszeichnendes Verdienst; aber in der Litteratur selbst liebt er Gerechtigkeit, und er schätzt die Talente, sogar bey fremden Nationen.

Zu Paris hat man seine französische Schreibart ausgehöhnt; aber man hat ihn nicht zum Mitglied der französischen Academie vorgeschlagen. Hier geht man weiter; man tastet seinen Styl nicht an, sondern man sucht, seine Person zu verunglimpfen. Ein mächtiges Mittel, ihn zu bewegen, daß sein Vaterland mit der französischen Nation ein Bündniß schließt. Man mag immerhin diese Bemerkung so unbedeutend ansehen wie man will; ich werde jederzeit wiederholen, daß gerade eine solche unbedeutende Sache den Saamen des Hasses zwischen beyden Reichen auszustreuen, und die Plane, die ihnen gegenseitig hätten nützlich werden können, zu vereiteln fähig ist.

Das sind meine Gedanken; wenn ich mich irre, so verlange ich Nachsicht. Die Staatsklugheit ist nie der Gegenstand meines Fleißes gewesen. Ich habe

habe eine Denkungsart, welche mir gewiß nicht würde erlaubt haben, die Rolle eines Ministers zu spielen; meine Freymüthigkeit würde Widerstreben gefunden haben; die Rolle eines Spions würde mir noch fremder gewesen seyn. Auf diese Art, ich weiß es zu gut, erlangt man nicht den Schutz der Großen, nicht die Gunst der Beherrscher. Mein Charakter hat mich auf ein System geführt, das mich Verfolgungen und Ungerechtigkeiten ausgesetzt hat; ich werde auf diesem Wege vielleicht auch Ruhm finden; das tröstet mich. Es ist möglich, daß die Folge meinen Wünschen nicht entspricht. Je nun, so werde ich allein gelitten haben; ich werde keinem als mir selbst Leid gethan haben, und das wird mich nicht reuen. Ich habe mein Vermögen verloren; aber ich bin niemanden eine Verbindlichkeit schuldig gewesen, und ich kann mich zu allen Zeiten rühmen, daß ich selbst mein Helfer, mein Schutz und meine Stütze gewesen bin.

Ich komme auf die Sache zurück, von der mich diese Ausschweifung zu lange entfernt hat.

§. 4.

Nachdem der Reisende den Plan entworfen hat, den Prinzen Heinrich unter dem Nahmen seines Neffen auf den Thron zu erheben, so stellt er den Grafen von Herzberg als den ersten Sekretair des Fürsten auf. Jeder vernünftige Mann kann ein-

sehen, in welche Irrthümer, in welche Ungereimtheiten der unverschämte Eigendünkel einen Fantasten stürzen kann. Es ist ausgemacht gewiß, daß der vermeintliche Beobachter des Berliner Kabinets keine andere Absicht gehabt hat, als das Kabinet zu Versailles zu betrügen, und dasselbe durch eben so verwegene als schlecht ausgesonnene Nachrichten zu hintergehen. Hierinn liegt Verwegenheit, Unwissenheit, und ein verächtliches und schimpfliches Vertrauen auf die Unwissenheit des Nebenmenschen. Man hat die natürlichen Gaben des Herrn von Mirabeau für das Handwerk eines Spions gewaltig herausgestrichen. Was ich davon gesagt habe, beweißt hinlänglich, daß nur seine Insolenz unter diese natürlichen Talente gezählt werden kann.

Er redet hierauf von dem Baron von Knyphausen; er rühmt ihn auf Seite 65 als einen sehr geschickten Kopf; er lobt ihn, weil er der Feind des Grafen von Herzberg ist. Aber er schweigt behutsam von seinen Fehlern; er sagt nicht, daß, wenn er in Preußen Minister wäre, er fähig seyn würde, sein Vaterland mit der ganzen Welt zusammen zu hetzen; daß er desto furchtbarer seyn würde, weil er geneigt ist, solche Spione, als der französische Reisende, zum Führer seiner Handlungen zu wählen. Jedes Wesen, das bestimmt oder berufen ist, eine große Rolle in der Staatsverwaltung eines Reichs zu spielen, muß ein tugendhafter Mann seyn, untadelhaft in seinem Betragen, frey von

Eigen=

Eigensinn, und fern von jeder herrschenden Leidenschaft. So viel Schwachheit der Schreiber auch einem Friedrich Wilhelm boshafter Weise andichtet, so ist er doch noch nicht so unvorsichtig gewesen, und wird es auch nie seyn, weder einen Minister von Knyphausen, noch einen Graf von Mirabeau zum Kabinetssekretair zu berufen. Der Briefwechsel, den ich widerlege, beweißt nicht nur das Unvermögen des Autors, Geheimnisse aufzubewahren, sondern auch noch dieses, daß er diejenigen entdeckt, die er doch als sehr wichtige ansehen sollte.

Er schreibt hierauf, auf der nämlichen Seite:

„Was kann ich aus dem allen weissagen? „Nichts als Schwäche und Mangel an Zusammen„hang. Es scheint gewiß zu seyn, daß kleine In„triguen, schöne Künste, Blauröcke, Subalternen, „die Garderobe und vorzüglich die Schwärmer den „neuen König leiten werden —— Daß er ein „System hat, glaube ich nicht —— Am Genie „zweifle ich —-- und vom Charakter denke ich, „daß man weder verneinen noch bejahen kann — „Friedrich Wilhelm wird in vierzehn funfzehn Jah„ren Markgraf von Brandenburg seyn.“ —

Wie viel Bosheiten in so wenig Zeilen! Was für unvernünftiges Zeug in den Bemerkungen! Welche ehrvergessene Verachtung in den Ausdrükken! Welcher plumpe Aberwitz in der Schlußfolge!

Ich habe weiter oben dargethan, daß Friedrich Wilhelm die königliche Würde, ohne Beyhülfe eines andern, zu behaupten wisse; ich habe Thatsachen als Beweise angeführt; und was ich einmal gesagt habe, werde ich nicht wiederholen. Was seinen Witz anbetrift, so liegt zu Preußens Ruhm und Glück wenig daran, ob der Herr von Mirabeau ihm welchen zuschreibt, oder nicht. Er hat genug gezeigt, um sein Volk glücklich zu machen, und sich seinen Feinden stolz entgegen zu stellen. Man könnte den französischen Reisenden unter die Illuminaten zählen, von welchen er vermuthet, daß sie ihn leiten wollen oder leiten lassen; er ist es wohl eben so sehr, als jeder andere. Gleichwohl hat Friedrich Wilhelm das Uebergewicht seiner erhabenen Rathschläge nicht empfunden, und man hat noch keine von den Prophezeihungen in Erfüllung gehen sehen, durch welche man unanständiger Weise die Klugheit des Kabinets zu Versailles eingeschläfert. Hier lernt man nun den Reisenden zugleich als Spion und als einen falschen Propheten kennen. Sollte er nicht das Schicksal des Juden Micha verdienen? Wäre er nicht werth, daß ihm jeder, der die Schmähschriften haßt, eine derbe Ohrfeige gäbe, ohne sich die Mühe zu geben, ihn zu fragen, welcher Geist ihn angetrieben habe *)?

Wenn

*) Jedermann kennt die Begebenheit des Propheten Micha; er weissagete die Zerstörung Jerusalems. Ein anderer Prophet gab ihm eine Ohrfeige und fragte ihn: „Aus welcher Eingebung prophezeihest du?"

Wenn ich an den Teufel glaubte, so dächte ich, dieser Engel der Finsterniß wäre der dienstbare Geist des Reisenden. Ob ich gleich dieses nicht glaube, so bleibe ich doch fest an dem Gedanken hängen, daß seine Seele allein ihm die Inspirationen eingiebt, durch welche er Beleidigungen, Lügen und Schimpf niederschreibt.

Wenn der König von Preußen in funfzehn Jahren bis auf den bloßen Titel eines Markgrafen von Brandenburg zurück herunter gekommen seyn soll, so glaube ich nicht nöthig zu haben, diese Prophezeihung zu berichtigen, indem ich den Herrn von Mirabeau Minister oder Marschall von Frankreich nenne. Um in gewissen Landen Minister zu seyn, braucht man nur die Talente eines großen Betrügers zu besitzen. Um die preußische Armee aufzureiben, wird ein großer General erfordert, der Truppen commandirt, welche voll Vertrauen gegen ihren Chef sind. Aber wie sind Friedrich Wilhelmen Preußen und Schlesien zu entreißen? Wird sich denn der Zustand, die Lage von Europa sogleich ändern? Werden die Staaten desselben denn unvermuthet ihr gegenwärtig gleich vertheiltes Interesse verändern, um andere Systeme anzunehmen? Alles das würde wahrhaftig für ein Wunder gelten. Ehedem gabs zwar Zeiten, wo die Stimme des Papstes ähnliche Erschütterungen bewirken konnte, wo das durch Bannstrahlen erschreckte, und aus blinder Schwärmerey gegen

ihre der Ketzerey beschuldigte Fürsten aufgebrachte Volk glaubte, Gott einen Dienst zu thun, wenn sie der Wuth eines Priesters folgten. Wenn diese Zeiten noch vorhanden wären, so würde ich gewiß den Herrn von Mirabeau die Rolle des heiligen Bernhard spielen sehen, und einen Kreutzzug wider die ungläubigen Preußen predigen hören. Glücklicherweise sind sie vorbey, und werden nie mehr wiederkommen. Der Markgraf von Brandenburg wird aller Wahrscheinlichkeit nach lange Zeit noch der glorreiche Besitzer von Preußen und Schlesien bleiben; und wenn je die unwahrscheinliche und unmögliche Vorherverkündigung des Reisenden erfüllt werden sollte, so geschieht diß gewiß nicht durch einen Fehler des Königs, noch durch die ungereimten Mittel des Verfassers des geheimen Briefwechsels.

Außer dem natürlichen Geschmacke an Beleidigungen, wovon jeder Paragraph voll ist, leuchtet daraus auch noch die Sucht nach Schöngeisterey hervor. Blos aus Muthwillen bringt er einige Spöttereyen an, womit der Franzose nicht befürchtet einen König zu beleidigen, über den er sich nie zu beklagen hatte, und der nach seinem eigenen Geständnisse jederzeit ein Sklave seines Ehrenworts gewesen ist. Ein solches Verfahren ist niederträchtig, sogar wenn es geheim geschieht: was wird es seyn, wenn man es öffentlich bekannt macht?

§. 4.

Seite 66 sagt der Schriftsteller, „daß der Baron von Boden des Königs Vertrauter sey.“ Diß ist falsch. Boden war ein armer Bettler, der von seinem Herrn von Zeit zu Zeit Allmosen bat.

„Der König hat Boden aufgetragen, Herzberg zu stürzen — — Der Fürst von Salm-Kyrburg hat zur nähmlichen Zeit acht Tage lang zu Potsdam im Verborgenen gelebt.“ Hiervon ist nicht eine Sylbe wahr. Nur durch Spionnerie der Bedienten kann man so abgeschmackte Neuigkeiten sammeln. Der Reisende hat geglaubt, sie nicht verschmähen zu müssen, weil er überzeugt gewesen ist, die Bemerkung von Kleinigkeiten sogar errege die Meynung, daß er jederzeit einen Scharfblick besitze. Ein Arglistiger vernachlässigt nichts, woraus er einen persönlichen Vortheil ziehen kann.

Der Vorschlag, eine fleischige Blondine nach Berlin kommen zu lassen, würde jedermann nützlich gewesen seyn. Z. B. ein Mensch, der sich nicht schämt, ein Spion zu seyn, kann wohl noch ein geringeres Geschäft übernehmen. Aber zu glauben, daß ein Mann, wie Prinz Heinrich, sich bis zu einer Rolle und zu einem Auftrage dieser Art, der ihm immer nachtheilig werden mußte, herabgewür-

gewürdiget hätte, daß er auf so niedrige Mittel gedacht hätte, das ist unmöglich. Wenn ich den Grund bedenke, auf welchen der Bruder des großen Friedrichs seinen Ruhm gebauet hat, so muß ich dem Reisenden, wer er auch sey, oder seyn will, antworten: Mentiris impudentissime.

Was der Verfasser von der Redlichkeit des Königs erzählt, ist lautere Wahrheit, die sogar der Lügner selbst nicht anders erzählen kann. Ich setze mein Leben zum Pfande, daß, wenn er jemahls sein Ehrenwort zur Allianz mit Frankreich giebt, daß ihn nichts an der Erfüllung hindern wird. Jederzeit ist ihm die Ehre heilig gewesen. Aufrichtig gesprochen, es würde den Franzosen leicht gewesen seyn, seine Allianz zu erlangen, und sie würde ihnen wahrhaftig vortheilhafter gewesen seyn, als das lächerliche Project, Wilhelmen zum Markgrafen von Brandenburg zu machen.

Der Reisende schlägt zur Bewerkstelligung dieser Allianz einen Plan vor, aus welchem Oesterreich ausgeschlossen ist. Ich würde darüber einen wirksamern angeben können; allein das gehört mir nicht. Ich trage kaiserliche Uniform; ich werde alle Pflichten erfüllen, die mir meine Delicatesse vorschreibt, und will stillschweigen.

Seite 70 versichert er, Prinz Heinrich werde bis an sein Ende französisch gesinnt bleiben. Wenn diese Meynung je wahr-

scheinlich seyn konnte, ist sie es noch, seitdem man den geheimen Briefwechsel in Paris verkauft? Ich zweifle daran.

Er fährt eben daselbst weiter fort: „Uebrigens hat man mir geheime Mittel zu Briefwechsel und Untersuchungen an die Hand gegeben, und mir versprochen, sich mit mir zu verbinden. So ist also der Prinz Heinrich ein Gehülfe der Intriguen des Herrn von Mirabeau! Welch Entsetzen! Und während des Prinzen Heinrichs Aufenthalt hat man das Werk bekannt gemacht, in dem diese Infamie steht! Diß Verfahren verletzt die heiligsten Rechte, die Gastfreundschaft selbst. So ist er sogar in seiner Gegenwart bey einer von ihm geschätzten Nation des Hochverraths gegen sein Vaterland angeklagt worden! Ohne Zweifel hat man alle diese Betrachtungen nicht angestellt, als man sich begnügte, solche harte Beleidigungen mit der Verbrennung einiger Bogen Papier zu bestrafen — — Pflichten fesseln mich! — — Du hast nicht gleiche Rechte über meine Handlungen und Gedanken — — Ich kann nichts thun — — ich darf nicht alles sagen; aber wenigstens kann ich die Beleidigung tadeln, und mir ganz öffentlich schmeicheln, daß sie nicht immer unbestraft bleiben wird.

§. 7.

§. 7.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der König Boden in einem Briefe gefragt haben sollte, was man von ihm in Paris denke, und daß dieser, wie der Reisende vorgiebt, geantwortet haben sollte: „daß sie schwach, träge und von andern beherrscht seyn werden.“ Wenn des Königs Antwort darauf: „ich habe allein gelitten, und will auch allein herrschen,“ wahr ist, so giebt sie uns einen eben so richtigen Begrif von ihm, da seine Regierung denselben bestätigt hat.

Zwölftes Kapitel.

Im vierzehnten Briefe meldet er des großen Friedrichs Tod. Der Reisende prahlt sehr viel mit seiner angewendeten Sorgfalt, diese Nachricht früher als der Graf d'Esterno zu erfahren. In der Folge erklärt er sehr gefällig die einzelnen Thatsachen, welche den Minister einer strafbaren Nachlässigkeit beschuldigen können, indessen er sich ihn als den wachsamsten, thätigsten und eifrigsten Mann vorstellt. Zu welchem Endzwecke that er alles diß? Den Grafen d'Esterno zu stürzen, und ohne Zweifel den Grafen von Mirabeau an dessen Stelle zu bringen. Oh des rechtschafnen Beobachters!

Der Brief schließt mit einem spöttischen Commentare über die bekannte Gewohnheit, daß bey jeder Thronbesteigung der Könige von Preußen, die Truppen den Eid der Treue ablegen müssen. „Sie scheint," dem beobachtenden Spione „zu sagen: Ich bin vorzüglich der König der Armee, und setze mein ganzes Vertrauen auf sie, „weil ich ohne sie vielleicht kein Reich habe." Wenn der Graf von Mirabeau deswegen glaubte,

er

er wolle das Reich bis auf die Markgrafschaft Brandenburg zurück bringen, so würde Friedrich Wilhelm in der That Ursache haben, für seinen königlichen Titel zu zittern; allein er ist noch nicht genug überzeugt, um ähnliche Furcht zu empfinden.

Dreyzehntes Kapitel.

Im funfzehnten Briefe ist die Rede von der Feindschaft, welche zwischen Prinz Heinrich und dem Grafen von Herzberg herrscht. Ich muß ein wenig zurückgehen, um die Ursachen davon zu zeigen.

Der Kaiser hatte mit dem Churfürsten von Bayern einen geheimen Vertrag gegen die Grundverfassung des heiligen römischen Reichs geschlossen, nach welchem er den schönsten Theil des Churfürstenthums Bayern mit seinen Erbstaaten vereinigen wollte. Der verstorbene König allein war im Stande, sich der Ausführung dieses Entwurfs zu widersetzen. Er wollte keinen Krieg mehr führen, sondern auf seinen errungenen Lorbeern ruhen. Prinz Heinrich hatte nicht weniger friedfertige Gesinnungen, und Maria Theresia träumte vom himmlischen Jerusalem. Joseph allein brannte vor Begierde, seinen Vergrößerungsplanen zu folgen, und war überzeugt, daß seine Drohungen Schrecken verbreiten würden. Herzberg kannte seinen Feind, sahe die Folgen einer so ungerechten Eroberung voraus, widersetzte sich deswegen, und nahm den König, der Gesinnungen des Prinzen Heinrich ohngeachtet, für seine Meynung ein.

Nach

Nach den Familienverträgen und den Reichsgesetzen fiel die Succession in Bayreuth und Anspach ganz der jüngern Linie des Hauses Brandenburg anheim, folglich dem Prinzen Heinrich, und nicht dem Könige. Herzberg, ein Mann, der nur auf den Ruhm seines Königs dachte, nahm sich vor, diese Succession an die Krone zu bringen. Also hatte der Krieg zwey große Ursachen, und er war beschlossen. Sachsen, Schlesien und Böhmen waren mit Truppen besetzt. Der König gab Prinz Heinrichen das Kommando über den Kern der Armee, um durch Sachsen nach Böhmen einzudringen, und den Kaiser, der ihm in den Gebürgen der Grafschaft Glatz Schach bot, zu nöthigen, auf das flache Land sich zurückzuziehen, wo er seines Sieges gewiß war.

Prinz Heinrich, der nur eine geringe Macht gegen sich hatte, obschon der Feldmarschall Laudon an ihrer Spitze stand, schien nichts unternehmen zu wollen. Es hing von ihm ab, Böhmen zu verwüsten, Prag zu erobern, das ohne Besatzung war, und Laudon zu schlagen: es erfolgte nichts von alle dem. Der Feldzug verstrich in einer gänzlichen Unthätigkeit. Während dieser Zeit hatte Maria Theresia mit Friedrich einen Briefwechsel eröfnet, der den Frieden zum Endzweck hatte. Man kennt die Bedingungen, unter welchen er geschlossen ward, und man weiß, daß es dem Grafen von Herzberg nach seinem entworfenen Plane geglückt

hat, dem Prinzen Heinrich die Nachfolge in Anspach zu entreißen.

In Berlin behauptete man, daß Herzberg sein Mißfallen über die Manöuvres des Prinzen Heinrich zu erkennen gegeben hätte. Viele, weniger einsichtsvolle Leute murrten ebenfalls; der Geist des Mißvergnügens verbreitete sogar im Stillen das Gerücht, der Prinz Heinrich, der sich gegen seinen eigenen Vortheil zu fechten verbunden sähe, habe das nicht gethan, was er hätte thun können. Aus alle dem entstand eine gerechte Feindseligkeit zwischen dem Prinzen Heinrich und dem Grafen von Herzberg, dem es gelungen war, den Krieg erklären zu lassen, damit er die Friedensbedingungen entwerfen konnte.

Dennoch sind alle diejenigen überzeugt, welche Böhmen und alle die Geheimnisse dieser Begebenheit kennen, daß der Prinz Heinrich alles gethan hat, was er thun sollte, und daß er Ursache gehabt hat, seine Armee und seinen Ruhm nicht aufs Spiel zu setzen, und Sachsen nebst der Lausitz nicht dem Greuel der Verwüstung Preis zu geben.

Der Kaiser wollte in Sachsen sengen, brennen und plündern. Wenn Prinz Heinrich auf Prag losgerückt wäre, so würde er unmenschlicher Weise ein verbundenes Land den Angriffen eines blutgierigen Feindes ausgesetzt haben. Er hat daher als

ein großer General und treuer Freund von Sachsen gehandelt. Man würde sogar glauben können, daß er geheime Ordre vom König gehabt hätte, nichts zu unternehmen, weil man von dem nahen Friedensschlusse überzeugt war.

Indessen hatte Herzberg an Prinz Heinrichen einen mächtigen und furchtbaren Feind erhalten. Als ein vorsichtiger Mann merkte er, daß ihm dieser Feind nach Friedrichs Tode gefährlich werden könnte, wenn er die Gunst des Thronfolgers erlangte. Als geschickter Staatsmann arbeitete er daran, den Prinzen von Staatsgeschäften zu entfernen, ihm jeden Einfluß auf die neue Regierung zu benehmen; und es ist ihm gelungen. Hierinnen liegt der Grund von der Gleichgültigkeit, mit welcher der König seinen Oncle behandelt hat. Diese bekannte Feindseligkeit leitet zu Berlin noch alle Urtheile, alle Intriguen und alle Kabale. Indessen sind der Minister und der Prinz zu rechtschafne Patrioten, als daß ihr Mißverständniß dem Vaterlande jemahls gefährlich werden könnte. Der König schätzt seinen Oncle, er ehrt seine Verdienste, und ist kein Sklave seines Ministers. Er kennt den Werth des Einen wie des Andern; aber er weiß auch, daß Beyde nach einem größern Einflusse in die allgemeine Staatsverwaltung streben. Diß ist der wahre Ursprung der Eifersucht, welche den Prinzen Heinrich und den Grafen von Herzberg von einander entfernt. Der letztere begünstigt das

englische,

englische, der erstere das französische System. Die Revolution in Holland, welche der Graf von Herzberg benutzt hat, vereitelte die Absichten des Prinzen. Ich würde mehr darüber sagen können, allein ich überlasse der Zeit das zu enthüllen, was mir die Klugheit zu verschweigen befiehlt.

Als der Graf von Mirabeau sich zu Berlin befand, war die Wunde noch neu; und es ist möglich, daß der Prinz Heinrich, ohngeachtet seiner gewöhnlichen Vorsicht und der Ehrfurcht, die er seinem Range schuldig ist, einige Funken seiner Eifersucht hat blicken lassen, und daß der Graf von Mirabeau das für Vertraulichkeit hielt, was nur aufbrausende Laune war. Aber gewiß hat der Prinz nie geglaubt, daß man diese Funken weder boshafter Weise sammeln, noch einer, jedem Preußen bekannten Sache, ein geheimnißvolles Ansehen geben könnte.

Man sieht sehr wohl ein, daß die Allianz mit Frankreich sich besser als die mit England für Preußen schicken würde; aber ein Minister wie Herzberg, weiß in den nützlichsten Planen das besondere Interesse von dem allgemeinen geschickt zu unterscheiden, und er wird niemahls einen Vorschlag annehmen, der wesentlich persönliche Absichten begünstigt. Ich kenne die Gründe sehr genau, welche seit einiger Zeit die Handlungen verschiedener Europäischen Kabinette bestimmt haben; nur ist es nicht meine

Sache, sie zu entdecken. Ich will sogar das, was ich noch vom Prinzen Heinrich sagen könnte, mit Stillschweigen übergehen, weil er meiner Verthei- digung gegen die Beschimpfungen eines boshaften Menschen nicht bedarf, und allgemein bekannt ge- nug ist, daß er Niemanden schaden kann. Sein Ruhm ist begründet, er ist der Bruder des großen Friedrichs, und wird jederzeit beweisen, daß er würdig war es zu seyn.

Zum Beweise wird Friedrich Wilhelm, allen den Erdichtungen zum Troß, selbst regieren, und weder von seinem Oncle noch von seinen Ministern abhängen. Preußen wird sich in keine Kabalen einlassen; jeder wird hier für den Ruhm und Vor- theil seines Vaterlandes handeln. So sehr als die- ser innere Trieb die Maschine in Thätigkeit erhal- ten wird, eben so viel wird jeder rechtschafne Bür- ger Liebe und Vertrauen zu den Grundsätzen seines Landesherrn haben. Der Prinz Heinrich und der Graf von Herzberg werden ihre vorübergehende Erbitterung vergessen, und ihre Stimmen mit den öffentlichen Wünschen vereinigen, weil in einem Lande, wo alles Patriotismus athmet, alle Pri- vatfeindseligkeiten verschwinden müssen.

Vier-

Vierzehntes Kapitel.

§. 1.

Im siebenzehnten Briefe liest man S. 75 folgende merkwürdige Erzählung: „Der Eigensinn „Friedrichs des Zweyten, alles selbst „zu thun, hatte die Folge, daß er un„ter allen Europäischen Königen am „meisten hintergangen ward. Die „Grille, alle Regierungsgeschäfte des „Königreichs in anderthalb Stunden „zu beendigen, machte die Minister in „ihren Departements zu unumschränk„ten Herren. Itzt müssen sie alles „gemeinschaftlich beschließen und jeder „bedarf die Stimme und die Bestäti„gung des andern."

Dies ist ein gedrängtes und scharfsinniges Urtheil. Warum also einen Prinzen beschimpfen, der bey seiner Regierung die lobenswürdigste und nützlichste Ordnung eingeführt hat, einen Prinzen, der seine eigene leidenschaftliche Empfindlichkeit zu fürchten scheint, der keine Schwachheiten begehen will, der sich genug kennt, um seine und der andern Verstandeskräfte gegen sich selbst zu brauchen? Er

ist

ist Mensch, und nicht jeder Sterbliche wird mit so ausgezeichneten erhabenen Talenten geboren. Um verehrungswürdig zu seyn, ist es hinreichend, von der Begierde wohlzuthun beseelt zu werden, und überhaupt dazu den entschlossenen und standhaften Willen zu haben. So ist Friedrich Wilhelm. Muß ihm diese seltene und große Eigenschaft nicht wegen einiger Schwachheiten Verzeihung bewirken? Temperamentsfehler und Tugenden haben ihren Grund in dem physischen Körperbaue. Den König von Preußen verleitet seine Sinnlichkeit zur Wollust. Die Regierungssorgen ermüden ihn zuweilen, weil sie seiner Sinnlichkeit zuwider sind; aber so wie sein Herz wohlthätig ist, so bringt es ihn beständig durch Vorhaltung seiner Pflichten wieder zu sich selbst. Er ist mit einsichtsvollen Männern umgeben, auf deren Redlichkeit er ein vernünftiges Vertrauen setzen kann, und sein Auge ist immer wachsam auf ihre Handlungen. Wenn er sich bisweilen in seiner Wahl irrt, so hört er die Stimme des Volks und zieht sie zu rathe. Da er keinen eigensinnigen Stolz besitzt, so hält er sich nicht für untrüglich; und eben so sehr widersteht auch sein durchdringender Verstand den Neigungen seines edelmüthigen Herzens; er sucht Rettungsmittel gegen das Uebel und eilt, sie vernünftig anzuwenden.

Das sey im Vorbeygehen die richtige Schilderung Friedrich Wilhelms. Wer sich einen Souverain frey von Schwachheiten und Irrthümern den-

ken will, der beschäftigt sich mit einer Chimäre. Wenn es einen solchen giebt, so kann er nur in einer Welt leben, die bestimmt ist, von keinen leidenschaftlichen, sondern eben so vollkommnen Wesen, als die Gottheit selbst ist, bewohnt zu werden. Die Natur bringt die Könige eben so wie die andern Menschen hervor; diejenigen, welche zu herrschen bestimmt sind, empfangen von ihr nicht mehr Vollkommenheiten, als diejenigen, welche ihnen gehorchen müssen. Es ist leicht, jene zu beschimpfen und über ihre Handlungen zu urtheilen; aber wie viele von diesen Beobachtern, welche sich gegenwärtig in allen Europäischen Staaten vermehren und die nur immer einreißen, ohne jemals etwas aufzubauen, würden weit schlechter seyn, als diejenigen, welche sie sich zu beurtheilen erfrechen, wenn sie das schwere Staatsruder in Händen hätten! Ein vollkommener Mensch ist ein eingebildetes Wesen, dessen Daseyn unmöglich ist. Menschen! laßt uns menschliche Schwachheiten verzeihen; laßt uns gerecht seyn; laßt uns Acht haben, wie weit unsere Kräfte reichen, und nicht von andern mehr fordern, als wir selbst nicht würden thun können, sondern laßt uns weise und vernünftige Nachrichten, nicht aber Beleidigungen und Beschimpfungen aufzeichnen. Wozu dient übrigens die witzige und beißende Schreibart? Beleidigungen bessern Niemanden; sie können nur aufbringen und schaden: dies ist es alles. Der mächtige Mann, den man beschimpft, thut oft das aus Eigensinn, was er unterlassen haben

würde,

würde, wenn man zu seiner Belehrung Sanftmuth und Ueberredung angewendet hätte.

§. 2.

Der Verfasser dichtet dem Prinzen Heinrich S. 76 einen ganz eigenen Entwurf an, die Staatsgeschäfte einem dem französischen Interesse äußerst gefährlichen Manne zu entreißen, nämlich: „man „möchte ein Bulletin drucken lassen, „das behauptete, Herr von Herzberg, „von dem kein Mensch etwas gutes „spricht, scheine das ganze Vertrauen „des neuen Königs zu besitzen, und „sogar alle Staatsgeschäfte allein zu „verwalten..... Wahrscheinlich ist „diese letztere Beschuldigung das beste „Mittel, diesen Mann unter der itzigen Regierung zu stürzen.“

Ich war zu Berlin, als man diesen Entwurf ausführen wollte. Mehrere deutsche gedungene Zeitungsschreiber ließen diese Note wirklich drucken. Ein Mann von des Königs Gefolge, er mag nun der Erfinder dieses Artickels gewesen oder in die Intrigue gezogen worden seyn, ließ Wilhelmen das Blatt lesen, dessen größter Stolz ist, König im ganzen Umfange des Worts zu seyn. Der Gift wirkte; und eine Zeitlang behandelte der König Herzbergen mit einer Gleichgültigkeit, welcher darauf dachte, seine Stelle niederzulegen. Wenn man

wie er, alles der Wohlfahrt seines Vaterlandes aufgeopfert hat, so kann man gegen den Verlust der Ehre und des Zutrauens, das man verdient, nicht gleichgültig seyn, und wenn man den Augenblick voraus sieht, ein Opfer der Kabale zu werden, so verachtet man ihr entgegen zu arbeiten und zieht sich zurück.

Ein rechtschaffner Mann, der sich damals zu Berlin aufhielt, benutzte eine günstige Gelegenheit, sich mit Freymüthigkeit über die Zeitungen und über einige damals in Deutschland öffentlich ausgestreute Schriften zu erklären; er enthüllte die Absichten der beobachtenden Höfe; kurz, er nahm sich die Freyheit, den König dahin zu bringen, auf seiner Hut zu seyn. Er bewieß ihm, daß man Herzbergen zu entfernen und Möllendorfen abwendig zu machen suchte; daß zu befürchten wäre, man möchte von seinem Throne seine einsichtsvollen und getreuen Unterthanen entfernen; daß man den Entwurf gemacht hätte, sich seines Verstandes und seines Zutrauens zu bemeistern, wenn er von den wahren Freunden seines Ruhms und des Vaterlandes verlassen seyn würde. Der König hörte diese Bemerkungen stillschweigend an, und antwortete kein Wort darauf; aber den folgenden Tag wurde Herzberg nach Potsdam gerufen, und die Sachen erhielten eine andere Gestalt. So scheiterte auf einmal der Entwurf, nicht der Entwurf des Prinzen Heinrichs, sondern des französischen Reisenden. Der ehrliebende

bende Mann, der, bey diesem Umstande, sowohl Preußen und Europa, als auch dem Ruhme Wilhelms einen so wesentlich wichtigen Dienst leistete, hat sich nicht zu erkennen gegeben; er hat seine Belohnung in seinem Herzen, in dem Vergnügen gesucht, eine große Wohlthat erwiesen zu haben. Herzberg selbst kennt den Namen desjenigen nicht, der eine so plötzliche Veränderung verursachte; wenn er ihn noch erfahren sollte, so würde er ihm dafür keine Erkenntlichkeit zu bezeigen suchen, weil es dem Charakter dieses Ministers nicht eigen ist, einen Dienst mit einem andern zu vergelten. Uebrigens ist sein moralischer Charakter mit zu viel Selbstliebe erfüllt, als daß er nicht überzeugt seyn sollte, er sey der einzige fähige Mann, seinem Vaterlande mit Nutzen zu dienen. Mit diesem Fehler verbindet er den Fehler, auf seine Gewalt eifersüchtig zu seyn, und das Verdienst jedes Mannes zu übersehen, der da würdig wäre, einigen Einfluß auf die Staatsaffairen zu haben; und endlich noch den Fehler, sich nicht überzeugen zu können, daß irgend ein Mann eben so patriotische Gefühle, als er, in seinem Herzen haben könne.

§. 3.

Im Anfange dieses Briefs, Seite 90 redet der Reisende von einem Artikel des Testaments vom Großvater des Königs. Ich habe vergessen, die falschen Erdichtungen des Schreibers zu widerlegen; doch ich will es itzt thun.

Es ist hier die Rede vom Testament Friedrich Wilhelms des Ersten. Dieser legirte seinem zweyten Sohne, dem Vater des jetzigen Königs, das Amt Wusterhausen, welches 46000 Thlr. einträgt.

Da dieser Prinz im Jahr 1758 starb, so erbte sein ältester Sohn, der jetzige König von Preußen, dieses Amt, und genoß die Einkünfte bis zu seiner Thronbesteigung.

Allein eben dieses Testament besagt, daß, im Fall der Sohn des Prinzen zur Regierung gelangte, dieses Amt eigenthümlich an den dritten Sohn des Königs, den Prinzen Heinrich, und an seine Nachkommen fallen, und diesen Ferdinand, der jüngste Prinz, substituirt seyn sollte.

Es war also klar, daß der jetzige König, da er die Krone bekam, dem Prinzen Heinrich das Amt Wusterhausen abtreten mußte. Dieses Recht wurde so leicht anerkannt, daß es nicht den geringsten Widerspruch fand. Darüber entstand weder Proceß, noch Urtheilssprüche. Alle Berichte des Reisenden sind also falsch und ohne Grund.

§. 4.

Auf der 94sten Seite führt der Herr von Mirabeau den Herrn von Knyphausen redend ein, und läßt ihm vom Grafen von Herzberg folgendes sagen: „er ist so falsch, daß man nie wissen kann, ob er wirklich ausgesöhnt „ist;

„ist; und es ist besser, offenbahrer „Feind als zweydeutiger Freund eines „Mannes zu seyn, der mehr Ansehn „hat, als unser einer.“ Darauf giebt nun der Beobachter den Rath: „Herzbergen zu stürzen, wenn die Preußen französisch werden sollen.

Ich bin einer entgegengesetzten Meynung. Herzberg wird jederzeit für die Allianzen geneigt seyn, auf welche man unwiderruflich wird rechnen können. Man setze Frankreich in eine furchtbare Lage, in eine Lage, in welcher es seinen alten Glanz, seine ganze Stärke, seinen ganzen Einfluß auf das politische Gleichgewicht Europens wieder erlangen kann, und ich stehe dafür, daß der Minister von Herzberg alle Triebfedern in Bewegung setzen wird, die fähig sind, Preußen einer erwünschten Allianz zu versichern. Allein wenn die Franzosen noch fernerhin sind, was sie bey der letztern Revolution in Holland waren, wenn sie unthätig aus System, und untreu aus Schwachheit sind, so werden die Preußen auch in der Folge noch so handeln, wie sie vor den Augen Frankreichs gehandelt haben, und alle Knyphausens in der Welt werden sie nicht von den Grundsätzen abbringen, die Herzberg für das Interesse seines Vaterlandes so fest angenommen hat.

Wenn man alles, was in den Erzählungen des Herrn von Mirabeau unbestimmt, unbedachtsam, zweydeutig und unzusammenhängend ist, zu-

sammen vereinigen will, so wird man sich ohne große Mühe überzeugen können, daß der Prinz Heinrich und der Herzog von Braunschweig ihn ganz nach ihrem Belieben zum Besten gehabt, und mit lustigen Mährchen, die seine ruhmsüchtige Einfalt ins Cabinet nach Versailles als wichtige Geheimnisse geschickt hat, eingeschläfert haben. Ohne daß man ihm einen richtigen Begriff von den geheimen Ursachen zutrauen darf, die er auszuspähen und zu untersuchen Auftrag hatte, kennt er nicht einmal den öffentlichen Charakter der Nation, deren Land er bereist hat.

Ich werde mich weiter unten auf die einzeln Umstände der Intrigue einlassen, welche damals die preußischen Operationen nach Holland führte. Ich kann davon gründlich sprechen, weil ich Augenzeuge war. Wenn man diese Umstände ganz vollkommen kennen wird, so werden sie diejenigen, welche sie nur aus fliegenden Zeitungsblättern kennen, als ein über alle Hülfsquellen des feinsten Machiavellismus erhabenes Meisterstück ansehen.

Uebrigens hatte der Reisende Recht, wenn er seinem Hofe anrieth, das Haus Oranien zu schonen, weil es zu den Absichten des Cabinets zu Versailles gehört, nur bey gewissen Drohungen stehen zu bleiben. Jetzt ist der Streich geschehen: was wird für die Zukunft daraus folgen? Das ist wenigstens zweydeutig.

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

§. 1.

Der achtzehnte Brief redet oft und viel von Friedrich Wilhelm. Ich erinnere meine Leser an das, was ich schon von diesem Fürsten gesagt habe, bis ich eine Gelegenheit finde, das Porträt, welches ich von ihm entwerfen muß, würdig aufzustellen.

Man beschuldiget ihn, auf Seite 96, „beym „großen Manövre wunderlich, träge, „unbehülflich und einförmig gewesen „zu seyn..... Jedermann war misvergnügt..... Am ersten Gallatage „sprach er ganz unbedeutend, eilfertig, bestürzt und nicht zusammenhängend, u. s. f.“

Ungeachtet dieses Gemälde viel unanständiges und entscheidendes hat, so kann ich doch versichern, daß Friedrich Wilhelm bey der ganzen Armee als ein vortrefflicher Soldat bekannt ist. Was die Art und Weise anbetrifft, wie er seine Gallatage hält, wo er reden und antworten muß, so glaube ich, daß ihn das Andenken des großen Friedrichs und die Gegenwart derer, die diesen außerordent-

lichen Mann lange gekannt haben, in einige Verlegenheit setzen muß; aber es kommt einem Spion gar nicht zu, eine Satyre darüber zu schreiben. Was ist übrigens dem König von Preußen an dem Beyfall einer diplomatischen Mißgeburt gelegen? Ihm gnügt, sich die Genehmigung, welche empfindsame und redliche Menschen den guten Fürsten schenken, zu erwerben, und das Zutrauen seiner Soldaten zu haben. Er genießt alle diese Vorzüge: was bedarf er noch weiter?

§. 2.

Der Reisende nimmt sich auf Seite 98 vor, die Geheimnisse des Königs zu erfahren, „durch „die Spionerien der Bedienten, der „Höflinge, der Sekretäre und die Ge„schwätzigkeit des Prinzen Heinrichs."

Welcher unverschämte Mischmasch! Wer könnte wohl, ohne Rührung, einen ehrwürdigen und edelmüthigen Fürsten dem niederträchtigsten Gesindel, das sich von einem frechen Spion leicht hintergehen läßt, so gleichgeachtet sehen! Wer ist dieser Spion, welcher ohne Schonung die Tugend und das Verdienst beleidiget? der, wie ein neuer Titan, den Himmel bestürmen würde, wenn er seinen Witz nicht anders als durch Entheiligungen zeigen könnte? Er kennt keine Regung des Herzens mehr, da er unter alle Schande erniedriget ist. Undankbar nach seinem Charakter, feil nach Grundsätzen, be-

schimpft

schimpft durch seine Handlungen und durch die Niederträchtigkeit, mit welcher er den Rang verließ, den ihm das Ungefähr angewiesen hatte, um das Werkzeug und bald darauf der Tyrann seiner Untergebenen zu werden: wodurch kann man ihn züchtigen? Durch Verachtung? mit dieser ist er vertraut geworden. Durch Schande? damit ist er bedeckt; er lebt darinnen, wie in dem Elemente, für welches er geboren war. Durch das Schwert der Gerechtigkeit? Er spottet, wie ein verwegner Ajax, sogar des Donners, und doch ist sein Kopf noch unangetastet geblieben. Welche Hand würde es auch wagen, sich nach diesem schändlichen Haupt auszustrecken? Wer wollte sich durch Berührung eines Ungeheuers besudeln? Niemand in Europa, niemand auf der Welt.

Wenn es wahr wäre, daß der Prinz Heinrich, dieser so kluge, so empfindliche, so stolze Herr, bey der Auswahl von Männern, die seine Gesellschaft ausmachen, den Reisenden mit mehr Achtung, Zutrauen, und mit mehr Gütigkeiten, als man gemeiniglich Leuten von seinem Handwerke, bewilliget, beehrt hätte, so würde die Undankbarkeit dieses Mannes, und die Ehrlosigkeit, den verhaßten Ruf, den seine strafbare Boßheit von einer so hohen Person zu verbreiten sucht, für Geld zu verkaufen, abermals ein Beweiß für die auszeichnendste Niederträchtigkeit seyn. Und dann, auch vorausgesetzt, daß die von dem Reisenden entdeckten Vertrau-

traulichkeiten wirklich existirt haben, gäben sie ihm wohl das Recht, die Gesinnungen eines Fürsten zu verleumden, der, ungeachtet der kleinen Fehler, die man ihm vorwerfen kann, wahrhaftig unserer Ehrfurcht würdig ist; der, durch die Eigenschaften seines großmüthigen Herzens, durch die Wärme seiner Freundschaft, durch die Redlichkeit seiner Protection, wenigstens Achtung verdient?

Ich glaube nicht, daß, da der Herr von Mirabeau alle diese Greuel bekannt machte, seine Absicht diese war, um dem Prinzen Heinrich Ansehen in Frankreich zu verschaffen. Wenn dieses wäre, so würde er noch strafbarer seyn. Wenn er seinen Ruf in Frankreich erhöht, so hat er ihn dadurch in Preußen verunehrt; er hat ihm in den Augen der Preußen den Charakter eines ehrvergessenen Mannes beygelegt, welcher das Interesse seines Vaterlandes einer kleinen Feindschaft, einem kindischen Unwillen gegen einen Minister, der die Franzosen nicht liebt, aufzuopfern fähig ist. Habe ich Unrecht gehabt, wenn ich die Absicht strafbar nannte, die den Stoff zur geheimen Geschichte des Berliner Hofes gegeben hat? Ich berufe mich auf gerechte und tugendliebende Männer.

§. 3.

Auf Seite 98 merkt man noch einige heimliche Stiche, die auf den Grafen von d'Esterno gehen sollen; man entdeckt sie in folgenden Ausdrücken:

„man muß mich an einen Ort schicken, „wo ich accredidirt bin." Ueberall läßt der Reisende diese Absicht von persönlichem Eigennutze, für welchen er alles aufzuopfern geneigt ist, hervorleuchten. In dem nämlichen Paragraph ist die Rede vom Grafen Arnim, welcher nur Hofmann und Jäger ist. Dieser Graf Arnim ist dem Forstdepartement vorgesetzt; er ist einer von den reichsten Cavaliers im Königreiche. Das ist alles, was ich von ihm weiß. Seine Talente sind mir ganz unbekannt: aber der Reisende denkt schlecht davon. Das ist eine Ursache, woraus ich vermuthe, daß er Verdienste hat; ohne dieses würde ich ihn mit Stillschweigen übergangen haben.

§. 4.

Der Graf von Goltz, Minister des Königs von Preußen in Frankreich, wird eben so wenig geschont, als der Prinz Heinrich. Der Reisende sagt Seite 99, „Herzberg wird, so sehr er „kann, den läppischen Goltz unterstü„tzen." Wahrscheinlich hatte der Spion, weil er diese Ausdrücke niederschrieb, geheime Gründe, um diesen Minister verdächtig zu machen. Wir wollen sehen, ob er mit so viel Verachtung behandelt zu werden verdient.

Der Graf von Goltz hat niemals um die Stelle eines Gesandten nach Frankreich angesucht. Er war Oberster, und bey der ganzen Armee als ein ver-

verdienstvoller Officier bekannt, als ihn der verstorbene König zu diesem erhabenen Posten ausersah. Wenn er seine kriegerische Laufbahn verfolgt hätte, so wäre er jetzt General-Lieutenant; und ich weiß, aus ganz sichern Nachrichten, daß er nicht durch die Vermittelung des Grafen von Herzberg Gesandter geworden ist. Man sucht zu Berlin die Aemter nicht so wie zu Paris. Der große Friedrich verstand sich vollkommen auf Menschen. Wenn er nicht von Vorurtheilen und Neigungen eingenommen war, so war er jederzeit gerecht, und er allein hat den Herrn von Goltz ernannt. Er hat auch die ihm anvertraute wichtige Gesandschaft mit Ehren geführt, und sein Betragen muß mehr Gewicht in der Waagschale der öffentlichen Meinung haben, als die Produkte eines satirischen und schadenfrohen Kopfes. Das wahre Verdienst äußert jederzeit seine Rechte gegen die, welche fähig sind, es zu schätzen. Herzberg, welcher den Grundsätzen eines so großen und so weisen Königs, der die wider sein Genie vereinigte Macht der Cabale zu zerstöhren wußte, getreu anhängt, hat allen denen, die durch ihre Talente nützlich seyn konnten und mußten, in allen Departements ihre Stellen gelassen. Friedrich Wilhelm setzt in seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein eben so großes Zutrauen, als er sich vom großen Friedrich erworben hat, und der Graf von Goltz wird in der Folge beweisen, daß der Name eines Läppischen, den man ihm so boshaft beylegt, nur denen zukommt, die geheime

Korre=

Korrespondenzen zusammenschmieren, nur den groben plauderhaften Spions, welche von allen schlecht urtheilen, weil sie alles durch ihre schlechte Brille besehen, und nie aus dem engen Cirkel kommen können, in welchem sie zu leben verurtheilt sind.

§. 5.

Man liest auf der nämlichen Seite 99, daß die Schulden des Königs „mit sehr viel Abzug" bezahlt werden sollen. Das ist nicht wahr; alle Creditoren des Prinzen von Preußen sind völlig befriediget worden, mit Interessen zu vier und sogar zu sechs Procent. Friedrich Wilhelm hat, so wie Ludwig der Zwölfte, die dem Kronprinz angethanen Beleidigungen vergessen können, aber er hat nie seine Verbindlichkeiten vergessen. Undankbarkeit hat niemals in seinem Herzen einen Platz gefunden.

§. 6.

Der Reisende hoft, daß man zu Berlin ein französisch Theater errichten wird. „Dieses, sagt er auf der 99sten und folgenden Seite, wird „keine geringe Stütze für die Intrigue seyn." Das ist wieder eine übereilte Idee, deren Ursache wir entwickeln müssen.

Die Königin ließ zu Monbijou ein Theater bauen, auf welchem sie französische Comödie spielen lassen wollte. Es war schon zur Hälfte erbauet, als

als sie der König bey einem Besuch fragte, warum man dieses Gebäude aufführte. Die Königin antwortete: — das ist ein Theater, das ich zu einer französischen Comödie bestimme. — Hierauf erwiederte der König mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit: — Madame, wir haben zu Berlin Oper und ein National-Theater. Ich will sogleich einen Saal zu Charlottenburg aufbauen lassen; daher bitte ich Sie, Ihren Entwurf aufzugeben, er ist mir nicht angenehm.

Gleich den folgenden Tag nach dieser Unterredung ließ der König den Bau abtragen, und der Reisende hat nun die schöne Gelegenheit nicht, die ein wenig fleischige Blondine bey Hofe einzuführen, mit welcher er Wunder thun wollte.

Sechzehntes Kapitel.

§. 1.

Im Anfange des neunzehnten Briefs weiß der Reisende im voraus schon, daß sich der Prinz Heinrich wieder nach Reinsberg begeben werde. Er wähnt, daß er zu dieser Entfernung vom Hofe wirkliche und für diese Zeit wichtige Ursachen habe.

Hierauf leitet er das Gespräch auf den Staatsminister, Herrn von Werder, und über die einfältige Auswahl der übrigen Glieder zu seinem Departement.

Ich kann von dem, was ich nicht weiß, nichts sagen. Ich kenne den Herrn von Werder, von dem der Reisende weder Gutes noch Böses sagt, als einen rechtschaffnen Mann, als einen Minister, der seines Postens würdig ist, der nicht ermüdet, neue Einsichten sich zu erwerben, und nicht jene dumme Eitelkeit hat, zu glauben, er sey vor allem Irrthum gesichert.

Was die Beysitzer im Handelskollegium betrift, so scheint zu meiner Verwunderung gefährlich zu seyn, daß man sie fast alle, so wie auch die mei-

sten Referenten, aus den Kaufleuten genommen hat.

Ein Rath im Handelskollegium muß vom Staate besoldet werden, wenn er keinen andern Entzweck, als die Handlung im Allgemeinen, und die Errichtung der Fabriken, befolgen, und hauptsächlich nur das Gleichgewicht der Wagschale, sowohl zum allgemeinen und besondern Besten, als auch zum Nutzen des Schatzes, aufrecht halten soll.

Der Wunsch eines jeden Kaufmanns ist, reich zu werden. Jeder Mensch, unter welch r Zone er auch lebe, strebt mit allgemeinen Kräften nach Unabhängigkeit; daher wird der Kaufmann, als Finanzrath, seinen eigenen Vortheil jederzeit dem Besten des Staats vorziehen. In Rücksicht aller Operationen zusammen wird er nichts weiter als Rath seyn, und stets Präsident, das heißt, Herr auf seiner eigenen Schreibstube bleiben. Er wird daher auch immer nur Rathschläge geben, die sein und seiner Collegen Monopol begünstigen können, und wenn er mehr Erfahrung hat, mehr Geschicklichkeit, mehr Uebung in der Untersuchung des kaufmännischen Interesses besitzt, als ein Präsident, der nichts von der Handlung versteht, so wird er dadurch allezeit die übrigen nöthigen, seinen Meinungen beyzutreten. Auf diese Weise wird er zugleich mit seinen Freunden den Ausspruch und die

Beur-

Beurtheilung des Präsidenten irre leiten, und den Einkünften des öffentlichen Schatzes wirklich schaden.

So viel ich einzusehen vermag, ist dieß ein wesentlicher Fehler bey der Handlungsexpedition zu Berlin. Ich erinnere mich hierbey so gar an einige Intriguen, die ich von einsichtsvollen Männern erfuhr. Zum Beyspiel:

Friedrich hatte ausdrücklich die Einfuhr des englischen Biers im ganzen Königreiche verboten, weil es sehr stark im Lande getrunken ward. Hierdurch wollte er verhindern, daß bey dem wohlfeilen Einkaufe des Getraides den Londoner Bierbrauern ihre Betriebsamkeit nicht vierfach bezahlt werden sollte. Ein Kaufmann, ein Freund, und vielleicht insgeheim der College eines andern Kaufmanns, der die Stelle eines Raths zu Berlin erhalten hatte, ließ, in der gewissen Hoffnung eines großen Profits, für 20000 Thlr. englisches Bier nach Königsberg kommen. Während dieser Zeit hatte sein Freund einen Befehl ausgefertiget, welcher die freye Einfuhr dieses Biers in allen preußischen Staaten erlaubte. Jener große Vorrath war grade zu der nämlichen Zeit, als der Befehl publicirt wurde, angekommen, und wurde daher auch sehr geschwind verkauft. Der Kaufmann hatte nicht nur dadurch, daß er sich zuerst damit versehen, einen großen Vortheil, sondern er glaubte

auch, daß die Nation sein gutes Bier, mit welchem er ihren Geschmack aufs neue gereizt hatte, sehr theuer bezahlen mußte; dies that er ungestraft, nicht nur beym ersten, sondern auch beym zweyten Transport.

Das Privatinteresse eines Mannes, der auf den Schutz seines Collegen sicher rechnen kann, verursachte hier also dem Staate einen wirklichen Nachtheil. Gegenwärtig ist es so weit gekommen, daß die Preußen ihr einheimisch Bier gänzlich verachten. Die Bierbrauer gehen zu Grunde, England zieht viel Geld aus diesem Königreiche, und die Einkünfte von den Imposten auf die Weine haben sich, zum großen Nachtheil des Zollwesens, verringert.

Die nämlichen Mißbräuche finden bey der Abschaffung der Tobaksverpachtung statt; sie haben den Finanzen einen Verlust von wenigstens 600000 Thalern veranlasset. Die Personen, die diesen Plan entworfen oder begünstigt haben, sind dabey reich geworden, und die öffentliche Staatskasse leidet dadurch ein ansehnliches Deficit. Die, welche den Tobak in den innern Theilen des Landes baueten, sind endlich zu Grunde gerichtet worden, und das baare Geld kommt also dadurch in die Hände fremder Nationen.

Sechs hundert tausend Thaler jährlich machen gewiß einen großen leeren Raum in der Kasse eines

Staats,

Staats, der fast noch neu in der Betreibung des Handels ist. Ich zweifle nicht, daß der Minister von Werder, der thätig und wachsam, aufgeklärt und ein guter Patriot ist, wider diese Schlafsucht, welche verhaßte Monopols befördert, mit Nutzen kämpft und dem Schaden entgegen zu arbeiten sucht, welcher die Grundfeste, die der weise Friedrich gelegt hat, erschüttert. Auf diesen Grund kann Wilhelm ein festes und bleibendes Gebäude aufführen, wenn er alles benutzt, was auf das Interesse Preußens, sowohl in Curland, Pohlen, und Liefland, als auch in Holland und in der Schweitz wirksamen Einfluß haben kann.

§. 2.

Am Ende des achtzehnten Briefs macht sich der Briefschreiber über die Berliner Akademie und über ihren Vorsteher, den Herrn von Herzberg, lustig. Er tadelt zugleich den König, daß er dem Poeten Rammler ein Pension von 800 Thalern bewilliget hat. Rammler ist ein Mann von großen Verdiensten und von seltenen Gaben. „Es wäre „vielleicht besser, sagt er, nicht mit den „Lärmblasern anzufangen." Warum sollte der König nicht das Verdienst belohnen? warum sollte ein Gelehrter, von Erkenntlichkeit angeflammt, nicht seinen Wohlthäter besingen, vorzüglich wenn man ihm Lobsprüche ertheilen kann, ohne die Wahrheit zu verletzen, ohne sich

zur Schmeicheley zu erniedrigen? Uebrigens liegt in diesem Gedanken für den Reisenden zu viel Reitz, als daß er ihn nicht im neunzehnten Briefe, Seite 102, wieder auffrischen sollte; er muß ihm sehr am Herzen liegen. Ich sollte beynahe glauben, daß er die Pensionen, wie der Spieler die Juwelen, mit böser Begierde liebt.

§. 3.

Was der Scribent vom General von Görtz vorbringt, bedarf keiner Bemerkung. Ich kenne diesen General gar nicht. Was er von Gaudi sagt, ist richtig, und ich muß es billigen. Weiter unten werde ich von dem Herrn von Bischoffswerder reden; ich kenne ihn besser, als der übermüthige Spion, der sichs zum Gesetz gemacht hat, auf alle rechtschaffne Leute loszuziehen, die es vollkommen beurtheilen konnten, es wäre besser für sie, wenn er sich von ihrer Gesellschaft entfernte, als daß er sich mit List in dieselbe hinein drängte, da man ihn doch gewiß, nach abgezogener Maske, aus derselben würde haben verbannen müssen.

Siebzehntes Kapitel.

§. 1.

Der zwanzigste Brief ist an den Herzog von Braunschweig gerichtet; er ist in der That sehr gut geschrieben, und zeigt uns eine vernünftige Politik. Man entdeckt darinnen die geheime Neigung des Herzogs für eine zwischen England, Frankreich, Preussen, und Holland zu schliessende Allianz. Jedoch wiewohl dieser Plan sehr schön, und eines philosophischen Beobachters ganz würdig ist, wiewohl er vielleicht auf immer den Saamen des Hasses, der für England und Frankreich bisher von so traurigen Folgen gewesen ist, ersticken könnte, so sehe ich noch nicht ein, auf welchem Grunde man ihn aufführen könnte. Zu was dient es, sich ängstlich um die Vortheile, die er bewirken sollte, und um den Erfolg einer Maschine zu bekümmern, für welche man keine starken Triebfedern der Bewegung auffinden kann; der zur Ausführung die aufgeklärtesten, fähigsten und angesehensten Männer erfordern, und bey jedem Versuche vielleicht unüberwindliche Hindernisse, sowohl im Ganzen, als in einzeln Verhältnissen, antreffen würde? In der That, welch Glück würde es für zwey Völker seyn, die seit langer Zeit Nebenbuhler

sind, und die alle beyde nach einem Ziele streben, wenn die ungeheuern Unkosten, welche sie zur Erhaltung ihrer Seemächte von ihren Mitbürgern erpressen, auf ihren Handel nach Indien, und auf die Cultur ihrer eignen Länder verwendet werden könnten; wenn sie endlich dazu angewendet würden, Ueberfluß über ihre Provinzen zu verbreiten, die jezt unter der Last der Bedrückungen und Auflagen erliegen und entkräftet sind.

Allein so lange diese beyden Völker die nämlichen Absichten haben, und sich mit ebenderselben Eifersucht beobachten werden, so lange sehe ich den Erfolg dieses schönen Plans als eine Unmöglichkeit an. Der Geist, der Stolz, das Interesse, der öffentliche und besondere Geschmack dieser beyden Nationen, scheinen ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. Gleichwohl muß man sich bey jeder Unternehmung entschliessen, den ersten Schritt zu thun. Wenn man ihn thut, und jene alten und verhaßten Vorurtheile fahren läßt, die sich jederzeit den besten Entschlüssen widersetzen; wenn der oder die, welche die Sache in Bewegung bringen, wahre Weltbürger sind; wenn sie nur auf das allgemeine Beste der Menschen sehen, und keine Vorurtheile für oder wider einige durch flüchtige Allianzen, oder durch eine ungewisse Politik vereinigte Völker hegen; wenn der Verstand und die Erfahrung eines Herzbergs aufgefodert werden, um die Schwierigkeiten zu heben, und die Hindernisse zu über-

übersteigen; wenn man die Ausführung eines so löblichen Projekts, noch vor der entscheidenden Erklärung Hollands, angefangen hätte; wenn —— doch ich finde so viel Wenns in meiner Gedankenreihe, daß ich mich in einem Labyrinthe von Widersprüchen und Hindernissen verirren würde, wenn ich dem dienlichen Mittel nachspüren wollte, um die Wege zur Vereinigung eben zu machen. Ich hemme also den Lauf meiner Gedanken, und bemerke in den Staatskabinetten so viel kleine Ursachen zum Stolz, zur Verbindung, Angewohnheit und Handlung, daß ich es noch einmal sagen muß, dieser für die Menschheit so rühmliche und nüzliche Plan ist nach aller Entscheidung unmöglich.

§. 2.

Der Gegenstand, der in diesem Briefe eigentlich zum Grunde liegt, hat den Reisenden doch nicht abgehalten, noch einmal auf den Prinz Heinrich zu kommen. Es scheint, als ob seine Bosheit mit Fleiß keine Gelegenheit verabsäumte, um über denselben schlechte Bemerkungen anzustellen.

„Der Prinz Heinrich, sagt er, hat „sich schon sein Loos geworfen —— „sein kleiner Charakter in diesen „küzlichen Umständen, wie in so vie„len andern, ist an der Klippe seiner so „großen Eitelkeit gescheitert —— Er

„hat zugleich eine außerordentliche „Herrschsucht, einen so zurückstoßenden „Stolz und unerträgliche Pedanterey „und Verachtung aller Intrigue gezeigt, „indeß sein ganzes Leben eine kleine „niedrige und schmuzige Intrigue ist; „er verachtet alle Einflußhabende Mi„nister, indeß er (den Baron Knipphausen aus„genommen, der alle Tage den Schlagfluß befürch„ten muß) nicht eine einzige Bekannt„schaft hat, die nicht in die Klasse „der Narren oder Schurken gehörte.“

Nach dem was ich schon von diesem mehr als verworfenen Wesen, das dieses Porträt gezeichnet hat, gesagt habe, ist mir nichts mehr davon zu sagen übrig. Was den Prinzen Heinrich anbetrifft, so will ich einige freymüthige und unpartheyische Bemerkungen machen, die mir hier am rechten Orte zu stehen scheinen. Nicht aus Stolz seines Ranges, sondern durch die Eigenschaften seines Verstandes und seines Herzens hat dieser Prinz nach dem Rufe eines berühmten Mannes gestrebt. Er hat die preussischen Armeen kommandirt, und seinen Feinden selbst Lobsprüche abgezwungen, die nicht verdächtig sind. Der große Friedrich hat an ihm, bey jeder Prüfung, einen erfahrnen, gelehrten, vorsichtigen und unermüdeten Krieger gefunden. In Frankreich und Rußland hat er sich das Ansehen eines guten Vermittlers bey den wichtigsten Un-

terhandlungen erworben. Er ist groß als Fürst, liebenswürdig als Gesellschafter, und als ein solcher besitzt er ein natürliches Wohlwollen, eine beständige Höflichkeit und eine ausgebreitete Achtung für Menschen, die sie verdienen. Oft scheint es, als ob er sich wirklich mit unnützen Dingen, mit eigentlich sogenannten Kleinigkeiten beschäftigte; allein diese im Grunde unbedeutende Angewohnheit hat keinen schädlichen Einfluß auf seine edelmüthigen Gesinnungen; und in jeder Lage handelt er rechtschaffen. Ich will offenherzig gestehen, daß er Schwachheiten an sich hat; allein seine Eigenschaften sind zu groß, als daß sie seine Fehler nicht vor den Augen jedes Mannes, welchen nicht persönliches Interesse zum Hasse gegen ihn reizet, verbergen sollten. Kurz, so strenge auch ein unpartheyischer Beobachter ihn beurtheilen kann, so wird er sich doch so oft als ein verehrungswürdiges Wesen zeigen, das auch den geringsten Vorwurf von sich entfernet. Es ist möglich, daß er den Wunsch geäußert habe, einigen Einfluß auf die jetzige Regierung zu bekommen, und dadurch das Zutrauen seines Neffen, der, ich wiederhole es nochmals, auf sein Ansehen stets eifersüchtig ist und bleiben wird, verloren habe. Es ist ferner möglich, daß er einigermaßen unüberlegt einem Manne zu viel Vertrauen geschenkt habe, der es schlechterdings nicht werth war. Im ersten Falle bemerke ich nur eine Begierde, an dem Ruhm eines Königs thätigen Antheil zu nehmen, dessen Charakter er mit vielem

Un=

Unrecht nicht genugsam schätzte. Im zweyten sehe ich die deutlichsten Kennzeichen eines freimüthigen Mannes, eines offnen Herzens, und eines der Verstellung und Treulosigkeit unfähigen Geistes. Demohngeachtet muß ich den Anschein zur Wahrscheinlichkeit sehr weit treiben, wenn ich mich überreden soll, daß er jemals von einem Wesen, dessen Stirne das unauslöschliche Siegel der Schande trägt, habe betrogen werden können.

Ich mag die harten Schmähworte, welche der Spion und Pasquillant wider den Prinzen Heinrich auf die übrigen Seiten seines Werks geschrieben hat, nicht berühren. Man hat mir zu Berlin als gewiß versichert, daß der Prinz dem Reisenden endlich auch den Eintritt in sein Haus untersagt hätte. Wenn dieses wahr ist, so schließt sich alles von selbst auf; jedermann muß nun von den niederträchtigen Bewegungsgründen, welche die Galle des anonymischen oder vielmehr pseudonymischen Autors des geheimen Briefwechsels erregt, und seine Feder geführt haben, überzeugt werden. Wird wohl der Ruhm des Bruders Friedrichs des Großen diese Beschimpfungen dulden? Das aufgeklärte Europa mag diese Frage auflösen.

§. 3.

Auf Seite 108 redet der Reisende von der preussischen Macht; er glaubt, daß man gegen das, was

was er oft sagt, vieles einwenden könnte: „Daß „sie nämlich nicht fest genug sey, dem „französischen Systeme, vereiniget „mit dem österreichischen, widerstehen „zu können.“ Ich will alle den Witz übergehen, welchen der Herr von Mirabeau vergeblich anwendet, um einige Einwürfe zu machen, die auch beynahe überflüssig sind. Ich sehe, daß er eine große Unwissenheit, vielleicht auch, und dazu halte ich ihn für fähig, eine verstellte angenommene Unwissenheit in der innern Verfassung dieser Monarchie beweißt. Weiß er denn nicht, daß in dem siebenjährigen Kriege Frankreich, Sachsen, Schweden, Rußland, und die deutschen Fürsten sich vereiniget hatten, den großen Friedrich zu stürzen; daß er, ihrer vereinigten Kräfte ungeachtet, seine Macht noch mehr vergrößert hat? Gleichwohl ist dieses werth bemerkt zu werden. Diesen ganzen Krieg hindurch war derjenige Theil der preussischen Staaten, aus welchem der König die meisten Einkünfte und Rekruten zieht, in den Händen der Russen, die ihn mit Gewalt weggenommen hatten, ohne daß er ihnen hernach nützlich gewesen wäre. Schlesien und Pommern waren ganz ruinirt; die Franzosen hatten sich des Herzogthums Geldern bemächtiget. In den Bataillen, die dieser Fürst so viel verbundenen Mächten liefern mußte, hatten fast alle seine alten Krieger Ruhm und Tod gefunden. Nichts blieb ihm übrig, als das Churfürstenthum Brandenburg und die umliegenden Gegenden, die aus einem sandigen Lande be-

stehen, das seine Einwohner schlecht ernährt, und kaum dreytausend Rekruten stellen kann. Daher bestand in den leztern Jahren dieses Krieges seine Armee aus vielen in dem römischen Reiche zusammen gerafften und erkauften Miethlingen, aus Greisen, und aus jungen funfzehn- bis sechzehnjährigen Knaben, die im Kriegsdienste sehr ungeübt waren. Diesem allen ungeachtet hat er Bataillen gewonnen, ansehnliche Siege davon getragen, und seine Feinde zu einem schändlichen Frieden genöthiget. Er hatte keine Schulden gemacht, er häufte noch dreyzehn Millionen Thaler auf, geschweige denn, daß sein Schatz wäre erschöpft worden. Er hatte kein Papiergeld in seinem Reiche ausgestreuet; endlich hat er mitten in diesem Kriege selbst den prächtigen Palast, Sanssouci aufbauen lassen. Seit dem Frieden von 1763, hat sich sein Land, das durchaus verheert war, so gut wieder erholt, daß der Werth der Grundstücke in Preussen und Pommern sechs bis achtmal höher gestiegen ist, als er im Jahr 1741 war. Ich habe weiter oben, im dritten Kapitel, die Vortheile hergerechnet, welche dieses Reich einer guten Regierung zu verdanken hat; ich weise meine Leser dahin zurück. Ich will nur noch das hinzufügen, daß, durch die Erhaltung Westpreussens, durch seine politischen Operationen so wohl zu Danzig als in Pohlen, und durch die großen Auswanderungen aus den österreichischen Staaten, sich seine Bevölkerung um zwey Millionen Einwohner vermehrt hat. Und das

fran-

französische System, sollte in Verbindung mit dem österreichischen die preussische Macht zertrümmern? Wenn dieses möglich seyn sollte, so müßte in Europa die außerordentlichste Revolution entstehen; hauptsächlich müßte die Politik der Kabinette zu Wien und Versailles eben so weise als furchtbar werden; und dort ist man noch nicht so weit. Was ich hier sage, kann schon ein großes Licht über die Unwissenheit des Herrn von Mirabeau in Rücksicht der Grundfeste und der Triebfedern der preussischen Monarchie, worüber er vier dicke Bände geschrieben hat, verbreiten. Wenn ich diese aufgehäufte Menge von Irrthümern untersuchen werde, so wird man sich schämen, daß man dieses rohe unverdauliche Werk mit so viel Abnahme und Zutrauen beehrt hat, da es doch nur diejenigen hintergehen kann, welche die Begebenheiten außer den Gränzen ihres Landes nur aus unzuverlässigen Nachrichten, aus pöbelhaften Erzählungen, oder von betrüglichen und bestochenen Zeitungsschreibern kennen. Ich werde beweisen, daß in dieser zusammengetragenen Schmiererey, so wie in jener, welche man die geheime Geschichte nennt, nur das wahr ist, was jeder zu Berlin sagt, was niemand daselbst verschweigt, und daß alles übbrige lächerliches, dummes, abgeschmacktes Zeug ist. Jener Gedanke allein, daß Frankreich und Oesterreich Preussen zertrümmern könnten, beweist einen unbescheidenen, eingebildeten, und falsch berichteten Beobachter; er allein kann die politische Ungültigkeit

keit des Spions völlig entlarven, und ihn sogar bey denen verdächtig machen, deren Schwachheit und Leidenschaften er durch noch unwahrscheinlichere als lügenhafte Nachrichten zu schmeicheln niederträchtig genug war.

Achtzehntes Kapitel.

§. 1.

Wenn der Reisende auch nicht Wahrheitliebend ist, so ist er wenigstens seinem Systeme getreu, und fällt immer wieder auf seine Träume, auf die nahe Vernichtung der preußischen Monarchie zurück. „Beym ersten Kanonenschuße, ruft er aus, „oder beym ersten heftigen Sturme, „wie wird das ganz kleine Gerüste von „Mittelmäßigkeit zusammenstürzen! „wie werden die subalternen Minister „zusammenschrumpfen! und wie wird „alles vom erschrockenen Schwarme bis „zum bestürzten Regenten nach einem „Steuermanne schreyen! Wer wird die„ser Steuermann seyn? Der Herzog „von Braunschweig.“ Der Ausgang der Begebenheiten selbst hat auf diese sinnreichen Ausrufungen besser, als ich vermag, geantwortet. Wenn Frankreich drohete, wenn Holland mit sich selbst uneins wurde, ist der preußische Schwarm nicht erschrocken, der Regent hat nicht als ein bestürzter Mann gehandelt; im Gegentheil hat er Gesetze gegeben. Und von diesem Werke, das so abge-

schmackte Träumereyen enthält, hat man sich in der stolzen vorausgeschickten Nachricht zu behaupten unterstanden, daß „die Zeit fast alle Weissagungen des Autors bestätiget habe!“

§. 2.

Man sagt, Seite 113: „dieser Herzberg „kann sich durch seine Zänkereyen und „eitle Prahlereyen sehr leicht stürzen, „und die Hofleute werden sich dieses „Mittels bey dem Charakter des Kö„nigs gewiß bedienen.“ Immer das nämliche unvernünftige Zeug! Stets die nämliche Ungerechtigkeit! Diß ist die Stimme des Käutzlein, das auf dumpfen Gräbern, wohin es gerne alle Menschen rufen möchte, sich hören läßt. Der Tag erscheint, und das Käutzlein, geblendet von den Strahlen der Sonne, läßt ab, die Menschen mit seinem furchtbaren und schreckhafte Vorstellungen erregendem Geschrey zu beunruhigen.

§. 3.

Nachdem der Verfasser über Holland, und über Preußens und Frankreichs Veranstaltungen, in Rücksicht auf diese Republik, geplaudert hat, so fragt er: „Was kann der König (von Preußen) wider Holland?“ Was er kann? Das hat er dir sogleich nach deinem schönen Räsonnement

ment bewiesen. Großer Politiker, wage es nun, und rühme deine Uebersicht!

Bey einigen Anschlägen, die der Reisende hierüber dem Kabinet zu Versailles giebt, liegen kluge und richtige Einsichten zum Grunde, aber er fällt bald wieder auf seinen Lieblingsgedanken, daß er über Herzbergen satirisirt, von welchem er gleichwohl, wie es die Umstände selbst beweisen, überlistet worden ist. Das ist die Ursache von dem großen Hasse des Herrn von Mirabeau gegen diesen Minister.

Hierauf kommt er wieder auf Preußen; er entscheidet: „daß seine Gesandtschaften äußerst schlecht sind; daß Privatpersonen, auf welche man stößt, so unwissend sind, daß man nichts von ihnen erfahren kann.“

Wer könnte wohl alle dem, was dieser Ausspruch Schreckliches für die Preußen hat, widerstehen? Wer sollte nicht der wichtigen Entscheidung dessen, der das Kabinet zu Versailles und seine Leser so gründlich berichtet hat, beystimmen? Preußen! hütet euch zu schreiben, wenn ihr nicht wollet von allen Bewunderern des Alleinbeherrschers über die französische Litteratur, von dem so rechtmäßigen als angesehenen Richter über das allgemeine Verdienst ausgepfiffen werden. Preußen ist mein Vaterland, und gleichwohl bin ich so unbescheiden!

Ich wage es, und schreibe wider den Herrn der Herren; ich wage es, und kämpfe wider alle die ihm eigenthümlichen Mittel zur Verführung, und reitze seinen schrecklichen Zorn! Ich darf also nichts anders erwarten, als daß mein Muth an dem Felsen seines großen Namens scheitern wird. Meine schwache Kritik wird durch die Blitzstrahlen seiner Beredtsamkeit zerschmettert werden. Armer Preuße! weil du mit dem Degen besser als mit der Feder umzugehen weißt, so schätze den Werth eines Mannes von Ehre, und die Schande eines Pasquillanten. Warum hast du es versucht, den Verfasser des geheimen Briefwechsels zu bestreiten? Sieh, wie er für Wuth sich sträubet, und von Epigrammen funkelt, wie er unbescheidne Beywörter zu übelgewählten Hauptwörtern setzt, und sie erschrokken über diese höllische Zusammenfügung, auf dich, auf das was du bist, gewesen bist und seyn wirst, loßschießt? Er mußte dich mit oberflächlichem Witze über die Hauptstadt vergnügen, und zu den Füßen des übelgestalteten Götzen verfliegenden Weihrauch anzünden, welchen sie angenommen haben, weil sie ehedem Kinderklappern und Spielereyen liebten; er sollte es sehen und du schweigen! Ach armer Trenk! wem giebst du dich Preiß?

§. 4.

Was der Verfasser von den Türken und Russen schreibt, ist sehr richtig. Es ist auch außer allen

len Zweifel, daß alle in Ungarn lebende Griechen den Russen ganz ergeben sind, und daß der Kaiser, der sie lange Zeit verfolgt hat, sie mit der römischen Kirche zu vereinigen, niemals weder auf ihre Liebe noch Treue wird rechnen können. Aus dieser Ursache fehlen der österreichischen Armee auf jeder Seite die nöthigen Spione, indessen die Türken überall Wegweiser finden, und die Russen Sieger sind, wo die kaiserlichen Truppen Niederlage und Schande antreffen. Außerdem sind alle Provinzen der Europäischen Türkey von Griechen bewohnt; der größte Theil der Kaufleute zu Konstantinopel, Smirna und in Asien gehören zur griechischen Kirche, und die russische Kaiserin, welche sich zu ihrer Beschützerin aufgeworfen hat, erhält von ihnen beträchtliche Geldsummen. Die Türken wissen und leiden es, weil sie durch die Abschaffung eines Mißbrauchs ihren Handel zerstören und ihre Provinzen entvölkern würden. Hierinnen liegt für die Eroberungen der Russen ein Vortheil, welchen der Kaiser niemals haben wird, wenn er auch seine Macht dreyfach vermehrte, und die ganze Europäische Türkey unter seine Oberherrschaft brächte. Er wird niemals weder an den Griechen noch an den Türken Unterthanen haben. Er wird seine Truppen zur Besetzung der Einöden aufopfern, unnütze Vestungen erbauen, und niemals werden ihm seine Aufopferungen eine wirklich vortheilhafte Vergrößerung verschaffen. Wer wollte übrigens ein Land bewohnen, wo man beständig in Gefahr

ist, von wilden Abentheurern beschädigt und beraubt zu werden? Dieß ist eine Vergleichung, welche dem reisenden Argus entwischt ist, und von der ein wahrer Staatsmann überzeugt seyn wird.

§. 5.

Auf S. 117 macht der Reisende seinem Minister den Vorschlag, ihn in die Moldau und Wallachey zu senden, damit er sie eben so, wie Berlin, auskundschaften, und über die Hospodars derselben, wie über den König von Preußen, sein Urtheil fällen könne; kurz, um sie eben so lächerlich zu machen, als er bemüht gewesen ist, einen Prinzen in Verachtung zu bringen, der keinen andern Fehler hat, als daß er das nicht war, was er wünschte, daß er gewesen seyn möchte. Wenn der unbarmherzige Ausspäher geringer Geheimnisse unserer Europäischen Höfe in die Gesellschaft der Verschnittenen des Serails sich schleicht, so ists um die Ehre des Sultans geschehen. Welch eine Menge von Anecdoten wird er dann nicht durch Hülfe der Bedienten, die er als Spione annehmen wird, sammeln und bekannt machen? Ich zweifele indessen, ob der Großvezier ihn eben so leutselig, als der Minister von Herzberg, behandeln, und ob er bey dem Großherrn eben so viel Duldsamkeit als beym Prinzen Heinrich, finden möchte. Wenn er zu Konstantinopel unverschämt genug wäre, von der Favoritsultanin eben so zu sprechen, als wie er zu

Berlin

Berlin von der Fräulein von Voß gesprochen hat, so bin ich überzeugt, daß er nicht wegkommt, ohne die Strenge der türkischen Gerechtigkeit empfunden zu haben. Vielleicht sind auch nur die Preußen allein nachsichtig genug, denjenigen, welcher sie beleidigt, mit Artigkeit zu behandeln. Ihr Verfahren kann, wie ich schon erinnert habe, aus tiefer Verachtung herrühren; allein nicht jedermann, z. B. unser Reisender, ist für Verachtung empfänglich. Diß ist die Ursache, warum ich, der ich unter „diesen nordischen Bestien“ gebohren worden bin, gegen welche er so viel stolze Verachtung zeigt, mir die unterthänigste Freyheit genommen habe, einen stolzen, boshaften, verläumderischen und lügenhaften Verräther zu entlarven.

§. 6.

Einer der großen Endzwecke des Reisenden war, sich als bevollmächtigten Gesandten anstellen zu lassen. Er wiederholt dieses bey jeder Gelegenheit, besonders aber, wenn er den Grafen von Esterno mit schlechten Schilderungen und mit seynsollenden Beschuldigungen angreift, oder sich über seine Lage beklagt. Seite 118 versichert er, es sey unmöglich, daß er zu Berlin nichts bezeichnen solle; und fügt hinzu: „ich habe zu viel Ruf, zu „viel Bekanntschaft mit dem Prinzen „Heinrich, der zu sehr altes Weib ist, „und der kein Geheimniß verschweigen

„kann u. s. w." Hier haben also die Bekanntschaften eine seltsame Dankbarkeit erzeuget!

In dem nämlichen Briefe bemüht er sich weiter unten die Leute zu überreden, daß der ehrwürdige Minister, Graf von Finkenstein vereinigt mit ihm daran arbeite, der französischen Parthey, auf Kosten der Englischen, und Herzbergs Entwürfen zum Trotz, am Berliner Hofe die Oberhand zu verschaffen. „Ich bin überzeugt," sagt er, „daß dieser Minister (der Graf von Finkenstein) bloß die Worte zu hören wünscht, „daß ich nichts als ein guter Bürger „und guter Beobachter sey."

Wer den Grafen von Finkenstein kennt, wird überzeugt seyn, daß er weit entfernt ist, sich in Kabale und Verrätherey einzulassen, und daß er viel zu einsichtsvoll ist, als daß ihn ein eben so verächtlicher als verachtungswürdiger Mensch hintergehen könnte. Diese unwahrscheinliche Behauptung war nur ein Mann niederzuschreiben im Stande, der seiner Begierde, für einen wichtigen Unterhändler gehalten zu werden, alles aufopfert.

Endlich sagt er S. 120 nochmals: „Der „Prinz Heinrich dringt sehr in mich, „daß ich mir einen Charakter möge geben lassen — — oder wenigstens eine „Art von Kredit beym Grafen Finkenstein mir verschaffen solle."

Hier

Hier bringt der Reisende also schon wieder seinen großen Endzweck vor. Um dazu zu gelangen, ist es ihm gleichgültig, ob er sich Erdichtungen, Wahrscheinlichkeiten und Lügen bedienen soll. Kurz, er schont nichts, und stellt sogar mit einem Federzuge den Prinzen Heinrich und den Grafen von Finkenstein als Verräther ihres Vaterlandes auf. Zu welchen Ausschweifungen kann die Ehrsucht führen, wenn sie sich in das Herz eines unverschämten Menschen einschleicht, dessen Hauptgrundgesetze Eigendünkel und Frechheit sind! — Was wird man endlich von diesem Buche, von dessen Verfasser und von denjenigen urtheilen, die es verbreitet, beschützt und gerühmt haben, wenn man ihnen die Absichten des Lästerers wird entdeckt und kenntlich gemacht haben!

§. 7.

Indem der Briefschreiber von Madame Rietz redet, hat er den Titel ihres Mannes, der Kämmerer (Tresorier de la Chambre) nicht aber Erzkämmerer (Chambellan) ist, falsch übersetzt. In Preußen ist es nicht Sitte, einen Kammerdiener zum Erzkämmerer zu machen. Die Männer der Maitressen des Königs werden überhaupt nicht so behandelt, wie man einige in Frankreich hat behandeln sehen. Niemals wird Herr Rietz sich weder bereichern noch Einfluß verschaffen, und niemals wird er Verhaftsbefehle auswirken können, wie de-

ren die Aeltern der letzten Maitresse Ludwigs XV. ausgewirkt haben. Der König Friedrich Wilhelm ist Freund und leidenschaftlicher Verehrer des schönen Geschlechts; aber diese herrschende Neigung wird ihn niemals weder seine noch seiner Unterthanen Ehre vergessen lassen.

§. 8.

Eine eben so ungerechte als boshafte Spötterey endigt diesen Brief mit folgenden Worten: „Herzberg steht fest, wennn er sich nicht „selbst durch sein Ungeschick stürzt.“ Allein bis itzt ist dieser Minister geschickt genug gewesen, sich in seinem gefährlichen Posten, den er seit langen Zeiten besitzt, zu erhalten. Bis itzt hat die Rechtschaffenheit des Mannes sich mit dem Ruhme des Ministers vereinigt: bis itzt hat er seine Macht und sein Ansehen nur auf die Verherrlichung seines Vaterlandes verwendet; bis itzt endlich hat sein patriotischer Eifer, der ihn aufzehrt, und sein Enthusiasmus alle rechtschaffene Preußen, deren es viele giebt, belebt, ob sie gleich Graf von Mirabeau deswegen tadelt. Wenn der Graf von Herzberg niemahls mehr als die Beleidigungen eines Spions und sein eigenes Ungeschick, das ihm der letztere vorwirft, zu befürchten hat, so kann man in der That behaupten, daß er fest stehe.

Neunzehntes Kapitel.

§. 1.

Im zwey und zwanzigsten Briefe spricht der Verfasser von den holländischen Angelegenheiten. Ich war zu eben der Zeit in Berlin, wo sie die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zogen. Ich sahe den Minister, Grafen von Herzberg, täglich und hatte die Ehre, mehrere Mahle mit dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig darüber zu sprechen. Ich hatte Localkenntnisse von Holland und wußte, wie groß der Vortheil desjenigen seyn würde, der sich bey einer trocknen Jahreszeit der Hauptschleußen zu Gorcum bemächtigte; denn durch dieses Mittel konnte man Holland einen tödtlichen Streich versetzen. Da mir nun alle die Ursachen und Ereignisse dieser merkwürdigen Revolution, auf welche alle Staatskabinetter ihre Augen gerichtet hatten, bekannt sind, so will ich dieselben meinen Lesern mittheilen. Diese Geschichte wird übrigens dienen können, die auf Friedrich Wilhelms Ruhm Eifersüchtigen zu beschämen.

Man kennt die Quellen der Unruhen, welche diese unglückliche Republik zerrüttet haben. Wenn eine ganz dem Handel ergebene Nation seine

Kriegs-

Kriegsmacht und seine politische Wichtigkeit vernachläßigt und sich auf ihre Reichthümer verläßt, so muß sie nothwendig die Beute des ersten ehrsüchtigen und mächtigen Bürgers werden, der sich ihrer zu bemächtigen versucht. Übrigens wird auch der Habsüchtige jederzeit seine Stimme dem Meistbiethenden verkaufen.

Die nach Titeln und Ansehn begierigen Aristokraten waren auf die Macht des Prinzen von Oranien eifersüchtig; sie erschraken über den Berechner ihrer Reichthümer, und der Pöbel säumte nicht, sich gegen das zu empören, was man den Despotismus des Statthalters nannte. Das Feuer brach zu Utrecht aus, wo sich das Volk zu bewafnen anfing, und, als es sich bewafnet hatte, den Aristokraten mehr als dem Prinzen von Oranien drohte. Nunmehr sahen jene ihre Unvorsichtigkeit ein; allein viel zu spät, um sie noch verbessern zu können.

Das Volk und der gedungene Soldat setzten sogleich die Reichen in Contribution, und die Plünderung ward allgemein. Der Statthalter unterhielt diese Feindseligkeiten heimlich und der Ruin der Republik schien unvermeidlich. Die vernünftige Politik forderte in der That, daß man alles anwendete, um Englands seit langer Zeit behaupteten Einfluß auf diese Republik zu verringern und auch zugleich derselben ihre alte Constitution zu erhalten.

halten. Nach diesem Grundsatze, den sogleich jeder einfältige Beobachter erkennen mußte, ließ man sie, im Fall es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte, alle die Hülfe hoffen, deren sie benöthiget seyn würden. Man schonte weder Geld noch Drohungen, und die unglücklichen, von betrüglichem Scheine hingerissenen Patrioten fielen in die Schlinge, welche ihnen ein an Versprechungen reicher Minister gelegt hatte, der sich über das erlangte Ansehn freute und nur durch zufällige Mittel seine Versprechungen zu erfüllen geneigt war.

Indessen bat die Gemahlin des Statthalters, Engländerin aus Neigung und muthig gemacht durch den Schutz der Engländer, ihren Bruder Friedrich Wilhelm um Beystand. Der Minister von Herzberg sahe ein, daß der Augenblick da wäre, wo er den Franzosen einen Streich versetzen könnte, der lange Zeit nachtheilige Folgen für dieselben haben würde. Daher wendete er alles an, um seinen König zu einer in die Augen fallenden Unterstützung seiner Schwester zu bewegen, und im Fall Frankreich sich ernstlich einfallen ließe, Krieg zu führen, dieselbe sogar durch die Waffen zu behaupten. Der von Natur friedfertige König befürchtete aber, daß die Holländischen Unruhen einen allgemeinen Krieg in Europa bewirken möchten und gab den Rathschlägen seines Ministers kein Gehör. Der Prinz Heinrich und seine Parthey bemühten sich den König bey dieser Meynung zu erhalten.

Endlich

Endlich stellte Herzberg dem Könige vor, daß es hinreichend seyn würde, alle französischen Entwürfe zu hintertreiben, wenn er einen sehr geringen Antheil zu Gunsten der Statthalterischen Parthey zeigte; dadurch würden die Freunde des Prinzen von Oranien wieder Muth bekommen und die Rebellen auf einmahl ruhig werden; daß hierzu keine Armee nöthig, sondern allein hinreichend wäre, den Baron von Görtz mit einem Vereinigungsplane und mit der Vollmacht nach Amsterdam zu schicken, auch die stärksten Drohungen zu machen, welche die Umstände erfordern könnten; daß man endlich, wenn nichts ausgerichtet würde, auf den äußersten Fall nur den in Wesel und in den an Holland gränzenden Staaten des Königs in Garnison liegenden Truppen Befehl ertheilte, sich auf die erste Ordre marschfertig zu halten.

Dieser Vorschlag ward untersucht, beurtheilt, mit Beyfall angenommen, und der Baron von Görtz nach Holland gesendet. Herzberg versicherte den König, daß die Drohung, dem Prinzen von Oranien 6000 Mann zu Hülfe marschiren zu lassen, alle die Wirkungen hervorbringen würde, welche man in diesem eben so bedenklichen als drückenden Augenblicke hoffen und verlangen könne; daß der ganze bewafnete Pöbel sich plötzlich dem Statthalter unterwerfen und daß die Aristokraten oder sogenannten Patrioten betrogen, vielleicht gar die Schlachtopfer ihres auf die Unterstützung der Franzosen gesetzten Vertrauens werden würden.

Kaum

Kaum war Görtz in Holland angelanget und kaum hatte Herzberg eine sehr ungewisse Hofnung erhalten, einen großen Streich auszuführen, als ein Mann, den ich nicht nennen kann, angestiftet, ich weiß nicht durch wen, eingenommen und gesinnt, wie man es haben wollte, ich weiß nicht aus welchen Gründen, Mittel fand, den König zu überreden, daß es weise gehandelt seyn würde, sich in nichts zu mischen, seine ersten Befehle zu widerrufen, und Görtzen ganz plötzlich, sogar ohne dem Minister Nachricht davon zu geben, zurück zu berufen. Der betrogene König befolgte diesen treulosen Rath. Nun beobachtete Herzberg keine Mäßigung mehr; er zeigte ganz offenbar und bewieß, daß dasjenige, was man anfänglich durch das einfache Mittel des Scheins und der Drohungen würde haben bewirken können, nunmehro nur durch eine Armee, durch Krieg, Blutvergießen und Verwüstung auszuführen sey; daß der Prinz von Oranien von der Stunde an, wo man eingesehen hätte, er sey ohne Hülfe, ganz gewiß unterliegen müsse. Herzberg war heimlich auf den König und dieser auf Herzbergen unwillig, während daß Finkenstein beym Könige in großen Gnaden stand.

Herzberg, der Friedrich Wilhelms aufrichtige Anhänglichkeit an seine Familie, dessen zärtliche Freundschaft für seine Schwester und sein feines Gefühl für alles das, was seinen Ruhm schmälern

lern kann, kannte, vereinigte sich insgeheim mit der Prinzessin von Oranien wegen der anzuwendenden Mittel, den Patrioten Gelegenheit zu geben, den König wesentlich und persönlich zu beleidigen. Alles ging nach ihren Wünschen. Die Prinzessin wurde auf ihrer Reise nach dem Haag arretirt. Der Courier überbrachte eilends diese Nachricht, und der Minister benutzte in diesem vortheilhaften Augenblicke seine ganze Macht, um den König mit eben so viel Ansehen als Ehre handeln zu lassen.

Auf die erste Nachricht von dieser Beschimpfung war der König unwillig und rufte seinen Minister, der den Vorfall schon vorher kannte. Dieser benahm dem König die Bedenklichkeiten und sprach ihm ohne Mühe Muth ein, indem er ihm durch die deutlichsten Beweise die unglaubliche Schwäche Frankreichs zeigte, zu welcher es durch die Ungeschicklichkeit seiner politischen Spione und durch die Uneinigkeit seiner Minister herabgesunken sey. Hierauf schlug er ihm vor, den seiner Schwester angethanen Schimpf zu rächen, 20000 Mann ins Feld rücken zu lassen, und zu gleicher Zeit dem Kabinet zu Versailles zu erklären, daß, wenn die Franzosen die geringste Miene machten, den aufrührerischen Patrioten zu Hülfe zu eilen, Preußen diesen Schritt als eine Kriegserklärung ansehen und nichtsdestoweniger die Entschließung, den Rechten und der Person der Prinzessin von Oranien Ansehen zu verschaffen, befolgen würde.

Sobald er Frankreich so geschildert hatte, war der König überzeugt, daß dieses Reich sich außer Stande befinde, etwas zu unternehmen, daß es gezwungen sey, alles zu leiden, und daß es durch diesen eben so unvermutheten Stoß, den er ihm zufügen könnte, seinen ganzen gesuchten Einfluß auf die europäischen Kabinetter verlieren würde. Aus diesen Gründen, als eine nothwendige Folge seiner politischen Scharfsichtigkeit, und endlich aus Freundschaft für seine Schwester bestimmte sich Friedrich Wilhelm. Die Truppen erhielten Befehl zu marschiren, dem Herzoge von Braunschweig ward das Commando über sie aufgetragen und die Sachen nahmen eine ernsthafte Wendung.

Während dieser Zeit fuhren die Franzosen mit Versprechungen mächtiger Hülfe bey ihrer Patriotenparthey fort, und suchten sie zu überzeugen, daß die Preußen nicht kommen, sondern sich an eitlen Drohungen begnügen lassen würden.

Man bezahlte Zeitungsschreiber, Schrecken zu verbreiten, man hörte in den fliegenden Staatsblättern ein großes Lager zu Givet ankündigen, fürchterliche Kriegsrüstungen erzählen und große Pralereyen von der wirklich verlangten Hülfe machen, die Frankreich den Patrioten bestimmte. Diß ganze Geschrey erschreckte zu Berlin Niemanden. Man wußte daselbst besser, was man davon halten sollte, und die nordischen Bestien

 hatten

hatten die Verwegenheit, alle die Großsprechereyen zu verspotten, wodurch man ihnen Unruhe machen wollte.

Die Preußen waren auf dem Marsche und kamen an den holländischen Gränzen an, wo sie Halt machten. Man hatte dem Herzoge zum Anfange seiner Operationen einen Tag bestimmt, bis auf diesen mußte er die Vollziehung aufschieben und Achtung geben, ob sich die Patrioten unterwerfen würden oder nicht.

Ich muß hier als dem schicklichsten Orte eine mir bekannte Anekdote und einen besondern Vorfall erzählen, der sich während dieses Verfahrens der Preußen ereignete, während daß die Franzosen nicht allein sehr langsam, sondern auch noch bey jedem Schritte rückwärts marschirten.

Der Obriste, Baron von Grothusen, mein Freund, ein Mann von großen Talenten und Einsichten, aber zu freymüthig und offenherzig und von einem ganz eigenthümlichen Charakter, machte eine Reise nach Amsterdam. Seine Beredtsamkeit und seine Art, sich zu empfehlen, erwarben ihm sogleich das Zutrauen der vernünftigsten Patrioten, und es glückte ihm, sie zu überzeugen:

1) Eine Gesandtschaft nach Berlin zu schicken, welche sowohl wegen der der Prinzessin von Oranien als auch der Schwester des Königs angethanen Beleidigung um Verzeihung bitten sollte.

2) Durch

2) Durch Preußische Vermittelung alles gütlich mit Uebereinstimmung der beständigen Constitution der Republik beyzulegen.

3) Mit Preußen, England und Frankreich ausgeschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, mit dem Versprechen, unter der Garantie Preußens und des deutschen Fürstenbundes zwischen diesen beyden Mächten beständig eine genaue Neutralität zu beobachten.

Diß scheint mir der nützlichste und vernünftigste Plan sowohl für Holland als auch für Preußen zu seyn, überhaupt aber seitdem jenes von der Eifersucht überzeugt worden ist, welche sie bey den Nachbarn wegen ihrer Reichthümer erregt hat.

War dieser Vertrag einmal unterzeichnet, so würde ein großer Theil der Mißvergnügten in den Preußischen Staaten mit der nämlichen Treue, welche man ihnen in Frankreich und Brabant zusagte, eine Freystadt haben suchen können. Ein ähnlicher Vertrag zwischen den beyden Mächten würde ihren wechselseitigen Ruhm vergrößert haben, vorzüglich wenn die vereinigten Provinzen von einer genugsam aufgeklärten Politik geleitet worden, und weise genug gewesen wären, ohne irgend einen Betrug die Allianz mit Preußen zu erhalten, das seine Beschützerin geworden wäre.

Hier ist die Ursache, warum dieser Entwurf fehl schlug.

Die Prinzessin von Oranien, die, wie ich bereits erinnert habe, bey jeder Gelegenheit die Engländer begünstigt, die Frankreich einen Schimpf anzuthun wünschte, welcher die ihr zugefügte Beleidigung, indem es die Patriotenparthey gegen das Interesse ihres Hauses aufgewiegelt hatte, rächen könnte, war von Grothusens Entwurfe unterrichtet. Sogleich vereinigten sich ihre Freunde zu Utrecht und Amsterdam, die Abschlüßung eines Vertrags zu verhindern, der ohnehin nicht leicht geschwind zu beendigen war, weil eine große Anzahl eigennütziger Köpfe daran Theil nehmen mußten. Grothusen wendete auf seiner Seite alles an, um durchzudringen, die Thätigkeit des Herzogs von Braunschweig aufzuhalten und es dahin zu bringen, den unglücklichen Endtermin, welchen man ihm vorgeschrieben hatte, auf einige Tage weiter hinauszusetzen. Die Prinzessin, welche davon Nachricht bekam, stellte dem Herzoge von Braunschweig vor, daß, wenn er den günstigen Augenblick vorbeystreichen ließe, so würden die Patrioten die Verzögerung benutzen und falsche Friedensbedingungen bewilligen, um ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren; endlich stellte sie den Grothusenschen Entwurf als eine Chimäre dar; daher rückte der Herzog von Braunschweig in dem nämlichen Augenblicke, wo man die Deputation an den Berliner Hof beschloß, an der Spitze einer Armee in Holland ein und bemächtigte sich der Schleußen zu Gorcum. Der Fürst von Salm,

auf welchen die Patrioten ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatten, verließ Utrecht und überlieferte sie der Macht ihrer Feinde. In diesem entscheidenden Augenblicke, wo sie der Chef verlassen hatte, zeigte sich der Herzog von Braunschweig vor den Thoren zu Amsterdam. So war der große Streich geschehen, und die Prinzessin von Oranien gerächt. Der glorreiche und besänftigte König von Preußen erkannte, daß seine Truppen weder ihre Tapferkeit noch Thätigkeit verloren hatten und der Herzog von Braunschweig gab einen neuen Beweiß von seinen kriegerischen Kenntnissen. Die Statthalterische Parthey siegte und die Patrioten wurden mit einer Unmenschlichkeit aus ihrem Vaterlande vertrieben, welche in der Geschichte Epoche machen wird. England gelangte zu seinem Zwecke; Frankreich aber sah seine Entwürfe gescheitert, indem es sich in einem politischen Schach befand, aus welchem es sehr schwer kommen wird, und dem es doch mit wenig Klugheit und Festigkeit würde haben zuvorkommen können. Um Holland in dieser zweydeutigen Lage zu erhalten, hat Frankreich ungeheure Summen aufgewendet und verloren; sein Ruhm hat gelitten und eine große Zahl holländischer Flüchtlinge ist gegenwärtig ihrem öffentlichen Schatze schuldig.

Da Grothusen seinen Plan scheitern sahe, so verließ er Amsterdam und trat unter dem Herzoge von Braunschweig wiederum in seinen Platz bey der

Preussischen Cavallerie und bewieß hier eben so sehr das einzige Verlangen, alles wieder auf den Weg des Friedens zurück zu führen, als wie er es in Amsterdam gethan hatte. Dieser artige Mann war in allen seinen Unternehmungen unglücklich. Zu Berlin breiteten seine Feinde aus, daß er von der Antistatthalterischen Parthey große Geldsummen bekommen hätte, um den Absichten des Königs von Preußen entgegen zu handeln. Als ihn die Patrioten, welche er mit Mühe für sich eingenommen hatte, wider sich mit den Waffen in der Hand sahen, so betrachteten sie ihn als einen Verräther, der ihr Zutrauen gemißbraucht hätte. Zu allen diesem fehlte nur noch, daß er der Feindseligkeit der Prinzessin von Oranien aufgeopfert wurde, welches nicht lange ausblieb. Nach geschlossenen Frieden machte er unvorsichtiger Weise eine Reise nach Paris, wo sich viel geflüchtete Patrioten aufhielten. Er erhielt daselbst sehr vortheilhafte Versprechungen, um in französische Dienste zu treten. Seine Ehre erlaubte ihm nicht, dieselben anzunehmen; er schlug sie ab, reiste zu Fuß nach Potsdam und war, als er daselbst ankam, in Ungnade gefallen.

Ich habe diese Anecdote hier angeführt, weil ich alle einzelne Umstände derselben kannte und weil man sie schändlich verunstaltet hat. Grothusen hat nie weder von den Franzosen, noch von den Patrioten die kleinste Summe empfangen, er steckt sogar

tief

tief in Schulden und seine Armuth ist sehr groß. Sein Entwurf war schön und eines denkenden Mannes würdig. Er war damit nicht glücklich, weil man es mit zu viel Feuer betrieb und weil der zur Entwerfung großer Plane sehr geschickte Urheber nicht die nöthige Vorsichtigkeit, Feinheit und Standhaftigkeit, sie auszuführen, vom Himmel erhalten hat. Sein Herz hängt ganz an seinem Vaterlande und Könige. Sein edelmüthiges Herz trieb ihn an, für die Holländer zu handeln. Ich weiß nicht aus welchem Grunde er, ohne dem Preußischen Interesse etwas zu vergeben, den Streich von Frankreich abwenden wollte, der es bedrohte. Was folgt daraus? Keine der schädlichen Sachen; und doch sieht er sich mit dem besten Herzen, mit der unschuldigsten Seele und mit den rechtmäßigsten Absichten von jederman verlassen. Diß ist das Schicksal aller derjenigen, die sich durch eine zu große Aufrichtigkeit hinreißen lassen, sich unbedachtsamer Weise in politische Untersuchungen mischen und also anstatt Gutes, auf welches sie denken, oft ein unersetzliches Uebel bewirken. Ich beklage ihn sehr aufrichtig; allein, da ich seinen unruhigen Charakter, seine Unbesonnenheit, seine wilde Einbildungskraft, seinen Eigensinn und seine gegenwärtige Lage kenne, so betrachte ich ihn als einen Mann ohne alle Rettungsmittel und liebe ihn, ohne es jedoch zu wagen, ihm einen Rath zu geben. Er ist, wie Mirabeau, ein hitziger und leicht zu beleidigender Kopf, aber seine Redlichkeit ist untadel-

 haft

haft und niemals ist er jemanden zu schaden willens. Aus dieser Ursache halte ich ihn in Ehren und nehme Antheil an seinem Schicksale.

Wir wollen die jetzige Lage Hollands und das, was sie für die Zukunft bedauernswürdiges verkündigt, flüchtig untersuchen.

Ein blinder und durch die aristokratischen Aufhetzungen erhitzter Fanatismus hat die rechtschaffnen Bürger irre geführt. Voll von Vertrauen auf die in der That feyerlichen Versprechungen des französischen Ministeriums — ich kann davon sprechen, denn ich habe sie in Paris gesehen und gelesen und vielleicht war nichts fähiger, mehr Zutrauen einzuflößen — haben sie den Zorn eines friedliebenden Prinzen erregt; sie haben ihre Reichthümer verloren und ihre Güter confisciren sehen, nachdem man sie gezwungen hatte, ihr Vaterland zu verlassen. Mehrere von ihnen sind im äußersten Elende nach Frankreich gekommen und ihre Seele befindet sich in einem desto härtern Zustande von Aengstlichkeit, da es ihnen unmöglich ist, die undurchdringlichen Nebel der Zukunft zu durchdringen. Die Englische Parthey herrscht gegenwärtig in Holland. Ihr wahrer Zweck ist, diese handelnde Republik zu Grunde zu richten; vielleicht, daß sogar Frankreich niemahls einen andern gehabt hat. Nachdem die Holländischen Kaufleute um sich her die Hindernisse vervielfältigen sehen werden, so werden

den sie nach und nach ihre Häuser und ihre Niederlassungen verlassen, und sich andere Wohnungen wählen; sie werden in andere Staaten auswandern und denjenigen den Vorzug geben, wo man ihr Geld und ihre Betriebsamkeit an sich zu ziehen versteht. Der Staat wird unvermerkt seine ganze innere Kraft verlieren und die willkührliche Gewalt wird bey jeder schicklichen Gelegenheit sich daselbst beständig ausbilden. Alsdenn wird die Eifersucht der Engländer und Franzosen befriedigt seyn, weil Holland nichts mehr seyn wird. Diejenigen seiner Bürger, welche ihre Hausgötzen nicht verlassen wollen, werden die Handlung aufgeben und ihre Einkünfte ruhig genießen, und eine seit langen Zeiten furchtbare Seemacht wird in einen solchen Verfall gerathen, daß Niemand weder ihre Macht mehr fürchten, noch ihr Bündniß verlangen und sie selbst Niemanden mehr besiegen wird.

§. 2.

Dies denke ich von der Zukunft. Ich spreche von dieser Begebenheit und ihrem Ausgange als Augenzeuge, als ein Mann, der alle Quellen des Uebels und alle Triebfedern kennt, die man hat springen lassen, und die in den Jahrbüchern der Politik, und unter den zahlreichen Sottisen unsers Jahrhunderts eine auf immer merkwürdige Begebenheit bewirkt haben. Ich hoffe, meine Leser werden mit der Genauigkeit, womit ich die Thatsachen einzeln ange-

angeführt habe, zufrieden seyn, und von meiner Freymüthigkeit nichts mehr als die Anzeige der Quellen verlangen, woraus ich meine Nachrichten geschöpft habe; und hoffe, daß die aus meinen Erzählungen folgenden Schlüsse sie von der Wahrheit derselben überzeugen werden. Weder eine geheime Vertraulichkeit, noch ein geheimnißvoller Briefwechsel haben mich in dieser Staatsveränderung unterrichtet. Das Glück oder der Zufall allein that es, und Nichts gebietet mir über dasjenige Stillschweigen, was ich durch meinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist erforscht habe. Ich diene weder itzt, noch verlange ich jemals einem Corps Diplomatique zu dienen. Ich schreibe als Freund der Wahrheit und Menschheit. Wenn jemand aus Neugier in diesem Labyrinthe mehr erforschen will, so kann er sich in Ansehung der Aufklärung besonderer Umstände an mich wenden, und ich werde ihm eine trockne Erzählung machen. Wenn man aber davon eine genaue und auseinander gesetzte Geschichte liefern will, so will ich meine gemachten aufklärenden Bemerkungen mittheilen. Aber ich erkläre hiermit zugleich, daß ich meine Geheimnisse nicht jedermann zu entdecken geneigt bin. Nur einem philosophischen Schriftsteller, einem wahrhaften Kosmopoliten, einem unversöhnlichen Feinde des Despotismus, unfähig der Schwäche und Furcht, wenn es darauf ankommt, gerecht zu handeln, wenn man Völker wegen des tyrannischen Jochs benachrichtigen muß, das sie bedrohet, demjenigen, der meine Absichten,

meinen Charakter und meinen Muth kennt, werde ich meine Ideen mittheilen.

§. 3.

Nun folgt noch eine Anekdote, die ich ohne ungerecht zu handeln nicht zurück behalten darf.

Während daß man in Preussen auf die der Prinzessin von Oranien zu verschaffende Genugthuung dachte, verließ ich Berlin, und reisete nach Wien zurück. Der Kaiser sprach mit mir von den holländischen Angelegenheiten. Ich sah ohne Mühe ein, daß er von Preussen nichts ernsthaftes erwartete, und überzeugt war, daß man so handeln würde, wie er in den Streitigkeiten über die Schifffahrt auf der Schelde gehandelt hatte.*) Ich setzte ihm die Lage der Sachen und die gefaßten Entschlüsse nebst den zur Ausführung genommenen Maßregeln auseinander. Ich versicherte ihn ausdrücklich, daß der Herzog von Braunschweig an einem schon bestimmten Tage nach der ihm ertheilten und mir bekannten Ordre in Holland einbrechen, kurz, daß die Preussen

*) Bey dieser Gelegenheit that man dem Kaiser einen Schimpf an, welchen Friedrich Wilhelm an seiner Stelle entweder würde auszuweichen, oder zu rächen gewußt haben. Allein der König von Preussen würde auch Hrn. Linguet nicht die Rechtfertigung aufgetragen haben, dessen Feder eben so wenig geschickt ist, einsichtsvolle Männer zu überzeugen, als die österreichischen Kanonen im Stande waren, die Holländer zu erschrecken.

Preussen innerhalb acht Tagen in Amsterdam seyn würden. Der Kaiser schlug ein lautes Gelächter auf, und spottete meiner Leichtgläubigkeit. Er tadelte mein Vorurtheil, sowohl von der Festigkeit als Schnelligkeit der preussischen Operationen; vorzüglich aber machte er sich über die acht Tage lustig, die ich zum Ziel der Ausführung gesetzt hatte, und schloß damit, daß hunderttausend Preussen in acht Jahren einen ähnlichen Entwurf nicht ausführen würden. Auffallend ist es, daß die nach Holland marschirte Armee nur wirklich aus vierzehn tausend Mann bestand.

Einige Tage drauf überbrachte ein Courier von dem geschehenen Einmarsche nach Holland die Nachricht. Der Monarch hat seit der entworfenen Eroberung von Konstantinopel nicht mit mir gesprochen; aber er hat keinen Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner Truppen. Wenn er ihn auch hätte, so würde man vor Belgrad doch mehr Schwierigkeiten finden, als vor Utrecht. Der Pascha ist wahrscheinlich dem Prinzen von Salm nicht ähnlich; die Oesterreicher sind keine Preussen, *) die Strassen

*) Wenn auch der Kaiser den Herzog von Braunschweig nicht zum Heerführer hat, so kommandiren doch der Prinz von Sachsen-Coburg und Laudon, einiger andern nicht zu gedenken, seine Armeen mit großen Einsichten und Ruhm, zumal da sie mit unglaublichen Schwierigkeiten des Terrains, der Zufuhr 2c. zu kämpfen haben. Was die österreichischen Truppen anbelangt, so haben sie bisher gegen einen wüthen-

sen nach Constantinopel schwerer zu marschiren, als die Dämme und Steinwege in Holland; es ist ein großer Unterschied zwischen dem nervichten Körperbaue der Türken und dem schwächlichen der kaufmännischen Patrioten; es ist .... doch ich will keine Schwierigkeiten mehr anführen. Es mag genug seyn, Herrn Linguet eine neue Gelegenheit zu Raisonnements gegeben zu haben, wenn er noch einmal tausend Dukaten für die Vertheidigung der Rechte, welche Deutschland auf die türkischen Besitzungen hat, verdienen, und durch schöne Phrasen beweisen wollte, daß der Kaiser eine freie Schifffahrt in der Meerenge der Dardanellen verlangen könne. Wenn diese im Grunde eben nicht christlichen Forderungen auch durch eine furchtbare, mit guten Matrosen, Soldaten, Capitains, und gut bedienten Artillerie ausgerüstete Flotte unterstützt würden, so zweifelte ich nicht an einem glücklichen Ausgange; ich denke sogar, daß Joseph eben so gut vor Constantinopel anlangen kann, als Wilhelm in Amsterdam eingerückt ist; allein ohne diese wird er die Dardanellen eben so wenig als die Schelde behaupten.

Noch hätte ich meinen Lesern einige wichtige Bemerkungen über Holland mitzutheilen, allein da

sie

wüthenden Feind mit der größten Tapferkeit gefochten, und werden eben durch diesen bis zur Raserey tapfern Feind zu den geübtesten und fürchterlichsten Soldaten gebildet, welches ohnstreitig der größte Vortheil des Kaisers aus dem Türkenkriege seyn wird.

A. d. U.

sie mich zu weit von dem reisenden Franzosen entfernen würden, so will ich sie an einem andern Orte anführen, und itzt zum Reisenden zurück kehren.

§. 4.

Seite 125 und 126 spricht er von der Fräulein von Voß und von der Madame Rietz, wie der niedrigste Pöbel von Berlin. Mitten unter diesem gewagten Geschwätz macht er im Vorbeygehen einen Ausfall auf Friedrich den Großen. Er behauptet, daß unter seiner glorreichen Regierung eine Frau von Troussel die wichtigsten Stellen habe vergeben können, und schließt daraus, daß unter einem andern Könige der Staat durch Intrigue und Favoriten werde regiert werden. Das würde ein erwünschter Augenblick für Leute von seiner Denkungsart seyn; aber dieser Augenblick wird nie kommen. Ueberhaupt muß man erst gewiß wissen, was die Frau von Troussel gewesen ist. Ich würde der ganzen Erzählung überhoben seyn können; jedoch um nicht den Verdacht zu erregen, als habe der Reisende allein eine geheime Anekdote gewußt, so will ich sie ganz kurz erzählen.

Friedrich der Große hat diese durchaus nicht liebenswürdige Frau niemals geliebt. Der Sammler spricht davon nach den gemachten Voraussetzungen und den Erzählungen der Berliner Müssiggänger,

ger, worauf er auch fast alle Erzählungen in seinem geheimen Briefwechsel gegründet hat. Die Frau von Troussel war an einen Obristen gleiches Nahmens verheurathet, der aus Verzweifelung über seine Heurath sich die Kugel durch den Kopf schoß. So viel kann ich von der Frau von Troussel sagen, welche zwar einige auffallende Abentheuer, aber niemals den geringsten Einfluß auf den großen Friedrich gehabt haben kann.

Es giebt eine Kunst und eine Art, den Lügen eine hinterlistige Wendung zu geben. Mit einem zurückhaltenden Tone, mit einigen nachdrucksvollen Sätzen, und mit einem geheimnißvollen Ansehen überrumpelt man die Vernunft des Lesers, man reizt seine Einbildungskraft, man beschäftigt sie, man macht endlich auf sein Urtheil einen sehr lebhaften Eindruck, welcher durch den ungekünsteltesten Ausbruch jeder Wahrheit schadet. Der Mensch ist ein seltsames Geschöpf, das fast in keinem Falle ihm bekannte Dinge mit viel Leichtigkeit thut; und seine Aufmerksamkeit rege zu machen, sind künstliche Umwege, glänzende Dunkelheiten nöthig; alsdenn geräth sein Geist in Bewegung, läßt sich einnehmen, und bewundert. Der Verfasser des geheimen Briefwechsels kennt alle diese Hülfsmittel, und bedient sich derselben sehr geschickt, aber mit so treuloser Verschlagenheit, daß der dumme Haufen seiner Leser für seine Schmähungen eingenommen wird.

§. 5.

§. 5.

Auf der 126sten Seite u. ff. findet man eine Anekdote, welche allein schon die boshaften Absichten des Verfassers beweisen, und seine schwarze Seele deutlich zeigen könnte. Er entehrt dadurch die Großfürstin von Rußland, eine Prinzessin, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Sanftmuth, ihres edlen Herzens der Liebe aller Nationen würdig ist. Diese Erzählung, wodurch man sie als eine verliebte Dame aufstellt, ist eine Erdichtung des Verfassers, durch welche er seinem Witze Ansehn verschaffen will. Indessen hat diese Erdichtung einen von der Einleitung sehr verschiedenen Endzweck, und jeder aufmerksame Leser wird anstehen, ihr Beyfall zu geben.

Der angenommene Held der Geschichte ist ein junger Mann, den der Graf von Mirabeau nicht persönlich kennen, doch aber in Rußland unter der Behauptung angestellt wissen will, weil er Frankreich daselbst gewiß sehr nutzbar seyn könnte, im Fall, daß die damals sehr zweifelhaften Gesundheitsumstände der Kaiserin die Regierungsveränderung nach sich ziehen würden. Man kann ohne Bedenken voraussetzen, daß dieser junge Mann von Mirabeau's Parthey war, von welchem er Vortheile hoffte, oder mit welchem er sich auf irgend eine Art übernommener Aufträge zu entledigen suchte. Beym Spioniren hat ohne Widerrede derjenige mit Recht

den

den Vorzug, welcher durch jede Art von Intriguen durchschauen kann. Indem der Reisende den jungen Mann als einen Märtyrer der Liebe vorstellt, so war er, oder glaubte doch gewiß zu seyn, die Neugierde und die Wohlgewogenheit des Ministers für seinen Amtsgehülfen zu erregen. Aus dieser Ursache erfand er eine Geschichte, die den Geschichtschreiber entehrt, der sich wenig darum bekümmert, die Gemahlin des Erben eines großen Reichs verdächtig zu machen, wenn er nur zu seinem Zwecke gelangt; und der sein romanhaftes Gewäsch desto leichter erzält, weil er versichert ist, daß Niemand als Augenzeuge ihn wegen einer Begebenheit Lügen strafen wird, bey welcher gewöhnlich Niemand zum Zeugen gerufen wird. Er würde ohne diese Voraussetzung wegen dieser Erzählung gewiß sehr unglücklich seyn. Dem sey wie ihm wolle, der Entwurf des Hrn. von Mirabeau ist gescheitert; man hat seinen saubern Ritter nicht nach Rußland geschickt, und ich bin gewiß, daß man seiner Erzählung, die nur von Menschen wie er erwartet werden kann, keinen Beyfall gegeben hat.

Allein der geheime Briefwechsel ist öffentlich verkauft worden. Die Großfürstin, die vorher nur in den Augen einiger Minister des französischen Hofs verdächtig war, ist es itzt in den Augen von ganz Europa, und sie hat das Recht, eine öffentliche Bestrafung des Verläumders zu verlangen, der nicht erröthete, ihren Rang und ihre Ehre zu be-

schimpfen. Noch ist sie nicht verlangt worden; allein wer weiß, ob ihr Stillschweigen nicht für die Zukunft fürchterlichere Folgen haben kann? Aus diesem allen erhellet deutlich, wie gefährlich ein Mann seinem Vaterlande ist, wo er noch itzt der Ruhe genießt, der alle europäische Höfe beleidigt, Rußland, den Kaiser, den König von Preussen, die tugendhaftesten, edelsten und berühmtesten Menschen von der Welt zum Zorn reizt, und der wie ein neuer Erostrat die ganze Welt in Krieg verwickeln will. Und diesen Menschen, dem nichts zu heilig ist, hat man unter die ehrwürdigsten Männer seines Vaterlandes, unter die Glieder der Nationalversammlung aufgenommen! Man kennt ihn, und stößt ihn nicht heraus! Ich verlange es von einem edelmüthigern als klugen, von einem wohlthätigern als wohl überlegenden Volke. Heißt das nicht den groben Muthwillen dieses neuen Helden in Ansehn bringen? Heißt das endlich nicht, den Fremden triftige Ursachen an die Hand geben, um ein eben so großes Mißtrauen in das Kabinet zu Versailles, als in dessen Kundschafter zu setzen?

Diese Beobachtungen müssen nicht leichtsinnig übersehen werden. Wann die französischen Leser über die Avantüre, die den Stoff dazu giebt, gelacht haben, so müssen sie gar nicht glauben, daß sie auch in Rußland Lachen erregt, und daß man daselbst ohne Unwillen von einer allgemein angebeteten Prinzessin die Rolle einer Kleopatra haben spielen

len sehen. Ich bürge nicht für die Tugend einer Frau. Ich kenne die menschliche Schwäche, die Stärke der Leidenschaften, ihre Verblendung, ihre Ausschweifung; allein ich weiß auch, daß sie nur den moralischen Charakter einzelner Menschen beherrschen; daß es einige giebt, die man bekämpfen kann und muß, und daß, wenn die Großherzoginn nur einen Augenblick ihre Tugend, ihre Pflichten und die Hochachtung, die sie sich selbst schuldig ist, hätte vergessen können, es sich für einen herumschweifenden Liebesritter, für den Freund eines Freundes des Grafen von Mirabeau nicht würde geziemt haben, sein gutes Glück auszuplaudern.

§. 6.

Man findet auf Seite 131 einen ganz widersprechenden Bericht über die Untersuchung des Amtes Wusterhausen, von dem, was schon Seite 90. davon gesagt wurde. So muß sich also ein Beobachter widersprechen, der seine Entdeckungen im Finstern macht, und der sich gedrungen sieht, lieber Anekdoten zusammen zu tragen, als politische Ursachen zu ergründen.

§. 7.

Da der Reisende, Seite ebendaselbst, von dem Betragen, das der junge Graf von Romanzow bey dem Tode des verstorbenen Königs beobachtete, re-

det, so will ich hier die wahre Ursache zu dieser ganz sonderbaren Aufführung zeigen.

Friedrich der Große schätzte den Feldmarschall von Romanzow sehr hoch; er empfing ihn, da er mit dem Großherzog nach Berlin kam, auf eine sehr auszeichnende Weise; er überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Sein Sohn, ein noch junger Mann, stolz wie ein Russe, reich, unterstützt, und auch sonst aufgeklärt, wurde zur Gesandtschaft nach Berlin ernennt. Er schmeichelte sich mit einer eben so guten Aufnahme, wie seinem Vater wiederfahren war, er machte sogar Anspruch darauf. Friedrich, der alles schnell übersah, wurde so gleich das unschickliche Begehren des jungen Gesandten gewahr, und täuschte ihn. Dieser wurde über eine so gleichgültige Aufnahme aufgebracht. Bey dem Tode des großen Friedrichs ließ er sich von einer lächerlichen Laune, die einem solchen Manne, wie er, übel anstand, hinreissen; er weigerte sich, keine Trauer, wie doch die andern Gesandten thaten, anzulegen, und achtete nicht auf die Vorstellungen des französischen Ministers, Grafen von Esterno. An dem Tage, da Friedrich Wilhelm von seinen Unterthanen gehuldiget wurde, war er der einzige, der nicht illuminirte. Eine Dame gab ihm zu verstehen, daß diese Ausnahme viel Eigensinn, und wichtige Ursachen verriethe. „Madame, antwortete er, meine Uniform

„und

„und meine Equipage sind illuminirt „genug, als daß ich mir nicht die Er„leuchtung meines Hotels ersparen „sollte.“ Das kann man doch eine Unverschämtheit nach russischer Art nennen. Sie hat für den jungen Grafen von Romanzow, welchen noch andere für den Charakter eines Gesandten unanständige Züge in kein gutes Ansehn gebracht haben, üble Folgen gehabt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Aufführung von dem russischen Hofe nicht genehmiget worden ist.

Zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der drey und zwanzigste Brief redet von der Beerdigung des Königs. Der Herr Scribent scheint sich nicht recht von der Etiquette des preussischen Hofs belehrt zu haben, weil er insbesondere bemerkt, daß die Generals und die Prinzen Stiefeln getragen hätten. Bey Hofe selbst darf sich ein Officier nie anders als in Stiefeln zeigen; das ist der Befehl. Doch es ist möglich, daß die Bemerkung des Schreibers nur auf die Trauersporen, die der Prinz von Cöthen trug, gehen soll; aber seine Redensart ist nicht deutlich. Uebrigens ist dies alles ganz unbedeutend.

§. 2.

Im Anfange des vier und zwanzigsten Briefs redet er von einem Handelsplan. „Gut, sagt „er, für unsere Finanzen, und gut für „den König, den wir ankirren müs„sen.“

Den König ankirren! Wie übereilt der Reisende sieht! In den Handelsgeschäften thut der König nichts von sich selbst, und der Minister von

Werder, der bey diesem Departement präsidirt, ist ein zu guter, zu einsichtsvoller und zu thätiger Patriot, als daß er in die Fallstricke eines listigen Spions fallen sollte.

Er sagt hierauf: „Bischofswerders Credit wächst täglich; er läßt sichs aber „nicht merken." Was ich von diesem Manne, dessen wirkliches Verdienst allgemein anerkannt wird, zu sagen habe, erspare ich auf eine andere Gelegenheit.

Nun kommt die Reihe an den Minister von Wöllner. „Er hat," sagt der Reisende, „viel „Kopf und Kenntnisse der innern Landesverwaltung; er war Schwärmer, „wenn er dadurch gefallen konnte, und „von seinen Visionen geheilt zu seyn „scheint, seit der König wünscht, daß „man sie wenigstens verberge." Auf den übrigen Seiten kommt er oft wieder auf diesen Minister. Ich kenne seine Person, seine Abkunft, und die Quellen seines Einflusses auf den König. Ich will sogleich von ihm reden. Wenn der Herr von Wöllner mit dem, was ich von ihm sagen werde, nicht zufrieden wäre, so könnte ich mich darüber verwundern, aber mir doch wegen dieser Erzählung nie eine Unwahrheit vorwerfen.

Wöllner ist nicht der vornehmste Minister, wie der Reisende sagt. Er ist Präsident beym geistli-

chen Departement, und Oberaufseher über die Gebäude zu Berlin. Jedermann weiß, daß er sich mit nichts abgiebt, außer was geradezu seine Stelle angeht, und daß er sein Augenmerk auf keine Unterstützung, auf keine besondere Empfehlung richtet; übrigens ist die Art, wie er sich erhob, sehr merkwürdig. Vor fünf und zwanzig Jahren war er noch Candidat der Theologie, und Hofmeister bey den Kindern des Generals Itzenblitz; er hat sogar zweymal in seiner Kirche mit viel Beredsamkeit und Glück geprediget. Sein Verdienst, sein Verstand, seine Gestalt rührten das Herz der Tochter des Generals, einer Nichte vom Minister von Finkenstein. Diese Neigung verursachte ihm vielen Kummer; sie wurde von der Familie der jungen Person lange nicht genehmiget; endlich legten seine großen Eigenschaften dem Stolze Stillschweigen auf, und er wurde der glückliche Gemahl seiner zärtlichen Geliebten. Man kaufte ihm eine Domherrenstelle zu Magdeburg. Der Prinz Heinrich, dessen Gunst er sich zu verdienen wußte, ernannte ihn zum Kammerrath. Der verstorbene König kannte seine Verdienste gar nicht. Friedrich Wilhelm schätzte sie, und schenkte ihm seinen aufrichtigen Schutz. Als er den Thron bestieg, so verließ Wöllner den Hof des Prinzen Heinrichs; er wurde nun zum geheimen Finanzrath, und zum ersten Director des Bauwesens ernannt. Seit kurzem hat man ihm den Titel und die Stelle eines Präsidenten bey diesem Departement übertragen.

Es ist gewiß, daß er zu Berlin in großem Ansehen steht; aber ich halte ihn weder für einen Schwärmer noch für einen Illuminaten. Und ob man gleich in ganz Preußen diese Meynung von ihm hegt, so glaube ich es doch nicht, weil ich seine große Beurtheilungskraft und seinen Geist zu gut kenne, als daß ich ihn einer so plumpen Thorheit für fähig halten könnte.

Man versichert noch, daß er der eigentliche Verfasser des Religionsedicts sey; eine Verordnung, welche die Andersdenkenden dem Verfolgungsgeiste auszusetzen scheint. Wenn dieses wahr ist, so scheue ich mich nicht, ihn zu tadeln, weil er dem Staate dadurch einen schlechten Dienst erwiesen hat, und es unmöglich ist, daß in der Folgezeit die theologischen Zänkereyen ihm nicht schädlich seyn sollten.

Dieses neue Religionsedict scheint mir im Grunde das nämliche, welches zu Rom wirksam ist, das nämliche, welches zu Konstantinopel als Gesetz gilt. Von dem Augenblicke an, da die Regierung jedem Diener der Religion Befehl giebt, die Lehrsätze derselben, und seine Unterweisungen nur dem Katechismus gemäß zu verbreiten, hört die Freyheit zu glauben und sich aufzuklären auf, und an ihre Stelle tritt ein gebieterischer Zwang. Der Lehrer der herrschenden Religion vermag alles, und bringt auch wohl seinen Gegner auf den Scheiterhaufen.

Es scheint mir daher zu befürchten, es möchte zu Berlin bald eine reformirte Inquisition statt finden, die eben so furchtbar ist, als zu Madrid die katholische. In diesem Falle werden auch daselbst eben so bald die Wissenschaften in einen gänzlichen Verfall gerathen; die Prediger werden sich der Seele und der Gedanken ihrer Zuhörer bemeistern, und jeder aufgeklärte Bürger wird dann verächtlich behandelt, und als ein Ketzer angesehen und verfolgt werden.

Wenn der Herr von Wöllner aus einer von seinen alten theologischen Angewohnheiten, oder deswegen, um die Schwachheit einiger Großen zu schmeicheln, dieses Edict hat aussinnen können; wenn er in der Folge seinem Lande das Unglück verursacht, das ich vorhersehe, so werde ich mir eine Ehre aus seinem Unwillen machen, geschweige denn, daß ich sein Misfallen fürchten sollte. Ein jeder, der die Könige zu dem Mißbrauche ihrer Macht verleiten will, und sie dadurch zu Tyrannen der Gewissensfreyheit macht, scheint mir mit Recht die Verachtung ehrliebender Männer, und den Haß der Welt zu verdienen.

Ueber dieses müßte aber auch der Herr von Wöllner deutlich und gewiß von dem abscheulichen Unrecht, das man ihm vorwirft, überzeugt werden. Unterdessen, bevor er nicht wirklich überzeugt wird, scheint er mir für die preußische Monarchie ein sehr

wichtiger und nothwendiger Mann zu seyn. Ich habe ihn gesehen und beobachtet. Ich glaube daher, daß er zu fein ist, als daß er zu viel wagen, zu weise, als daß er nicht sein Schiff glücklich leiten, zu reich durch seine Vermählung und durch die Wohlthaten des Prinzen Heinrichs, als daß er noch durch die Eingriffe auf die Reichthümer des Staats die seinigen vermehren sollte; daß er endlich auch zu große Fähigkeiten besitzt, und Preußen wichtige Dienste leisten kann. Man mache ihm sein Verdienst streitig, und dann wird man nicht mehr über diese so durchgängig gemeine Ungerechtigkeit erstaunen. Gebohren in einem niedrigen Stande, aus dem er sich blos durch sein Genie emporgeschwungen hat; gestellt auf einen glänzenden Posten durch eine glückliche Verbindung gewöhnlicher Verhältnisse, ist er zu natürlich, zu einfach, als daß ihn der Neid antasten, und ihm Fehler aufbürden könne, die er nicht hat, Gesinnungen, die ihm ganz fremd sind; zu redlich, als daß der Zusammenstoppler öffentlicher Gerüchte die Verläumdungen nicht mit Sorgfalt sammeln, und damit seine Blätter, auf Kosten eines Mannes, der ihn, vermöge seines scharfen Verstandes, sogleich entlarven würde, anfüllen sollte.

§. 3.

Der Reisende redet Seite 144 nochmals von Boden; allein indem er voraussetzt, daß er mit

dem

dem Könige im Briefwechsel gestanden habe, so verdient diese Lüge nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich sehe die Ursachen nicht ein, warum der Beobachter seine Augen grade auf ihn gerichtet hat. Er ist in allgemeiner Verachtung gestorben, die er gewiß werth war. Ich werde nicht wieder von ihm reden, was auch der Herr von Mirabeau noch von ihm zu sagen weiß.

Wie lange zerfleischen sich denn die Wölfe? Hat sich in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge alles verändert?

Ein und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der von Dresden datirte fünf und zwanzigste Brief enthält nichts, was zu beantworten wäre. Am Ende macht der Reisende einige Bemerkungen über den Handel in Norden, den man in Frankreich allzu sehr vernachlässiget. Er giebt ihm den Vorschlag, einen Minister nach Hamburg zu schikken. Diese Beobachtung ist sehr vernünftig. Wenn der Schreiber seinen ganzen Briefwechsel zu einer so weisen Absicht geschrieben hätte, so würde er niemanden beleidiget haben, sondern vielmehr dem Kabinet zu Versailles nützlich gewesen seyn.

§. 2.

Der sechs und zwanzigste Brief ist wegen seiner klugen Absichten und richtigen Bemerkungen auch empfehlungswürdig. Der Schreiber urtheilt richtig über Sachsen, und läßt dem Churfürsten die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren. Sachsen kann bey der jetzigen Verfassung seiner Politik alles, was es an seinem alten Glanze verloren hat, durch die festbegründete Staatseinrichtung, von der man

zum

im Auslande überzeugt ist, und durch die innere Oekonomie seines Landesherrn, wieder erhalten. Alles was ich mir die Freyheit nehme zu bemerken, ist, daß die katholischen Paters einen zu großen Einfluß auf die Regierung haben, und dadurch viel Partheylichkeit wider die herrschende Religion erregen. *)

Am Schlusse kommt die Rede wieder auf die Nothwendigkeit, den beobachtenden Spion in ein gewisses Ansehen zu bringen. Diese ewigen Wiederholungen haben keinen Erfolg gehabt; er ist zurückgekommen, wie er abgereist war. Warum? weil man ihn kannte.

§. 3.

Nachdem der Reisende, gleich im Anfange des sieben und zwanzigsten Briefes, von dem genannten Dufour, der eigentlich Chauvier heißt, und sonst Perückenmachergeselle zu Paris war, von dem Herrn Chapuis, dem Liebling der Madame Rietz — alles Männer, die ganz Berlin nach ihrem Gehalte kennt — ein paar Worte gesagt hat, so

*) Hier behauptet der Hr. Baron von Trenk etwas eben so falsches als wie der Hr. von Mirabeau. Wer den Charakter des Churfürsten und die sächsische Staatsverwaltung kennt, wird von der Unmöglichkeit dieses Einflusses ohne einen weitläuftigen Beweiß überzeugt seyn.

A. d. U.

so kommt er auf die österreichische Macht, und sagt: „daß die allgemeine Meynung das „Oberhaupt des deutschen Reichs als „einen treulosen Fürsten zeige.“ (Seite 159) Sein Urtheil über die Manöuvers der kaiserlichen Armee ist durchaus richtig. Ich habe auf die nämliche Art in meinen zu Wien herausgegebenen Werken davon geredet, und es wäre nicht unmöglich, daß meine Abhandlung über die Ursachen der Nationaltapferkeit in den verschiedenen europäischen Staaten, in die Hände des Autors gefallen wäre.

§. 4.

Der acht und zwanzigste Brief enthält nichts weiter als gleichgültige besondere Nachrichten von dem Tode Friedrichs, das Gemählde ausgenommen, das der Autor von diesem großen Manne zeichnet; es ist richtig, und ganz vortreflich. Die Schreibart des Reisenden schwingt sich zu der Höhe des Gegenstandes hinauf, den er mahlen will. Hier finde ich Ursachen, ihn zu loben, geschweige daß ich ihn tadeln sollte.

§. 5.

Alles was der neun und zwanzigste Brief über Rußland enthält, scheint aus dem politischen Tractat, den ich deutsch über das russische Reich herausgab, buchstäblich abgeschrieben zu seyn. Ich weiß wenigstens gewiß, daß mich einer von den Freun-

den des Herrn von Mirabeau gelesen hatte, und ich möchte beynahe glauben, daß er ihm die Ideen, die ich im Jahr 1776 mit allgemeinem Beyfalle drucken ließ, werde mitgetheilt haben. Ich werde diesen Tractat bald ins Französische übersetzen, und ich schmeichle mir, daß meine unpartheyischen Leser sich überzeugen werden, daß meine Behauptungen nicht bloß in der Einbildung bestehen.

Hier will ich nur eine nothwendige Bemerkung machen. Die Russen drohen, den ganzen Handel in Europa an sich zu reißen; man muß den ersten, den besten Augenblick ergreifen, um den großen Plan, welchen diese Monarchie, die nach einer colossalischen Größe strebt, entworfen hat, zu verhindern oder zu vernichten. Es muß dem König von Preußen, als Nachbar von den Russen, weit mehr an der Einschränkung ihres Ehrgeitzes gelegen seyn, als jedem andern Souverain; er kann ihnen durch Standhaftigkeit, Klugheit und einem guten politischen System einen tödlichen Streich beybringen; aber noch einmal: die Zeit ist gekommen, der Augenblick ist nahe.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der Verfasser erzählt im Eingange des dreyßigsten Briefs ein Versehen, welches die Königin bey einer Spielparthie machte, und er benutzt diese Gelegenheit, das Betragen des Herrn von Esterno bey diesem Vorfalle herabzusetzen. Dies war ein Weg, wo man sich Ansehn verschaffen konnte, eine Aussicht zu der Hoffnung, sich accreditiren zu lassen.

§. 2.

Der hitzige Streit zwischen Herzberg und Möllendorf, in Betreff der Holländischen Affairen, von welchen der Beobachter S. 175 redet, ist eine Erdichtung, ein zum Vergnügen erzähltes Mährchen, zu welchem nichts Anlaß gegeben hat.

§. 3.

Man hat den Beobachter von dem Herrn Launay, wie von vielen andern Personen, falsch berichtet. Auf der nämlichen Seite steht, daß diese Privatperson 20000 Thlr. Besoldung bekäme, da es doch nie mehr als 12000 gewesen sind; übrigens

hatte Launay, als er sich entfernte, bereits durch die Bestrafung der unglücklichen Uebertreter der Zollrechte große Reichthümer erworben. Die andern bey dem Pachtwesen angestellten Franzosen haben alle mit der Hoffnung und dem Versprechen Pensionen bekommen, bey der ersten günstigen Gelegenheit wieder angestellt zu werden. Koepke und Beyer sind keine Ignoranten, wie der Reisende vorgiebt. Im Grunde hat man bey der Veränderung der Regie in Preußen, nichts als die Personen geändert. Der Minister von Werder ist von Subjecten umgeben, deren Fähigkeiten ihm bekannt waren, und er wird diese Maschine mit eben so viel Verstand als Vorsicht zu dirigiren wissen.

§. 4.

Seite 178 kommt er wieder auf den Herrn Düfour — Chauvier, und sagt, „daß er „eher schlecht als gut behandelt „wird." Man hat diesen Mann im Verdacht gehabt, als ob er bey der Affäre der Patrioten den Spion gemacht hätte. Man weiß auch, daß er eins von den Orakeln des Herrn von Mirabeau war, der zur Compilation seiner Bemerkungen und Anekdoten über die preußische Monarchie das seinige redlich beytrug. Er hatte eine Stelle, man hat sie ihm genommen; aber der König giebt ihm 300 Thaler Pension.

§. 5.

§. 5.

Es ist nicht wahr, daß Wöllner alle Ministerialpapiere in die Hände bekäme, und alle Entwürfe vorzutragen habe. Der König hat ihm die Durchsicht der Papiere vom verstorbenen König anvertraut: das ist alles. Wöllner ist zu bescheiden und vorsichtig, als daß er sich nur im geringsten um das Departement des Herrn von Herzberg bekümmern sollte.

Der übrige Theil dieses Briefs enthält nichts als falsche Vorgebungen und Prophezeihungen, von welchen bis jetzt noch nichts erfüllt ist. Es würde unnütz seyn, sie zu untersuchen. Alles, was den Prinz Ferdinand und den Prinz Heinrich angeht, ist ein Gemisch von eben so plumpen als lächerlichen Lügen.

§. 6.

Den ein und dreyßigsten Brief will ich nur obenhin anzeigen. Es wird darinne von den Huldigungsfeyerlichkeiten des neuen Königs, von unbedeutenden Geschichtchen, von schwachköpfigen französischen Reisenden, und von unbedeutenden Handlungen des Königs geredet. Alles ist in diesen Erzählungen übertrieben, falsch und äußerst boshaft.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Nichts ist unanständiger, als die Art, wie sich der Reisende im Anfange des zwey und dreyßigsten Briefes über Friedrich Wilhelm ausdrückt. Man würde sich nicht verächtlicher über einen Claudius, einen Domitian, und einen Sardanapal ausdrücken können. „Unmöglich," sagt er Seite 191 „kann man sich vorstellen, wie groß „bey den innern Hausangelegenheiten „Unordnung und Zeitverschwendung „sind. Die Bedienten fürchten seine „Hitze, sind aber die ersten, welche „seine Unfähigkeit lächerlich machen. „Kein Papier ist in Ordnung; kein „Memoire bezeichnet; kein Brief wird „persönlich eröfnet, und keine mensch„liche Macht würde ihn dahinbrin„gen, vierzig Zeilen hinter ein„ander zu lesen. Der Sturm der Lei„denschaft und die äußerste Trägheit „sind zugleich in ihm vereiniget."

Wenn irgend ein Verbrecher zu der schändlichen Strafe, den Reisenden auszukundschaften, unglücklicher Weise verurtheilt würde, könnte er wohl die

die Unverschämtheit und Kühnheit in den Ausdrücken weiter treiben? Ich habe schon das Gemälde von Friedrich Wilhelm entworfen; ein wenig weiter unten werde ich es ganz aufstellen. Ich antworte also jetzt nicht auf diese schreckliche angeführte Stelle, sondern verweise unterdessen meine Leser auf das, was ich schon oben im fünften und vierzehnten Kapitel gesagt habe.

„Arme Regierung! Armes Land!" ruft er Seite 192 aus. Wahrhaftig, der Reisende hat mit Preußen viel Mitleiden. Nichts hat noch seit zwey Jahren, da dieser Briefwechsel geschrieben ist, die Gründe dafür bestätiget Ich habe nicht nöthig, den Preußen über die Zukunft Trost einzusprechen.

§. 2.

Nachdem der Reisende den Prinzen Heinrich äußerst gemishandelt hat, so hält er ihn gleichwohl für fähig, daß er Preußen besser als der Minister Herzberg regieren werde, den er als einen Mann schildert „verschmizter als klug, falscher „als fein, heftiger als empfindsam, „eitler als ehrgeizig, alt, schwach, „u. s. w."

Troz dieser zierlichen und gründlichen Entscheidung hat Herzberg, der schon unter der Regierung Friedrichs des Großen durch sein Verdienst berühmt wurde, diesen seinen Ruhm unter der Regierung seines Nachfolgers noch mehr erhöht. Holland, Frankreich und Pohlen wissen, welche

Dienste, und welchen Rath sein Herr von ihm erhalten hat. Und nun, glaubet, ihr Franzosen, glaubet den Prophezeihungen des Herrn von Mirabeau.

§. 3.

Ich will die Menge von ausgedachten satirischen Lügen, von falsch erzählten Gesprächen, von erzwungenen Schlußfolgen, die man bis auf S. 197 findet, nicht widerlegen. Ich will nur bey einem einzigen Punkte stehen bleiben. Der Briefschreiber merkt an, daß die französische Regie im vorigen Jahre sechs Millionen acht hundert tausend deutsche Thaler eingetragen habe. Das ist wahr: allein der König, welcher Erpressungen verabscheut, hat bemerkt, daß diese Pächter durch gewaltsame Bedrückungen das Volk ausmergelten und den Staat ruinirten, und er hat sie nach Frankreich zurückgeschickt, wo es vielleicht nur erlaubt seyn kann, daß der arme Landmann das Pfund Salz, das er nicht braucht, mit 14 Sols bezahlen muß. Wenn eine so gewaltthätige Regie einem Friedrich hat behagen können, so misfällt sie dem empfindsamen und Gerechtigkeit liebenden Herzen des neuen Königs. Es ist möglich, daß der Schatz verliert; der Staat aber und das Volk müssen doch allemal dabey gewinnen. Man wird unter der Regierung Wilhelms keine französischen Pächter mit einem Bettelstabe zu Berlin ankommen, und mit Tonnen Goldes zurückkehren sehen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der drey und dreyßigste Brief redet von dem „allgemeinen Haß," den der Kaiser, „durch eine Menge unverzeihlicher „und wirklich unbegreiflicher Hand„lungen" wider sich rege macht; dabey entschlüpft ihm ein Gedanke über die gegenwärtige Lage der Ungarn, „über die gewaltsame „Aufhebung ihrer Privilegien." Ach! ich beklage sie auch, diese unglücklichen und braven Einwohner Ungarns. Ich habe, gleich wie sie, alles verloren, und ich seufze mit ihnen über unser gemeinschaftliches Unglück.

§. 2.

Der Reisende bemerkt hierauf, Seite 203, „daß die Ueberlegenheit der preußi„schen Armee über die kaiserliche, die „Erwartung eines Engländers, der „die kaiserlichen Läger besucht, un„endlich übertroffen habe." Er führt dafür wesentliche Gründe an, und nun setzt er hinzu: „Daß der Kaiser gar keine mili-

„türkischen Talente habe, so, daß sein „Verstand für diese Art von Kenntnissen stumpf zu seyn scheint.“

Ich fühle mein Unvermögen, das Gegentheil zu beweisen. Ich bin Officier bey der kaiserlichen Armee, und in meinem Stande kann kein Mann etwas dieser Art thun, sagen, schreiben, denken, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß, ohne ein sicher Geleite vom Kriegscollegium zu haben. Ich habe eben so wenig die Ehre, für die Kanzley der auswärtigen Angelegenheiten die Feder zu führen. Ich muß also wiederum dieses Geschäft dem Herrn Linguet überlassen, weil er, wenn kein Deutscher da ist, der durch seine Einsichten Zutrauen verschaffen kann, den speciellen Auftrag hat, die Rechte des Kaisers zu vertheidigen. Es kommt jetzt darauf an, daß man weiß, ob der Herr Linguet, für so furchtbar man ihn auch hält, sich dem Zorn des Herrn von Mirabeau aussetzen will. Uebrigens erfolge daraus, was da will, es gnügt mir, die Ursachen, die meine Feder zurückhalten und den Flug meiner Gedanken hemmen, angezeigt zu haben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ich würde den vier und dreyßigsten von Braunschweig datirten Brief herzlich gern loben, wenn darinnen nicht stets von dem Schreiber, von seiner Sendung und von seinen Vorzügen die Rede wäre; nicht eine gewisse erkünstelte Empfindsamkeit, und das Bestreben, sich wichtig zu machen, bemerkte, und nicht jenen schmeichelhaften Ton, der in eine eigentliche Fuchsschwänzerey, in eine vertraute Sprache endlich übergeht, entdeckte. Hier ist ein Beyspiel davon: „Sie sind jetzt nur „ein Staatsmann für mich, Sie, für „dessen herzlichen Händedruck ich alle „Thronen der Erde hingeben wollte— „— O! ich fühle es, daß ich mehr für „die Freundschaft, als für die Staatskunst geschaffen bin.

Weder für die eine, noch für die andere. Sie geschaffen für die Freundschaft? Sie sind nicht einmal empfänglich für Erkenntlichkeit. Der Prinz Heinrich und der Herzog von Braunschweig haben Sie mit Höflichkeiten und Achtung überhäuft, und eine schmeichelhafte und größere Aufmerksamkeit geschenkt, als jemals so ein Mann wie Sie erwarten

konnte; uud zur Erkenntlichkeit, haben Sie den einen durch gröbliche Beleidigungen beschimpft, und den andern bey seinem Könige verdächtig gemacht, oder verdächtig machen wollen! Und den Mißbrauch selbst, den man sie zu Paris hat machen sehen — —— Doch ich schweige. Ich darf nur davon reden, was Preußen angeht. Die Umstände haben mich nicht in die elende Nothwendigkeit versetzt, Sie als einen liebenswürdigen Mann zu kennen oder dafür zu halten. Was übrigens Freundschaft betrift, so ist sie nur für edle, tugendhafte und großmüthige Herzen geschaffen. Urtheilen Sie nun: ob sie für das Ihrige ist?

Dieser Brief hat eine doppete Nachschrift. In der zweyten befriedigt der Schreiber seine liebste, seine gewöhnlichste Neigung, die Neigung zu verleumden. Nach seiner Meinung „ist der Herzog von Weimar ein Schwachkopf, „und der Fürst von Dessau wird, dem Anscheine nach zu urtheilen, „von der Begierde herumgetrieben, etwas zu seyn, „ohne daß er eben große Anlagen „dazu hat.“ Er beklagt Sachsen im voraus, „wenn es ihm nach Erlöschung des Mannsstammes zufallen sollte.“

Ich kenne den Charakter dieser beyden Fürsten. Alle einsichtsvolle Reisende können versichern, daß ihre Völker glücklicher sind, als die Völker mancher

cher andern deutschen Fürstenthümer. Zu Weimar blühen die Wissenschaften. Wenn es mir erlaubt wäre, über mein Verhängniß zu befehlen, so wäre Dessau eine von den Freystädten, wo ich nicht anstehen würde, meine Familie hinzuschicken, weil der Fürst tugendhaft, rechtschaffen und wohlthätig ist, und keinen andern Vortheil sucht, als sein Land angenehm, und seine Unterthanen glücklich zu machen. Der Verfasser muß sich wahrhaftig glücklich wegen des Vergnügens schätzen, falsch und gottlos zu seyn, weil er Ehre und Tugend, alles was ehrwürdig ist, auf eine solche Art beschimpft. Ich sehe es nur zu gut, und ich bedaure die Franzosen; mit Witz kann man bey ihnen alles wagen, alles sagen, alles thun.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

„Von Preußen, sagt der Reisende, Seite 214, Brief 35., „weiß ich fast eben so „viel als der Herzog“ (von Braunschweig).

Wenn man auf diese lächerliche Prahlerey antworten wollte, so müßte man mit den Göttern bey dem Homer unaufhörlich fort lachen. Der vollkommenste Beweiß für die gründlichen Kenntnisse des Herrn von Mirabeau liegt in den unzählbaren Irrthümern des geheimen Briefwechsels.

Auf der folgenden Seite beschuldiget er den Fürsten von Dessau, daß „sein Geschmack „für Geistersehen und Mystik so groß „ist, daß bey Lavaters Reise nach Bremen er diesen auf das dringendste „bat, zu ihm zu kommen, damit er „ihn anbeten könne.“ Weil der Reisende glaubte, daß er dem theuern Minister, „für dessen herzlichen Händedruck er alle „Thronen der Erde hingeben wollte“ solche Mährchen ungestraft aufheften könnte, so

könnte

könnte er ihm ja eben so gut und ohne mehr Gefahr, die wackern Geschichtchen vom Blaubarte und Gernegroß erzählen; sie sind eben so wenig glaublich, als die von Lavater und dem Fürsten von Dessau.

Auf den Seiten 216 und 217 führt er den Herzog von Braunschweig redend ein, indem er zu dem Herrn von Mirabeau folgende Worte spricht:

„Wenn ich sehe, daß alle Hoffnungen zu einer festen Regierung verschwunden, und also der letzte Tag des Hauses Brandenburg gekommen ist, so werde ich nicht der letzte seyn, welcher fort geht. Ich habe von dem Könige von Preußen nie einen Heller empfangen, bin fest entschlossen, nie etwas zu nehmen, und werde bleiben. Sein Dienst kömmt mir, wie Sie gesehen haben, hoch zu stehen. Ich bin unabhängig, wollte aber gern dem Andenken des großen Mannes einen Tribut zollen, bin bereit, sein Werk mit meinem Blute zu begründen, werde mich aber auch der Zerstörung desselben nicht durch meine Gegenwart theilhaftig machen. Man ist nichts zu thun schuldig, als was man thun kann. Ich besorge die

„Ange-

„Angelegenheiten meines Landes und
„meiner Kinder so gut ich kann, und
„bey meinem Tode werden sie in der
„größten Ordnung seyn. Ich unter-
„halte meine Familienverbindungen,
„und wir werden also bey der Verbrü-
„derung der beyden braunschweigischen
„Häuser wahrscheinlich die letzten seyn,
„welche der Umsturz des deutschen
„Reichssystems trift. An dem Schick-
„sale der preußischen Monarchie aber
„werde ich nur so lange Theil nehmen,
„als sie mit Weisheit und Würde re-
„giert wird, u. s. w."

Daß der Herzog von Braunschweig, dessen edlen Stolz und erhabene Seele ich kenne, in einer vertrauten Unterredung und nach vorausgesetzten Begebenheiten, eine solche Rede, wie die angeführte, nach dem Wahn des Herrn von Mirabeau, geführt habe, ist möglich und wahrscheinlich; allein daß er sie mit so viel Bitterkeit, wie darinne sichtbar ist, gehalten, daß er von Wilhelm schlecht gedacht, und die Hoffnung zu einer festen Regierung der preußischen Monarchie als ungewiß betrachtet, und den letzten Tag des Hauses Brandenburg als nahe bevorstehend angesehen habe; das ist unmöglich; das leugne ich. Wenn der Reisende, einen solchen Mann, wie der Herzog von Braunschweig ist, so

redend

redend einführte, so glaubte er, daß er den ungünstigen Ideen, die er gegen Wilhelm und Preußen ausstreuen wollte, Gewicht geben würde. Einige Zeit hat er den Beyfall der Leichtgläubigen genossen, deren Agent er war; allein seiner Prophezeihungen und treulosen Zumuthungen ungeachtet, „ist die Vernichtung der Preußi„schen Macht nicht beschlossen.

§. 2.

Auf Seite 218 ist die Rede wieder vom Kaiser. Es wird daselbst gesagt: „daß seine Un„stetigkeit viele Unordnung in seine „Entwürfe bringen und ihre Ausfüh„rung vernichten muß; daß ihm sein „persönliches Betragen sehr im Wege „steht; daß Erzherzog Franz nichts zu „seyn scheint; daß unter den Einfluß„habenden Männern keiner fürchter„lich ist, vorzüglich bey dem Militär.“

Ich begnüge mich, die Ausdrücke des Reisenden getreulich abzuschreiben, ohne mir eine Bemerkung zu erlauben. Ich trage eine Uniform, welche mich in den Verdacht einer Partheylichkeit bringen würde.

Weiter unten beschuldiget er den Minister, Grafen von Finkenstein, daß er „ganz auf „unserer (französischer) Seite“ wäre; her-

nach hoft er, daß der Graf von Herzberg „einige „entscheidende Schritte wagen wird.“ Endlich redet er vom Herzog von York, der zu Braunschweig angekommen war, und sagt: „Ich „finde an ihm den ganzen Anstand ei„nes deutschen Prinzen, verbrämt mit „Englischer Unverschämtheit, aber ohne „die freye Herzlichkeit dieser Nation.“

Also giebt es kein Alter, keine Würde, keinen Rang, kein Geschlecht, welches diesem grausamen Cerberus entfliehen könne; also muß er seinen giftigen Schaum auf alles, was er sieht, ausspeyen. Da er nimanden geschont hat, so ist es wahrscheinlich, daß meine Stunde, gleich nach der Ausgabe dieses Buchs, kommen wird. Ich erwarte sie.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

An dem sechs und dreißigsten Briefe hängt eine wörtliche Abschrift von einer Brochüre, die im Jahr 1786 zu Wien öffentlich verkauft wurde; sie bezieht sich auf die allgemein bekannte Sache des Obristen Szekely. Ich schreibe nur den letzten Paragraphen daraus ab, so wie man ihn beym französischen Reisenden findet: „Ja, gewiß, es „war sehr niederträchtig vom Hof„kriegsrath, den kriegsrechtlichen Ur„theilsspruch gegen Szekely auf acht „Jahre Gefangenschaft auszudehnen. „Joseph verminderte sie bis auf vier „Jahre. Oh des gekrönten Peini„gers! sind das deine Begnadigungen? „Die einem angesehnen unterm Dienst „grau gewordenen Greiße bewilligte „Gnade und das dreytägige zweystun„denlange Stehen auf der Schand„bühne ist eben so viel, als: weil du „sehr schwache Füße hast und folglich „die Leiter sehr schwer hinansteigen „kannst, so will ich dich anstatt zu „henken, von unten auf rädern! Wür„dest du die Schande eines solchen Ein„grifs

„grifs überlebt haben, wenn dein „Volk selbst nicht deine Wuth gebilli„get hätte? Die niederträchtige Neu„gierde des Wiener Publikums, mit „welcher sie an der Vollziehung der „Strafe an dem unglücklichen Szekely „ihre Augen weideten, beweißt die „wilden Sitten deines Volks. Aber „sie zittern, die deinem Scepter un„terworfenen Sklaven! Ein neuer „Nero verspricht neue Verbrechen, neue „Schrecken.“

Ich werde von dieser tragischen Scene, deren Andenken noch meine ganze Seele empört, nichts sagen. Joseph war bey kaltem Blute, als er das Urtheil des Hofkriegsraths über den unglücklichen Szekely genehmigte. Ich befand mich zu Laxemburg, als die unglückliche Gemahlin dieses traurigen Schlachtopfers des Despotismus, von den vornehmsten Herren, und von den ersten Damen des Landes umringt, unterstützt und geleitet kam, ihrem obersten Richter zu Füßen fiel, ihre Seufzer gegen ihn erhob, ihre Aerme nach ihm ausstreckte, und seine Barmherzigkeit anflehte. „Es „geht nicht.“ Dies war die Antwort Josephs. Ich habe sie gehört, ich höre sie noch jetzt; sie fällt nochmahls auf mein Herz.

Einen Greis, unter der Last seiner Jahre gebeugt, Obristlieutenant bey der ungarischen Noble

Garde

Garde, der ein eben so einsichtsvoller als tapfrer Soldat war, und dem österreichischen Hause mit eben so viel Eifer als Würde gedient hatte, dessen Körper mit Narben der Ehre bedeckt war, und dessen Söhne bey der Armee dienten; diesen ehrwürdigen Greiß habe ich auf der Schandbühne ausgestellt gesehen. Ich habe diesen guten Bürger, dessen ganzes Leben nur guten Thaten, zur Unterstützung der Unglücklichen, geweihet war, mit Vorwurf und Schande überhäuft, von Henkersknechten und von dem weggeworfensten Pöbel beschimpft und entehrt gesehen! Was hatte er gethan? Er hatte seine Casse einem Schurken, der sie bestohlen hat, unbedachtsam anvertraut, und vermittelst seiner Freunde das Deficit gröstentheils wieder erstattet. Daher verurtheilten ihn die Richter. Dieses für jedes empfindsame Wesen schreckliche, für die Ungarn schimpfliche und für den Soldatenstand so erniedrigende Schauspiel wird meinen Gedanken stets gegenwärtig seyn; es liegt mir stets vor Augen, verfolgt mich, quält mich ohne Aufhören. Meine Schriften haben meinen Charakter und meine Grundsätze gezeigt. Was soll man sagen, wenn der offenbar erklärte Feind des Despotismus und Uebelthaten der Großen und der Gerichtshöfe, wenn der Freund der Freyheit wenn der Mensch, der die ganze Würde seines Daseyns fühlt, einen Richterspruch, von welchem die Schande auf die ganze Nation zurückfällt, nicht verabscheuen kann. Ich wünschte, ich könnte ihn aus

meinem Gedächtniß verbannen. Ha! so werde er wenigstens aus den Jahrbüchern vertilgt; so verzehre ihn die gegenwärtige Zeit, damit nicht die Zukunft von ihm rede, damit er diesen furchtbaren Nachkommen, welche die Henker harter Großen sind, unbekannt bleibe!

Ihr, meine Zeitgenossen! meine Freunde! meine Brüder! schaudert zurück, ihr, die ihr Länder bewohnet, wo die Großen heilige Gesetze, Menschlichkeit, heiliger und ehrwürdiger noch als jene, unter die Füße treten! Wenn ihr die Fesseln, die euch halten, nicht zerbrechen könnt, so weihet eure letzte Thräne den hülflosen Unglücklichen jener zu Boden gedrückten verachteten Völker, und suchet, wäre es auch in schrecklichen Wüsteneyen, einen Zufluchtsort, wo ihr nur wilde Tiger zu bekämpfen habt. Das ist noch ein Trost, wenn man das Vermögen hat, sich wider den Feind zu vertheidigen, unter dessen Gewalt zu erliegen es möglich ist.

Wer hat wohl mehr als ich von den Stößen dieser schrecklichen unumschränkten Gewalt gelitten? Wer kann mehr als ich das Recht haben, wider ihre verhaßten Misbräuche zu schreyen? Als ein ehrfurchtsvoller und getreuer Freund guter Beherrscher, der Könige, welche die Väter ihres Volks seyn wollen, bin ich der unversöhnlichste Verfolger des Despotismus, und so groß auch seine Wuth seyn kann, so werde ich doch jederzeit seine Rache

verspotten. Meine Standhaftigkeit wird stets bleiben, wie man sie in dem Todtenkerker gesehen hat, in welchem man zehn ganzer Jahre meine Existenz hat schmachten lassen; aus welchem ich niemals würde entflohen seyn, wenn die Gesetze über mein Schicksal entschieden hätten. Gelehrte Europa's, ihr von Despoten besoldeten Schriftsteller, übet, ich erlaube es euch, übet an mir eure Talente und eure Feder; saget der ganzen Welt, daß ich ein aufrührischer Mann bin. Wenn der Muth, der die Vertheidigung der Rechte der Menschheit auf sich zu nehmen geneigt ist, den Nahmen des Aufruhrs verdient; so will ich euch keiner Lüge strafen; ich werde stets zu den Nationen sagen: „Rettet euch aus der Sklaverey.“ Das Alter fängt an mich zu drücken; aber mein altes Blut ist noch in Wallung; ich kann es noch dem Dienst meiner Brüder weihen. Wann ich meine Kräfte alle werde verloren haben; so werde ich in meiner Seele und in meinem Munde noch so viel sammlen, daß ich meinen Kindern zurufen kann: „Fliehet die Tyranney; fliehet sie, folgt meinem Beyspiel.“ Gerechter und gütiger Gott, du kennest mein Herz und meine Gesinnungen. Du weißt, wie sehr ich den Fürsten, der hier auf der Erde dein Ebenbild hätte seyn wollen, geliebt, angebetet, vergöttert haben würde!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

(Hier fängt sich der zweyte Theil der geheimen Geschichte an.)

Der sieben und dreißigste Brief erzählt eine sehr wichtige Unterredung zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Verfasser über die holländischen Händel. Was ich über diesen Gegenstand zu sagen habe, steht hier nicht am rechten Orte; ich werde es weiter unten erwähnen. Nur dies will ich bemerken, daß alle Betrachtungen des Reisenden einen doppelten Grund haben; erstlich eine falsche Einbildung von der Schwachheit des Königs, dann einen offenbaren Unwillen auf alles was Herzbergen angeht. Der Erfolg hat eine siegreiche Antwort auf alle diese läppischen Lügen gegeben; er hat bewiesen, daß Wilhelm nicht einer von diesen beschränkten Köpfen ist (Seite 3.), welche sich nach keinem einsichtsvollen, hervorstechenden Manne sehnen; daß sein Kopf nicht so schwach, und sein Charakter nicht so schwankend ist, daß ein großer viel umfassender Geist über ihn einige Gewalt erlangen könne. Dieser Mann, den man für so schwach ausgegeben, hat doch bis jezt noch

noch die viel umfassenden Geister, durch welche man ihn wollte regieren lassen, zu entbehren gewußt, und ich frage, welche Schwachheit man ihm vorrücken könne?

§. 2.

Wenn man den Reisenden anhört, so ist das Königreich Preussen, „ein schlecht gelegner „(Seite 5.), übel eingerichteter, schlecht „beherrschter Staat, dessen wahre „Stärke allein in der vortheilhaften „Meynung anderer besteht, weil seine „militärische Verfassung und seine „Hülfsmittel schlecht und erbettelt „sind."

Diese an Wahnwitz gränzende Behauptung beweißt, wie weit man die Verwegenheit treiben kann, wenn man von der Unwissenheit des Ministers, dessen Spion man ist, überzeugt ist. Man kann das, was ich oben von der Verfassung Preussens gesagt habe, mit diesem hier vergleichen.

§. 3.

Man findet Seite 9 folgende wahrhaftig merkwürdige, an den Herzog von Braunschweig gerichteten Worte: „Gnädigster Herr! man darf „es Ihnen nicht erst sagen, daß das,

„was Ludwig XIV, Türenne, Conde',
„Luxemburg, Luvois, und 200000 Fran„zosen nicht in Holland ausrichten
„konnten, Preussen, vom Kaiser beob„achtet, in dem nämlichen Lande, wenn
„es von Frankreich unterstützt wird,
„nicht ausführen kann."

Gleichwohl hat Preussen mit 17000 Mann gethan und ausgeführt, was so viel Helden mit furchtbaren Armeen nicht hatten ausrichten können. Was muß man also von Friedrich Wilhelm denken? Wenn die politischen Kenntnisse des Reisenden nicht so eingeschränkt wären, wie sie wirklich sind, so hätte er das Verfahren des Berliner Kabinets mit dem Verhalten des Kabinets zu Versailles vergleichen, die Lage der Sachen und des Interesses von Europa untersuchen, und überlegen können, wohin selbst die Holländer die Uneinigkeit führen konnte; dann hätte er gewiß nicht eine Beobachtung gemacht, die desto unschicklicher ist, weil sie durch den Erfolg der Begebenheit einen sehr kleinen Begriff von der Macht und der Regierung seines Vaterlandes giebt. Zwar zweifelt der Herausgeber, indem er in einer kleinen Note bemerkt, daß der Reisende schlecht geweissaget hat, ob er vielleicht Schuld daran sey. Allein was hilft diese leere Ausflucht? Um den Ausgang der holländischen Zwistigkeiten vorher zu beurtheilen, mußte man Augen zu sehen, Aufrichtigkeit zu entscheiden haben. Aber hier fand vielleicht weder dieses noch jenes statt.

§. 4.

Ich glaube nicht, daß es dem Reisenden sein Ernst war, wenn er sich schmeichelte, Seite 11, der Herr von Wöllner werde den französischen Verbindungen beytreten. Wenn dieser Minister solchen Entwürfen Gehör gäbe, so müßte er erst seinen Patriotismus und seine Rechtschaffenheit vergessen: und dazu halte ich ihn für unfähig.

Noch am Schlusse diese Briefs liest man wieder, daß er sich bey dem König oder bey dem Herzog in Kredit zu bringen wünscht: „Wenn Sie „ein Mittel dazu finden, sagt er, so „wird es sehr gut seyn.“ Sein lieber Minister hat nicht so gedacht wie er. Wahrscheinlicher Weise hat er endlich, um sich für seinen Verdruß schadlos zu halten, deswegen nur seinen Kredit bey dem Volke gesucht, weil er ihn so vielmal, und allemal vergeblich bey den Großen gesucht hatte. Endlich ist es ihm gelungen; doch Wehe der Zukunft! Latet anguis in herba.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der Reisende — der glaubwürdigste Mann, den man anführen kann — räsonnirt in seinem acht und dreyßigsten Briefe über die Kriegskunst der Preußen, und über die Manövres des Königs, die er eben so lächerlich findet, als seine Person. Nach diesem redet er vom deutschen Staatskörper auf eine stets so unschickliche und oft so dunkele Art, daß es überflüßig ist, ihn zu widerlegen. Uebrigens habe ich schon gesagt, was das römische Reich war, und was es heut zu Tage ist; darüber verlange ich von meinen Lesern, und bitte das Kabinet zu Versailles, über diesen Gegenstand, der für das französische Interesse so wichtig geworden ist, nachzudenken.

§. 2.

Ich werde einen Augenblick dabey, was der Verfasser von den Danzigern und ihrer Stadt sagt, stehen bleiben. Hier lese man, was ich davon ganz zuverlässig weiß.

Seitdem Friedrich den Handel zu Danzig durch die Auflagen auf die Schiffahrt auf der Weichsel ein-

einschränkte, hat Preußen fast uneingeschränkte Gewalt darüber. Die kleine Stadt Elbingen, die vier Meilen von Danzig liegt, ist plötzlich empor gekommen, indem sie einen Theil des Handels der Stadt, deren Nebenbuhlerin sie nun geworden ist, an sich gezogen, und dadurch seit sechs Jahren sich außerordentlich bereichert hat. Jetzt ist es ein sehr blühender Ort. Hingegen haben Thoren und Danzig gewaltig verloren. Königsberg hat auch einen großen Vortheil aus dieser Veränderung gezogen. Die Handelsleute zu Elbingen kaufen alle Produkte Pohlens auf; sie bezahlen sie, wie man sie zu Danzig bezahlt, und sie benutzen auf diese Art alle die wohlthätigen Quellen, aus denen Danzig ehemals seine Reichthümer schöpfte. Ich war zu Berlin, als die Abgeordneten der Stadt Danzig ankamen, und den König baten, sie in seinen Schutz zu nehmen, und seinem Reiche einzuverleiben. Bey dieser Gelegenheit sagte mir der Minister insbesondere:

„Dieses Anerbieten kann uns nicht zuträglich „seyn. Wenn uns Danzig zufiele, so müßten die „Danziger in die Rechte aller unserer Bürger ge„setzt werden. Die Kaufleute zu Elbingen und „Königsberg würden dabey zu viel verlieren. Da „sie sich des Danziger Handels bemächtiget, und „mehr als zwey hundert Magazine erbauet haben, „so würden sie dadurch zu Grunde gehen. Das „wäre nicht gerecht. Es ist daher besser, die Dan„ziger so zu lassen, wie sie sind, sie mit einer

„Gleich-

„Gleichgültigkeit zu behandeln, die sie durch ihre „alte Hartnäckigkeit nur zu sehr verdient haben, „und alle diese Gnadenbezeigungen für die getreuen „Diener des Staats zurück zu behalten.“

Wenn man also vorgiebt, daß Preußen sich habe der Stadt Danzig bemächtigen wollen, so heißt das falsch räsonniren. Diese Stadt ist von Preußen ganz abhängig, ohne daß sie dazu gehört; und wenn es zu Kriegszeiten, oder auch, um sich einem andern Schutze zu widersetzen, nöthig seyn sollte, eine Besatzung hinein zu legen, so könnte das so leicht geschehen, daß keine Macht es wirklich zu verhindern im Stande wäre. Danzig wird durch seine vortheilhafte Lage für Preußen allezeit ein guter Waffenplatz bleiben, wo man vermöge der Gewalt über das baltische Meer einen großen Einfluß auf die Seemächte, die sichere Häfen suchen, wird bekommen können.

Dies ist der Plan, den sich Friedrich von Danzig weislich entworfen hat. Nun kann man sagen, wie grob der Fehler unsers Politikers ist, wenn er schon den Kaiser und Rußland in Bewegung setzt, um einem Entwurf entgegen zu arbeiten, mit dem sich Wilhelm jetzt nicht einmal beschäftiget, und den er, der ihm vorgeworfenen Schwachheit ungeachtet, durchsetzen wird, wenn der Augenblick da seyn wird.

Dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Ich bitte meine Leser, ihre ganze Anfmerksamkeit auf dieses Kapitel zu wenden; es soll einen der schmähsüchtigsten Briefe des geheimen Briefwechsels beantworten. Ich habe schon erwähnt, daß ich auf die abscheulichsten Beschimpfungen, die der Reisende ohne Aufhören dem Prinzen Heinrich zufügt, nicht mehr antworten werde. Ich halte mein Wort: übrigens glaube ich, das, was ich davon gesagt habe, wird hinreichend seyn, ihn wegen der groben Beleidigungen eines Verräthers zu rächen.

§. 2.

Ich habe versprochen, das Gemählde vom Herrn von Bischofswerder zu liefern, welcher, wenn man dem Briefschreiber glaubt, ein finsterer Schwärmer und voller Erscheinungen ist. Ich kenne diesen Mann von Person, und dieses wird gewiß keine Ursache seyn, partheyisch zu seinem Vortheil zu schreiben.

Bischofs-

Bischofswerder genießt das ganze Zutrauen seines Herrn, und er verdient es. Sein Herz ist bieder und empfindsam, seine Seele großmüthig und wohlthuend, sein Charakter thätig und vorsichtig. Er geizt weder nach Titeln noch großen Ehrenstellen. Sein Vermögen ist mittelmäßig und seine Oekonomie sehr groß. Seine Gemahlin, eine von den verehrungswürdigsten Frauen, die ich kenne, vertritt zu Elsterwerde bey der Herzogin von Curland, der Gemahlin eines Oheims des Churfürsten zu Sachsen, die Stelle der Oberhofmeisterin. Wenn sie am Hofe zu Berlin war, so leuchtete ihr persönliches Verdienst sehr hervor. Er hat zwey Töchter, die bey der Königin als Hofdamen sind; sie haben sich durch ihre edle Aufführung die Theilnehmung erworben, welche ihnen bald den Weg zum Glücke bahnen wird. Bischofswerder, ob er gleich der Günstling des Königs ist, ist wahrhaftig nicht so reich, daß er seinen Töchtern die Equipage anschaffen könnte, in welcher man bey Hofe gewöhnlich glänzt. Er ist Tag und Nacht mit der Erfüllung seiner Pflichten beschäftiget, und er erwartet noch für alle seinen Eifer, den er ohne Prahlerey zeigt, die Belohnungen eines Fürsten, der die Lage seiner häuslichen Umstände kennt, und der ihn täglich seinen väterlichen Stolz der Ehre einer unbegränzten Uneigennützigkeit aufopfern sieht.

Bischofswerder ist ein geborner Sachse; sein Glück zu Berlin hat ihm also viele Feinde und Nei-

der

der erweckt. Man beschuldiget ihn, daß er zu der Sekte der Illuminaten gehöre, und daß er den König mit Erscheinungen unterhalte. Das ist grundfalsch. Er war der Freund, der Anhänger des berühmten Steiners, des großen Schwärmers zu Leipzig, der sich erschoß, als er sahe, daß er nun unvermögend geworden sey, neue Narren zu machen. Diese traurige Begebenheit hat auf seinen Verstand, den der Irrthum vorher verblendete, kräftig gewirkt, und seine Erfahrung hat ihn nun gegen alle Sectirer und Illuminaten von allen Arten auf immer klug gemacht.

Er hat zu den Veränderungen, die bey dem Kriegswesen gemacht worden sind, sehr viel beygetragen. Durch seine Vermittelung haben die Subalternen-Officiere eine Vermehrung ihrer Gage von drey Thaler monatlich erhalten. Durch seine Anschläge hat man die Revenüen jedes Kapitains bey der Armee auf gleichen Fuß gesetzt, wodurch jene alte im Grunde sehr gefährliche Ursache zum Neid und Mißgunst gehoben wurde. Durch seine Sorgfalt wird der Soldat besser und bequemer gekleidet, und der Kapitain kann sich nicht mehr dadurch bereichern; er ist's endlich, der die neue Verordnung für die Werbungen im römischen Reiche angegeben, und dadurch die Ehre und den Ruhm der preußischen Armee wieder hergestellt hat, bey welcher Intrigue, Verrätherey, Treulosigkeit ehemals der Unordnung, die aus gezwungenen Werbungen

bungen nothwendig erfolgen muß, die Hand boten.

Je mehr man seine Aufführung untersucht, je mehr sieht man darinne seine Liebe zum Guten hervorleuchten. Als ein Beschützer der Unglücklichen hat er jederzeit Beruf gefühlt, den König zu großen und edelmüthigen Handlungen zu bewegen, die ein Vergnügen für sein Herz sind. Durch seine Fürsprache habe ich die Befreyung des Barons von Schomberg, welcher siebzehn Jahr im Gefängnisse zu Spandau schmachtete, erhalten. Er brachte es auch endlich noch so weit, daß ich Gnade und die Entlassung des unglücklichen Gerold von Köpnick, dieses einzigen und verlornen Sohnes erhielt, und so glücklich war, ihn in die Arme seiner alten Eltern zurückzuführen. Ich könnte noch viele andere Beweise für seine edle Seele, für seine uneigennützige Denkungsart und für seine einzige Begierde, nützlich zu seyn, anführen, und zeigen, daß er von der Gunst, die er bey dem König genießt, keinen andern Gebrauch macht, als denen, die sich nicht geradezu an ihn wenden können, damit zu dienen. Man füge noch zu dieser natürlichen Neigung, allen Menschen nützlich zu seyn, die Unachtsamkeit für alles, was ihn und seine Familie angeht, hinzu, und man wird zugeben, daß der Herr von Bischofswerder einen wohlthätigen Charakter besitzt, den man bey vielen Menschen nur selten und bey den Günstlingen der Fürsten fast gar nicht antrift. Au-

ßerdem

ßerdem muß man noch bemerken, daß er niemanden, nicht einmal denen, welchen er aus gewissenhaften Ursachen nicht dienen kann, übel oder unhöflich begegnet.

Der Herr von Bischofswerder ist kein weitumfassendes Genie, kein gelehrter Mann; er ist ein gerechter, einsichtsvoller, redlicher Mann; er ist ein guter Officier, eben so aufrichtig für den Staat gesinnt, als sein Herr. Er besitzt keinen Hochmuth, keine Affectation, keine Pedanterie, keine Eitelkeit auf seinen Kredit. Sein Stolz demüthiget diejenigen nie, die sein Ansehen bedürfen. Nur in so ferne als er nützlich seyn will, und gewiß kann, verspricht er es zu seyn.

Seine Beschäftigungen sind sehr groß. Er bringt den ganzen Tag beym Könige zu, und wendet die halbe Nacht darauf, die Kommissionen zu expediren, und auf Briefe und Suppliquen, deren Untersuchung ihm obliegt, zu antworten. Diese Arbeiten erlauben ihm oft nicht, seine Geschäfte und seinen eignen Briefwechsel zu betreiben, so daß oft seine besten Freunde viele Wochen auf seine Antworten warten müssen. Darf man sich daher wohl wundern, daß die Antworten des Königs, die so zahlreich sind, einige Tage verzögert werden? Diß, wird man sagen, kam niemals bey dem verstorbenen Könige vor. Nein; allein diejenigen, die dies Geschäft auf sich hatten, besorgten auch keine andern Arbeiten.

Bischofswerder kann also keinen Neid, keine Eifersucht erregen. Er mischt sich nie in Staatsgeschäfte; er verabscheuet die Kabalen und Intriguen des Hofes. Fest in seinen Grundsätzen von Rechtschaffenheit, geht er seinen Weg gerade fort; seine Redlichkeit erwirbt ihm beym Könige Achtung; und wenn er dafür von ihm belohnt wird, so hat er es gewiß verdient.

Ich habe dieses Gemählde nicht deswegen gezeichnet, um auf den Altar eines angebeteten Günstlings Weihrauch zu streuen, noch durch verschwendete Schmeicheleyen seine Erkenntlichkeit zu erbetteln. Stolz ist nicht die schwache Seite des Herrn von Bischofswerder; Eigennutz nicht die meinige. Ich vertheidige die Wahrheit und die Tugend überall, wo ich sehe, daß man sie angreift. Wenn ich dem rechtschafnen Manne, von dem ich rede, Verbindlichkeiten schuldig bin, so weiß ich auch, daß er mir es schlechten Dank wissen würde, wenn ich meine natürliche Freymüthigkeit unterdrückte, und das Gute, das ich von ihm sagen muß, übertriebe.

Ich wünschte, daß alle die, welche den Thron Friedrich Wilhelms umgeben, eben so, wie Bischofswerder, von solchen reinen Absichten beseelt werden, und alle Menschen ihn so wie ich kennen, und ihm die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen möchten; dann würden alle geheime Briefwechsel seinen guten Namen nicht verunglimpfen können, sondern

das

das Gift würde den Giftmischern selbst schädlich seyn müssen.

§. 3.

Ich will hier einen gar zierlichen Paragraph ausschreiben, um mich deswegen zu rechtfertigen, daß ich schon oben einige angeführte Stellen des Reisenden strafbar genannt habe. Man wird selbst darüber urtheilen können. Hier lese man, wie sich der verabscheuungswürdige Spion Seite 23 ausdrückt, wenn er von dem Besten unter allen Souverains redet.

„Er ist mit dem König Klotz in der „Fabel zu vergleichen. Kein Genie, „keine Kraft, keine Stetigkeit, keine „Arbeitsamkeit, den Geschmack der epi„kurischen Säue, und vom Helden bloß „den Stolz, wenn es nicht eingeschränk„te bürgerliche Eitelkeit ist. So waren „bisher die Symptome beschaffen. Und „unter welchen Umständen? In wel„chem Alter? Auf welchem Posten? Ich „muß meine ganze Vernunft zusam„men nehmen, um zweifeln zu können; „und ich müßte sie vergessen, wenn ich „hoffen wollte. Sehr zu fürchten ist, „daß die allgemeine Verachtung, der „er sich nur zu bald aussetzen wird, „ihn nicht in Harnisch bringt, und ihm

„die Art Güte raubt, welche er an „den Tag legt. Schreckliche Schwäche „ists, wenn mit dem allerbrennendsten „Durste nach unausgewählten, ge„schmacklosen Vergnügungen, sich noch „auf einem Posten, wo nichts Geheim„niß seyn darf, der Hang zum Geheim„nißvollen verbindet.“

Ist das ein Gemählde vom Sardanapal, das man hier gelesen hat? oder eines von . . . Ich mäßige meinen Unwillen, er könnte mich zu weit führen. Und der Mann, der ein Buch, in welchem man einen der mächtigsten Potentaten Europa's schrecklich beschimpft, nur bittweise abgeläugnet hat, lebt ruhig neben seiner Frevelthat! Eine mehr als zweydeutige Abläugnung entreißt ihn der Strafe, die er verdient hat! Was sage ich? Er sitzt unter den ersten Gliedern der französischen Nation, und genießt die größte Auszeichnung, die vorzüglichste Ehre, nach der jeder gute Bürger begierig streben würde! Und mit welchem Rechte? gütiger Gott! — — Stille! Fremdling, sagt mir meine Vernunft. Ich folge, und schränke mich nur darauf ein, hier das wahre Gemählde dieses eben so kühnlich als gröblich beleidigten Fürsten zu entwerfen.

Auf jeder Seite dieses Theils, wo ich nur gelesen habe, wird Friedrich Wilhelm der schändlichsten

Schwäche

Schwäche beschuldiget. Ich habe schon an zwey verschiedenen Stellen einige Züge des Beherrschers, der der Ehrfurcht jedes gerechten Mannes würdig ist, flüchtig entworfen. Wenn das Gemählde, das ich aufstellen werde, den Beyfall der Philosophen erhält; wenn sich bey allen Gelegenheiten Wilhelm so, wie ich ihn schildern werde, gezeigt hat; wenn mir Niemand den Vorwurf der Partheylichkeit, Verstellung oder Schmeicheley machen kann, so darf ich hoffen, daß alle Nationen den ehrvergessenen Autor des geheimen Briefwechsels mit der ihm gebührenden Schande und Verachtung überhäufen werden; daß sein Name ein ewiges Schimpfwort für alle große Verläumder werden und bleiben, und daß er früh oder spät seine Strafe, die er nur zu gut verdient, bekommen wird.

Raro antecedentem scelestum
Deseruit pede poena claudo.

Hier lese man den allgemeinen Grund, auf welchen der Reisende seine kühnen Urtheile von Friedrich Wilhelm bauet.

„Der König von Preußen liebt das „schöne Geschlecht, und vernachlässiget „wegen seines Privatvergnügens die „Staatsgeschäfte. Die preußische Mo„narchie muß ihre Triebfedern, ihre „Stärke, ihre Organisation verlieren, „weil Wilhelm nicht nach der Weise „Friedrichs regiert.“

Diese Grundsätze muß man in ihr wahres Licht stellen. Ich theile sie in zwey Fragen. Erstens: Ist es wahr, daß der König von Preussen das andere Geschlecht liebt? Niemand zweifelt daran. Zweytens: Ist dies bey einem Könige ein Verbrechen? Ist es ein Laster, eine Schwachheit, wenn ein Mann liebt? Ich könnte mit einem einzigen Worte auf diese Frage antworten; allein ich will sie ein wenig untersuchen, bevor ich sie auflöse.

Wir wollen einen Blick auf die bürgerliche Gesellschaft werfen, wie sie heut zu Tage ist; wir wollen in die alte und neuere Geschichte gehen, und wir werden sehen, daß die Feinde des weiblichen Geschlechts die Geiseln der Gesellschaft, die Tyrannen der Völker, die Schande der Menschheit gewesen sind.

Jeder Mensch, der in sich diese Leidenschaft, die man Liebe nennt, nicht empfindet, diese Neigung der Seele, welche für unsere Existenz das größte, das einzige Vergnügen ist, die uns sanft, empfindsam, gut, und mitleidig macht, findet stets in seiner Seele eine schreckliche Leere. Unfähig, das Bedürfniß zu fühlen, sein Glück in seinem Nebenmenschen zu suchen, und zu seinem Wohl alles beyzutragen, kann er sich nur mit sich selbst beschäftigen; er muß hart, menschenfeindlich, unbiegsam, unbarmherzig werden. Wenn er geboren ist, ein Reich zu beherrschen, so mißbraucht er die Rechte

seines Ranges, und verschafft sich Belustigungen, die ihm behagen. Er überläßt sich so gleich dem Hange nach einer mörderischen Jagd; er gewöhnt sich an das Blutvergießen; bald darauf entzünden Stolz, eitler Ruhm, Durst nach Gold und Eroberungen seine Begierden; er schleppt seine Völker auf die Schlachtbank, und das Land, das er glücklich zu machen bestimmt war, seufzt unter der Last seines tyrannischen Charakters.

Der König von Preussen liebt, aber nicht wie gewisse Potentaten, die, um ihre thierische Wollust zu befriedigen, sich der Töchter ihrer Unterthanen bedienen, so wie ein Sultan seine Sklavinnen gebraucht. Die thierische Liebe ist keine Liebe, sondern eine oft wilde und allezeit schändliche maschinenmäßige Bewegung der Sinne. Wilhelm ist bey der Liebe einer zärtlichen Zuneigung fähig; er weiß seine Mätresse zu schätzen. Wenn die Liebe ein Blendwerk ist, so ist es das süsseste, das verantwortlichste unter allen, mit welchem der Mensch umgeben ist; es liegt in unserer Natur, in unserer Seele, und genießt alle die Freuden selbst, die es giebt. Wilhelm findet Geschmack an ihren Täuschungen, und an ihrem Zauber. Wenn dieses beweist, daß er zärtlich und leidenschaftlich ist, so beweist es auch, daß er gut und sanftmüthig ist. Daher wird er keinem braven Manne seine Gattin, sein einziges Glück, rauben; er wird keine Bathseba, wie der Mörder David, entführen; und keine

Stadt einer Kleopatra, wie Antonius that, aufopfern. Als ein Despot, der Freiheit mehr, als Wollust liebt, wird er in die Gefängnisse seines Serails nicht alle Schönheiten seiner Staaten einsperren. Durch den persönlichen Antheil, den er für sich einflößen kann, sucht er mit Gefühl und Geschmack das Herz des Weibes, das er liebt, zu rühren; er vergißt seinen Rang und seine Gewalt, und gefällt nur durch sich selbst. Jedermann weiß, daß ihm die Fräulein von Voß länger als ein Jahr widerstanden hat. Sollte man wohl viel Souverains finden, die ihren Stolz so zu vergessen fähig wären, daß sie den Widerstand nur mit Hoffnung, Tugend und Liebe bekämpfen würden? Da er endlich durch seinen Eifer und Standhaftigkeit glücklich geworden war, so verachtete er nicht den Gegenstand, nach welchem er so lange geseufzet hatte; der Genuß erkältete seine Seele nicht, sondern er blieb der Geliebte seiner Mätresse, ohne ihr Sklave zu seyn. Er hat sie ohne Zweifel zu frühzeitig verloren, und über ihrer Asche geweint. Jeder Bürger, der die Schwächen des Menschen einzusehen fähig ist, und welcher weiß, daß derjenige, den der Himmel zur Sorge und Quaal eines Throns verurtheilt hat, Trost und Erholung bedarf, wird und muß wünschen, daß Wilhelm, wenn er eine andere Wahl treffen sollte, wieder eine Fräulein von Voß, einen Gegenstand, der seines Herzens würdig wäre, finden möchte.

Der Geschmack Wilhelms fürs weibliche Geschlecht, und sein Hang nach Liebe ist also erwiesen? Ja; allein dieser Fürst wird jederzeit nur das lieben, was würdig ist, geliebt zu werden, und seine Neigung zur Wollust wird der Liebe, die er seinen Unterthanen schuldig ist und erzeigt, keinen Abbruch thun. Kann man ihm vorwerfen, daß er ganze Provinzen zu Grunde gerichtet habe, um den Eigensinn einer Mätresse zu befriedigen? Nein, und ich wage es und verbürge mich für die zukünftige Zeit eben so gut, wie für die gegenwärtige und vergangene. Wenn ich meine Blicke auf Frankreich, auf Spanien, auf England werfe, wie viel Souverains sehe ich da, die sich zu dem Laster, entweder durch schwärmerische Pfaffen, oder durch kühne Weiber, die zu der Wuth des Ehrgeizes geneigter waren, als zu den Eindrücken der Wollust, blindlings hinreissen ließen!

Der König von Preussen hat sich noch nie als König von einer Frau beherrschen lassen. Das ist nicht möglich, wird man mir einwenden: ich gebe es zu, allein dann wird auch diese Frau eine große, stolze Seele, einen weit umfassenden, ausgebreiteten Verstand, einen starken Geist, und einnehmende und erhabene Eigenschaften haben müssen. Wann Wilhelm dieses Weib findet, die zugleich nur für seinen Ruhm wacht, was könnte es für ein Uebel seyn, wenn er von ihr regiert würde? Fräulein von Voß hat nie dem Wohl des Staates geschadet;

kein Bürger hat Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen; niemals hat sie sich mit den Kabinetsgeschäften abgegeben; sie hat keinen Einfluß durch irgend eine Kabale geäußert; sie hat Niemanden beschützen wollen. Der König liebte sie; demungeachtet wenn sie sich einen Augenblick nur vorgenommen hätte, ihn zu leiten, so würde er ihr bald gezeigt haben, daß der sorgfältige Geliebte die Verbindlichkeiten des Regenten nicht aus den Augen setzte. Noch einmal sag ichs, die Liebe ist seine Schwäche; allein diese Schwäche hat seine Seele nicht weichlich, nicht grausam gemacht, und in keine verächtliche Schlafsucht gestürzt; sie hat sich der Fähigkeiten seines Verstandes nicht so bemeistert, daß er die gehässigen Vorwürfe verdiente, die ihm der französische Reisende so ungegründet macht. Wir wollen ihm also ein Glück genießen lassen, an welchem der einfältige Bauer wie der König Theil hat. Angenommen daß er seiner Mätresse so gar eine Million giebt; gut, so werden aber auch diese Reichthümer unter die Glieder ihrer Familie, welche Bürger sind, vertheilt. Friedrich hat auf einen einzigen Krieg hundert Millionen verwendet; er hat seine Unterthanen ruinirt. Wilhelm bereichert sie, indem er seiner Neigung zum Frieden folgt. In dem Zustande, in welchem Preussen ist, kann es den Myrtenbaum des Kupido den Lorbeern des Mars vorziehen, und sich an den Tropheen des Helden, dessen Nachfolger er ist, gnügen lassen. Seine Unterthanen mögen ihn zum Muster nehmen.

men. Der unruhige und kriegerische Geist des großen Friedrichs hat alles verwüstet; man muß den Schaden wieder ersetzen, und die Gegenden, die der Krieg verheert hat, wieder bevölkern. Wilhelm ist unstreitig kein so großer Staatsmann als sein Onkel; er beschäftiget sich weniger als er mit dem, was die Eroberer, die Zerstörer der Welt, Ruhm nennen. Vielleicht ist es besser, sich von den Arbeiten des Scepters loszureissen, und jenen sanften und menschlichen Vergnügungen zu überlassen, als Intriguen zu schmieden, um Verwüstung und Schrecken über die Oberfläche Europa's zu verbreiten. Doch zur Sache. Wenn die Empfindsamheit des Königs von Preussen ihn zuweilen schwach macht, so macht sie ihn doch nie ungerecht; sie vertilgt nie seinen Charakter. Im Schooß der Ruhe selbst denkt er an das, was er sich schuldig ist. Wenn ein eifersüchtiger oder ehrgeiziger Feind seinen Zorn reizen sollte, so würde man sehen, wie plözlich er sich den Armen seiner Geliebten entreißt, wie er die Kränze der Wollust abwirft, und aus den Ergözlichkeiten zu den Waffen und Gefechten eilt, um zu beweisen, daß die Liebe und der Muth in dem Herzen der Könige sich sehr wohl zusammen vertragen können.

Man vergleiche Friedrich Wilhelm mit andern Regenten in Europa, und man wird ihn edel, groß und würdig finden, diesen Thron zu besitzen; man wird ihn gerne alle die Vortheile der Gewalt geniessen

sen sehen; man wird ihm Glück wünschen, daß er da Vergnügen gefunden hat, wo sein wilder Vorgänger nur Unruhen fand. Friedrich hat Neider bis an seinen Tod gehabt; sein Nachfolger erregt ihren Haß nicht; aber er beobachtet sie, er kennt sie, und er weiß die Eroberungen eines Helden zu erhalten und zu befestigen. Friedrich war Philosoph wie Diogenes; allein Sanssouci ist kein Faß. Wilhelm lebe zu Sanssouci wie dieser Epikuräer, den die Unwissenheit so sehr verleumdet hat, und er wird mehr Mensch seyn als sein Vorgänger, wenn er auch gleich weniger Geschmack am Ruhme, und seine Philosophie persönlicher seyn sollte, als die Philosophie Friedrichs; diese giebt wenigstens Stoff zu manchem Zweifel. Friedrich raubte den Geliebten ihre jungen Liebhaber; er entriß den zärtlichen Gemahl dem Busen seiner in Verzweiflung gestürzten Gattin; er zwang die Väter der Familie, ihre Kinder, und die Sorge für ihr Vermögen zu verlassen, und schleppte sie hin aufs Schlachtfeld: Wilhelm schützt ihr Ehebette; er läßt sie in ihren einsamen Hütten in Friede leben, wo sie eben die Wollust genießen, deren Süssigkeit ihr Herr im Innersten seines Palastes genießt. Wenn er sich nicht wie Friedrich den Wissenschaften überläßt; wenn er die Beredsamkeit zwey schöner Augen der Wohlredenheit der größten Redner vorzieht, so kann man die Neigungen seines Onkels nicht zum Nachtheile der seinigen rühmen; denn jener hat die Gelehrten seiner Nation bey seiner Liebe zu den Wis-

sen-

senschaften nicht geachtet; dieser beschützt sie ohne jene zu lieben. Wie unglücklich würde die Welt seyn, wenn alle Könige Gelehrte, tiefdenkende Philosophen oder unersättliche Krieger wären! Warum sollen aber auch alle die, welche geboren sind, die Menschen zu beherrschen, Wunder von Gelehrsamkeit und Weisheit seyn? Wir wollen lieber die Tugenden des Herzens, den Eigenschaften des Verstandes, vorziehen; lieber den mittelmäßigen Mann, dessen Redlichkeit und Güte unser Zutrauen verdienen, jenem großen vorziehen, welcher zu stolz, zu voll von seinen Vorzügen, und stets geneigt ist, uns dem Eigensinne seiner unumschränkten Gewalt aufzuopfern.

Wilhelm hat seinen Ministern befohlen, ihm die Irrthümer anzuzeigen, in welche er fallen könnte. Friedrich war stolz genug, um sich für untrüglich zu halten, oder gar es zu scheinen. Aus dieser Ursache hat er sein Reich beynahe ganz zu Grunde gerichtet. Es war um ihn geschehen, wenn die Schwäche seiner Feinde sein Schicksal nicht begünstigte. Die Staaten großer Eroberer, die den Namen der Helden dadurch bekamen, daß sie die Erde verwüsteten, können keine sichere Freystatt der Philosophen, tugendhafter Männer und friedliebender Bürger seyn, weil es darinne stets Verwirrungen giebt, weil große Unternehmungen große Revolutionen verursachen, und weil die Ruhe das Glück des Weisen ist. Wehe dem Volke, dessen Beherrscher stets gierig nach Ruhm und Gefechten,

über

über die Angriffe, die er thun oder aushalten muß, tief wie Donquixotte nachdenkt, und in seinen Bürgern lauter Soldaten sieht! Wehe dem Volke, dessen Fürst seine Macht und Gewalt in die Hände der Pfaffen gegeben hat, und nur nach den schwärmerischen Begriffen seines Beichtvaters regiert! Wehe vorzüglich den Unterthanen, deren Herr, unthätig, in das Dunkel seines Serails verschlossen, alles auf sein persönliches Vergnügen einschränkt, der von außem nichts sieht, sondern seine Augen von den Bedrückungen abzieht, unter welchen sein Volk seufzet, um seinen schändlichen Aufwand, seine zügellosen Ausschweifungen, und seine unersättlichen Begierden zu befriedigen; dessen Ansehen unter bestochene Minister, niederträchtige Hofleute, und unter unverschämte Mätressen getheilt ist, und deswegen ein Gegenstand des Unwillens, der Verachtung oder des Schreckens wird! Wilhelm gleicht keinem von diesen Potentaten; sein Serail ist nicht das Grab der geselligen Tugenden, nicht ein Schlund Land verderblicher Auflagen, nicht ein Schlupfwinkel der Blutigel des Staats, nicht der Tempel des Müssiggangs. Die ungezähmte, schmähende, und tödtende Verläumdung kann darinnen ihre Stimme nicht hören lassen; wollte sie sich verhüllen, und hineinschleichen, so würde man sie bald erkennen, und ihr für ihre gewaltthätigen Eingriffe den Lohn geben.

Wilhelm hat nie geglaubt, daß er den Fußtapfen Friedrichs folgen müßte; sondern sich selbst für

stark genug gehalten, um das System, das ihm jener hinterlassen hat, zu behaupten. Dieses System ist ganz kriegerisch; ein zu langer Friede kann es umstossen. Die alten Meister in der praktischen Taktik, nähern sich dem Grabe. Man muß daher für jetzt die Theorie an die Stelle der alten Praxis setzen, und Krieger nach den Grundsätzen bilden, die die preussischen Armeen so furchtbar gemacht haben. Außer dem würden die Preussen das Vertrauen, das man so lange auf ihre Manövres und auf ihren Muth gesetzt hat, verlieren, und bald nichts weiter als gezogene Marionetten seyn, die sich auf den Paradeplätzen in abgemessenen Tempos bewegten, und mit ihren polirten Waffen nur zum Vergnügen eines gekrönten Donquixotts spielten. Preussen hat einen Krieg nöthig, der seine Stärke und Kraft üben kann; es wird ihn finden.

Damit ich alles, was ich von Friedrich Wilhelm gesagt habe, kurz fasse, so glaube ich nicht, besser thun zu können, als wenn ich zum Theil das Gemälde abzeichne, das ich in meiner Lebensbeschreibung aufgestellt habe. Hier ist es im Auszuge, damit ich nicht alles das, was ich schon gesagt habe, unnütze wiederholen darf.

„Seine Gestalt ist groß und vollkommen pro„portionirt; seine Miene majestätisch. Sein Blick „kündiget keinen Mann von Genie an, allein die „deutsche Redlichkeit glänzt auf seiner Stirn; er ist „freundlich,

„freundlich, ohne es seyn zu wollen, und liebens„würdig im Umgange. In weiblicher Gesellschaft „zeigen seine Artigkeit und Galanterie, daß er ein „wollüstiger Mann ist; hier ist er immer lebhaft, „immer vergnügt. Wenn er sich in der Würde ei„nes Königs zeigen muß, so ist er edel, groß und „stolz. Sein Herz ist empfänglich für alle Ge„fühle, die der Menschheit Ehre machen. Sein „Ton hat keine Frechheit; seine Stimme ist laut; „sein Gang fest und gewiß; seine Seele ist stets ge„neigt, ihr Glück im Vergnügen anderer Menschen „zu suchen. Er ist freigebig ohne Verschwendung. „Er weiß, daß eine festbegründete Oekonomie „Preussens Macht allein erhalten kann. In der „Hitze seiner Jugend hat er Hang zur Ausschwei„fung gezeigt, denn seine Freigebigkeit war „ohne Gränzen. Das Alter und die Ueberlegung „haben diese Neigungen gemäßiget, und die Ver„nunft hält sie in gehörigen Schranken. Friedrich „regiert' ihn mit einem eisernen Scepter; diese „Strenge hat ihn erbittert, und er verschwendete „einen Theil seiner schönen Jahre. Allein er hat „seine Irrthümer verlassen, von welchen er nicht „die erste Ursache war, und er weiß nicht nur, daß „er König von Preussen ist, sondern alles, was er „diesem Namen, der in Europa so ehrfurchtsvoll „geworden, für Pflichten schuldig ist. Er wünscht, „Niemanden nachtheilig zu seyn, aber er wird sich „auch gewiß von keinem beleidigen lassen, und die „Drohungen werden keine Wirkungen auf seine

„Ent-

„Entschlüsse hervorbringen. Sein Vorgänger und „sein Lehrer in der Kriegskunst hat ihn selbst als ei„nen Soldaten, als einen guten General ausge„zeichnet. Er weiß zu gut, wie wichtig es im „Kriege ist, daß der König der Freund der Solda„ten sey. Seine Rechtschaffenheit ist die eines „ehrlichen Mannes, im ganzen Umfange des „Worts; er ist ein Sklave seines Worts, und, „was sehr selten bey Königen ist, der Freundschaft „fähig. Wer sich unterstünde, einen solchen Für„sten zu betrügen, würde die schärfste Strafe ver„dienen. Wollte Gott! seine königliche Seele fän„de überall Frieden! Möchte doch sein Volk stets „von einem Herrn beherrscht werden, der die Men„schen liebte, den Despotismus haßte, ein eben so „guter Bürger, als Soldat wäre, und der jeder„zeit das Blut seiner Unterthanen schonen möchte! „Er lebe, und herrsche lange! Seine Wahl bey „Besetzung wichtiger Stellen falle stets auf ein„sichtsvolle, arbeitsame und tugendhafte Männer! „Dieses sind die Wünsche meines Herzens für das „Vaterland, wo ich so anhaltende Schmerzen, „und so grausame Qualen erduldet habe.“

So ist Friedrich Wilhelm. Ich habe ihn geschildert ohne Schmeicheley, wie ich ihn kenne, wie ich ihn gesehen habe. Ich setze meinen Namen unter mein Gemälde. Ich verstecke mich nicht, wenn ich es in Europa vor allen Augen ausstelle; es ist eine Klippe, an welcher alle Lügen des geheimen

Briefwechsels, und alle unbedachtsame und schändliche Gespräche der Leser des Herrn von Mirabeau zerscheitern werden. In der Folge werde ich nur im Vorbeygehen die groben Beschimpfungen anführen, die der Reisende in Menge wider diesen ehrwürdigen Fürsten ausstößt. Dieses Gemälde widerlegt alles selbst. Unpartheyische Leser haben keinen andern Wegweiser nöthig; er ist richtig und sicher.

Ich fahre wieder in meinen Bemerkungen fort.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Es ist unangenehm, stets Lügen zu strafen; das ermüdet einen Mann von Ehre: aber was soll man thun, wenn man sich vorgesetzt hat, einen Lügner zu entlarven?

Der Reisende sagt, im vierzigsten Briefe, Seite 32: „Wenigstens hat Herzberg den „bestimmten Befehl erhalten, sich bestimmter oder unbestimmter Weise in „die holländischen Angelegenheiten zu „mischen."

Ich habe schon oben gesagt, daß ich mich zu dieser Zeit zu Berlin aufhielt, und ich weiß ganz gewiß das Gegentheil. Ich hatte Umgang mit dem Minister. Noch mehr, ich wurde in die Geheimnisse dieser wichtigen Revolution eingeweiht. Leser, urtheilt nun, wer am besten, ich, oder der Briefschreiber, davon unterrichtet seyn mußte?

§. 2.

Ueber die Finanzen und ihren vermeintlichen Verfall drückt sich der Reisende nach seiner Ge-

wohnheit, Seite 34, so aus: „Und was „kann dieß Verderbniß nicht in einem „Staate werden, der so zerbrechliche „Grundfesten hat, wenn es gleich von „einem trägen, leidenschaftslosen Volke bewohnt wird. Auf jedem Fall wird „das Schiff zu Grunde gehen, wenn es „nicht einen Steuermann hat.“

Diese Art zu urtheilen, beweißt, wie oberflächlich die politischen Kenntnisse des Autors sind. Sie kann schwache Köpfe hinreißen, aber für die, welche keinen Gefallen an einem despotischen und aufschneidenden Tone haben, taugt sie gar nichts; denn sie gebrauchen ihren scharfen Verstand, um große Gegenstände zu ergründen; sie wissen, daß, wenn man die Triebfedern einer großen Maschine beurtheilen will, weniger glänzender Witz nöthig ist, als eine gute Beurtheilungskraft, ein scharfer Verstand, eine erprobte Klugheit und vollkommene Erfahrung. Solche Beurtheiler, wie unser Briefschreiber, den ich widerlege, gleichen jenen Insekten, die mit ihrem eckelhaften Geifer die Rinde der Bäume, um welche sie herum kriechen, besudeln, ohne dem Safte schaden zu können.

Sie sagen, die Preußen sind ein wenig träge. Mein lieber Dictator, dieses Volk ist nicht ohne System. Der Nationalstolz, oder, besser zu sagen, Ihre persönliche Eitelkeit hat Ihnen nicht erlaubt, dieses

dieses vernünftige System reiflich zu beobachten, welches auf eine träge Art, wenn es Ihnen so beliebt, befolgt, aber doch mit der unerschütterlichsten Festigkeit behauptet wird. Was die Erschütterung anbetrift, mit welcher jeder Ihrer Briefe die Maschine bedroht, so wird dieselbe nicht sehr zu fürchten seyn, so lange sie durch die Ausbrüche Ihres verläumderischen Vesuvs verursacht wird. Ihr Feuer bringt nur Rauch hervor; es ist für Niemanden insbesondere schrecklich, und noch weniger für einen großen Staat. Vergebens prophezeihen Sie Sturm und Schiffbruch. Das preußische Schiff wird so gut geführt, daß es sicher fahren kann. Sie lieben die Verwirrung und Unordnung. Sie würden sich nicht mit dem Glück fremder Nationen, sondern mit dem Gedanken beschäftigen, wie Sie die Ruhe der Ihrigen vernichten wollten, wenn Sie den Schlüssel zu diesen, von Ihrer aufrührerischen Einbildungskraft übergesehenen Sturmwinden in Ihrer Gewalt hätten. Sie würden sogar stolz darauf seyn, und dieser Stolz würde Ihr persönliches Interesse nicht vergessen. Berlin hat noch gute Steuermänner, und wird noch lange Zeit welche haben. Der Zeiger des Compasses steht noch gegen Norden. Wenn die Preußen einen Führer nöthig hätten, diese so trägen, so leidenschaftslosen Preußen, die Ihnen und denen, die Ihnen glauben, so verächtlich sind, so besäßen sie doch gewiß einen zu richtigen, einen zu hellsehenden Verstand, als daß sie, wie die Einwohner zu Aix und Marseille,

einen unruhigen und verwegenen Steuermann zum Führer ihres Schiffes nach den Generalstaaten Frankreich wählen würden.

§. 3.

„Man muß es abwarten, sagt der Reisende, Seite 34, um zu wissen, ob der König einen ersten Minister haben werde. Geschähe dieß, sagt er, so würde eine völlige Revolution erfolgen, die alles gut oder böse machen könnte." Dazu ist ein untrüglich Mittel vorhanden; man wähle nur den Reisenden. Wenn man ein anderes wünscht, so ändere man nur aller drey Jahre mit diesem Minister. Dadurch, daß man Systeme wie Moden ändert, und unaufhörlich andere Plane zum Bau und zur Erhaltung entwirft, geht man gewiß auf dem sichern Wege zur Zerstörung.

„Um das Schicksal dieser Regierung, setzt er hinzu, voraussagen zu können, muß man vorzüglich auf den Herzog von Braunschweig seine Aufmerksamkeit richten, wenn er nicht zum Theilnehmen an der Regierung aufgefordert wird, und Gefahr des Schifbruchs da ist." So rudere dann die preußische Galeere, und der Autor habe darauf die Stelle, die er einnehmen kann. Wilhelm wird jederzeit der Kapitain

davon

davon bleiben, und so lange der Herzog der Steuermann ist, so lange Herzberg den Compaß beobachtet, und Möllendorf und Kalkreuth und der Prinz von Preußen u. s. w. Lieutenants sind, so wird sie die Klippen vermeiden, und der schwarze Adler, der stets mächtig und furchtbar ist, wird seine Ehre und Ruhm in Europa behalten. Jeder Leser, der diese Bemerkung mit Verachtung ansieht, muß so, wie die Autors geheimer Briefwechsel denken, und von ihren Fehlern hintergangen werden.

„Endlich stellt sich, S. 35, die Einbil„dungskraft des Reisenden als möglich „vor, daß sich der Herzog von Braun„schweig auf die Seite des Kaisers „schlagen könnte, der ihn mit offenen „Armen aufnehmen würde. So wird er „in alle deutsche Verbindungen wie der „Nordwind ins Schiff blasen.“ Das sind schöne Ausdrücke! aber sie enthalten eine sehr freche Prophezeihung! Der Reisende vermeint den Charakter des Herzogs von Braunschweig ergründet zu haben; und um zu beweisen, daß er ihn gut kenne, schildert er ihn hier als einen Ehrgeitzigen, als einen Wahnwitzigen, der sich Thron, Scepter und Herrschaft träumt, wie einen Mann, der, um seine Wünsche zu befriedigen, ein Verräther zu werden fähig ist! Dieser Schluß ist gewiß recht sonderbar; und dann, verträgt er sich wohl mit dem Begriffe, den man von der Stärke des Kaisers ha-

ben muß, und mit der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Reichs? Man sollte glauben, daß dies der Traum eines Narren wäre, wenn man nicht darinne die verwegenen Lügen eines bösen Herzens, das recht darnach strebt, zu beleidigen, und zu schaden, die Beschimpfung und den Haß entdeckte; wenn man endlich nicht die Begierde bemerkte, sich auf irgend eine Art berühmt zu machen. Der Reisende sey zufrieden; er hat seinen Zweck erreicht; er hat sich berühmt zu machen gewußt; allein er fürchte auch die Wirkungen seines Ruhms! Jeder unruhige Schwärmer ist nicht so glücklich, die Rolle eines Cromwels zu spielen. Jedem Erostrat ist sein Schicksal vorher bestimmt.

Am Schlusse dieses Briefs wird noch der Prinz von Dessau persönlich angegriffen. „Er wird „morgen Abend ankommen; wahrschein„lich kommt wieder eine Geisteraufru„fung vor.“

Also hat bey diesem Auftritte, den die reiche Einbildungskraft des Herrn von Mirabeau ausheckt, Wilhelm den König Saul vorstellen, und der Prinz von Dessau die Rolle der Hexe zu Endor spielen müssen; der Schatten Friedrichs wird sich wie Samuels Schatten gezeigt haben, um seinem Neffen den Augenblick der Zerstörung vorher zu verkündigen! Wilhelm müßte wahrhaftig sehr dumm seyn, wenn er zu übernatürlichen Geister-

auf-

aufrufungen seine Zuflucht nähme. Wenn er die Nacht der Zukunft durchschauen will, warum ruft er nicht lieber den größten unter allen Beobachtern, den untrüglichsten unter allen Propheten, den Herrn von Mirabeau auf? Hat er Vertrauen auf Geisterseher, oder auf jene einsichtsvollen Köpfe, die über alles, was man nicht weiß, ganz artig schließen, und es sogar vorher sagen können? so fordere er den Herrn von Mirabeau auf; dies ist ein zu allem geschickter Mann.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Im ein und vierzigsten Briefe wird sehr viel „über „das Unterbringen des Geldes in den „französischen Fonds, und über seinen „Handelsvertrag mit England“ geredet. Dieses ist nicht meine Sache. Ich habe diese Dinge niemals weder im Ganzen noch im Einzelnen untersucht; kurz, die Verbindungen der Finanzen sind mir ganz unbekannt. Es scheint mir aber — dies ist nur ein gewagter Gedanke — daß der Scribent weit besser über diese Sachen, als über den Hauptgegenstand seiner Sendung räsonnirt.

§. 2.

Hier will ich nur einer Bemerkung des Reisenden, aus dem zwey und vierzigsten Briefe, S. 41, erwähnen. „Man spricht hier,“ sagt er, „ganz laut von einem im Werke seyenden Vertrage zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen, welcher die Beruhigung Hollands zum Gegenstande „haben soll.“ Und er setzt hinzu: „Ich muß

„aber gestehen, daß ich gegenwärtig „nicht den geringsten Anschein dazu „sehe. Weder der König noch seine Mi„nister scheinen mir zu einer solchen „Idee geschickt zu seyn. Indessen muß „man doch genaue Aufmerksamkeit dar„auf wenden." Hierauf giebt er zu verstehen, daß der russische Arzt Rogerson diesen Vertrag unterhandle, und daß der Kaiser Preußen bloß Fallstricke lege. Endlich kommt er wieder auf den Prinzen Heinrich, welchen er unruhig, falsch und treulos nennt.

Ich habe auf alles dieses schon im voraus und zwar mit der That selbst geantwortet. Meine Leser haben den Charakter und die Talente derer, von welchen man hier mit einer so strafbaren Verachtung redet, kennen lernen müssen. Beurtheilet nun den Verfasser; entscheidet.

§. 3.

Auf Seite 43 ist die Rede von einem lebhaften Streite zwischen einem gewissen Rumpel und Hrn. von Lindenau. Die Geschichte dieses Streits ist mir vollkommen bekannt; hier ist sie.

Gegen das Ende der Regierung Friedrichs, der alles durch sich selbst thun wollte, vernachlässigte man gewisse Gegenstände ganz; und da man gewiß

wiß durchzuschlüpfen hofte, und in einigen Dingen auch wirklich seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit entging, so spottete man seiner ungestraft. Seine Ställe, z. B., wurden sehr schlecht besorgt. Ein Stallknecht des Königs bekam monatlich zwey, ein Stallmeister aber vier Thaler. Bey einer solchen Besoldung war es nicht möglich, auszukommen. Man wurde daher ungetreu, und plünderte die Fourage, wo man nur konnte. Der Oberstallmeister, Graf von Schwerin, der zu alt war, um noch wachsam zu seyn, zu gut, um zu bestrafen, ließ die Sachen gehen, und die Ställe des Königs geriethen in die größte Unordnung. Friedrich Wilhelm besetzte die Stelle des Grafen von Schwerin mit dem Grafen von Lindenau, einem Sachsen, einem rechtschaffenen, wachsamen und thätigen Manne. Dieser wollte die Ordnung wieder herstellen; folglich erhielten durch ihn die Subalternen dreymal mehr Besoldung; aber er bestrafte auch ohne Mitleiden alle Treulosigkeiten. Alles änderte sich sogleich, und die Ställe, die lange vernachlässiget worden waren, bekamen plötzlich ein anderes Ansehen. Gleichwohl murrete man von allen Seiten; ein jeder bedauerte diese glückliche Verwirrung, bey der man so viele Vortheile gefunden hatte. Man beklagte sich hart über die Strenge des neuen Chefs; endlich handelte der alte Stallmeister Rumpel, der vierzig Jahr hindurch Friedrichen in allen seinen Feldzügen begleitet hatte, wider die Subordination. Ohne eine Schonung wegen seiner langen

gen Dienste schickte ihn der Graf von Lindenau in Arrest. Man redete mit dem Könige von diesem Vorfall; er nahm es auf sich, die Sache zu untersuchen, und entschied sie zur Ehre des Chefs. Seit dieser Zeit ist die Unverschämtheit der Stallbedienten gebändiget; allein man liebt deswegen die Sachsen desto weniger. Man nimmt es sehr übel, daß diese eingeschobenen Herren an den Berliner Hof nur in der Absicht gekommen sind, um die Mißbräuche abzuschaffen, die sich daselbst unter der Regierung des großen Friedrichs eingeschlichen haben. Diesen betrog man oft auf eine grobe Art; er wollte aber auch aus einem besondern Eigensinne von den Treulosigkeiten seiner alten Diener, die die Gewohnheit angenommen hatten, sich auf Kosten des Staats zu bereichern, nicht einmal unterrichtet seyn. Friedrich sahe dieß als ein Elend an, und er hatte zuweilen die Nachsicht, das, was er sich völlig erlaubte, wenn er in Feindes Land einfiel, bey sich zu Hause zu dulden. Es wäre vielleicht dem Reisenden etwas leichtes gewesen, diese Anecdote bey den königlichen gegen jedermann offenherzigen Stallbedienten zu erfahren. Wenn er sie gar nicht, oder nicht recht erfahren hat, so möchte ich wissen, wie er hätte erfahren können, was er vom Berliner Kabinet, das ihm nun ganz sicher verschlossen war, erzählt? Uebrigens weiß ich auch nicht, wie dieses Geschichtchen, das von gar keiner Wichtigkeit ist, in den geheimen Briefwechsel gekommen ist. Der Schreiber wollte mit aller

Gewalt

Gewalt dem Kabinet zu Versailles etwas erzählen, und da schickte er ihm eine Stallgeschichte. Eine wichtige Neuigkeit, welche gar verdiente, von einem Courier überbracht zu werden; ein großes Geheimniß, das sich wohl der Mühe verlohnte, mit geheimnißvoller Schrift geschrieben und entziffert zu werden!

§. 4.

Was der Reisende, Seite 44, von Wartensleben, und vom Herzog von Hollstein-Beck sagt, ist für das Kabinet ganz unbedeutend; aber es fehlt auch Richtigkeit.

Wartensleben ist nie Commandeur der Garden gewesen: man hat ihn aus Preußen nach Brandenburg versetzt. Der Herzog von Holstein-Beck erhielt diese Charge bey der Garde. Das war die Gewohnheit Friedrichs, daß er alle deutsche Prinzen, die seine Freundschaft, seinen Schutz und seinen Dienst suchten, bey der Garde anstellte. Zuweilen dienten sie auch im Gefolge des Königs, und erhielten ihre Verhaltungsbefehle zu Potsdam; hierauf schickte man sie zu den Regimentern, welche Männer nöthig hatten, die mit ihrem Zustande und mit dem Willen des Königs wohl bekannt waren.

§. 5.

Die Erzählung, die der Reisende Seite 45 von dem Minister Blumenthal macht, ist ganz falsch.

Es

Es ist allgemein bekannt, daß der Graf von Blumenthal einer der besten, der eifrigsten Minister Friedrichs war. Fünf und vierzig Jahr hindurch hat er dem Staate gute Dienste geleistet, und sich allezeit in den Operationen seines Departements ausgezeichnet. Er ist übrigens ein Mann von gutem Charakter, gelehrt, thätig, wachsam und uneigennützig. Der verstorbene König hatte ihm den schwarzen Adlerorden eben so wenig ertheilt, als seinem alten Minister und vertrauten Freund, dem Grafen von Herzberg. Erst nach seinem Tode haben sie ihn erhalten. In Preußen ertheilt man die Orden nicht nach dem Alter geleisteter Dienste, oder nach dem Range, den man hat; sie sind die Belohnung außerordentlicher Verdienste ums Vaterland, welche allein darüber entscheiden. Blumenthal wußte, daß er den schwarzen Adler verdient hatte. Es ist falsch, daß ihm unter der Regierung Wilhelms die Eifersucht nur einen Augenblick verleitet hätte, seinen Posten verlassen zu wollen. Er empfing die Belohnung, deren er würdig war. Der Baron Hagen und der Graf Schulenburg, welche ältere Minister als Blumenthal waren, haben nicht gemurrt, als sie ihn mit dem Orden geziert sahen. Daher hat der Reisende diese Sache schlecht gesehen, übel dargestellt, und schlecht erzählt, da sie ihn durch die That selbst auf diese Weise Lügen straft.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Der Anfang des drey und vierzigsten Briefs ist ganz zum Besten des Herrn von Launay und der französischen Pächter geschrieben. Aller Intriguen ungeachtet, die man für sie in Bewegung setzte, hat sich Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß diese öffentlichen Blutigel den Bürger geplündert hatten, doch als ein guter Vater seiner Familie betragen. Er hat die Misbräuche abgeschaft, und eine Regie von Patrioten unter der Aufsicht des Herrn von Werder errichtet, welcher sie mit mehr Klugheit, mit mehr Absehen auf das Privatinteresse, kurz, weit besser verwaltet, als die vierzig verbundenen Franzosen, gegen welche die Nation einen zu gerechten Haß empfunden hat.

§. 2.

Man findet auf Seite 48 ein boshaftes Gewäsch über Fräulein von Voß, deren Charakter ich schon gezeichnet habe. Sie verdiente ein dauerhafteres Glück. Nachdem sie den verliebten Verfolgungen ihres Herrn zwey Jahre hindurch widerstanden hatte, so war sie ohne Zweifel einiger

Hoch-

Hochachtung würdig. Es ist falsch, daß man jemals darauf umgegangen sey, sie mit dem Herrn von Löpel, dem Gesandten in Schweden, zu vermählen. Der Verdacht, den man wider den Herrn von Bischofswerder, in Absicht auf Fräulein von Voß erregt, ist eben so boshaft als lächerlich. Bischofswerder ist verheirathet; er schätzt seinen Herrn, und betrachtete Fräulein von Voß als ein Frauenzimmer, die die Tugend liebte: überdieß beträgt man sich zu Berlin nicht so, wie an einigen andern europäischen Höfen; nicht die Favoritin giebt da den Ton an; dies thut der Herr selbst, und dessen Nebenbuhler würde nicht ungestraft seyn können. Was geht übrigens dem Reisenden, der einen ganz andern Beruf hatte, die Geschichte der Fräulein von Voß an? Ich habe es schon gesagt, dieses zu unglückliche Fräulein mischte sich in nichts; sie hat nie beschützen, noch schaden wollen; alle Intriguen der Spione galten bey ihr nichts. Zu welchem Ende also redet er unaufhörlich von ihr, da sie doch kein Gegenstand für einen politischen Beobachter seyn konnte? So verhält sichs auch mit andern besondern Umständen, die das Privatvergnügen des Königs von Preußen angehen; er hätte davon niemals das Kabinet zu Versailles unterhalten sollen: aber er mußte ja Briefe anfüllen, Müßiggängern gefallen, und sich mit Hülfsmitteln für die Publicität seines Briefwechsels versehen; er mußte falsch, boshaft und grausam seyn, um den Beyfall seines Glei-

chen zu erhalten. Hierin ists dem Autor geglückt.

Er zeigt auf Seite 50 an, „daß die Erhebung der Fräulein Voß den Grafen Finkenstein mächtig machen muß.“

Dieser ehrwürdige Greiß hat sich zu sehr um sein Vaterland verdient gemacht, als daß er durch unerlaubte und schändliche Wege seine Macht suchen sollte. Wenn es keine andern gäbe, so würde er zu edel seyn, um daran zu denken, zu stolz, um sie nicht zu verachten. Er ist in Preußen alles, was man darinne durch seine persönlichen Verdienste und durch gute Dienste für den Staat werden kann. Er hat auf jede Art des Ehrgeitzes Verzicht gethan; ich kenne an ihm nur das Bestreben, glücklich zu leben, und mit dem guten Namen eines Bürgers zu sterben, welcher das Zutrauen zweyer auf einander folgenden Könige verdient hatte. Als Feind der Spione und Intriguenmacher kann er sehr leicht die Beschimpfung verachten, die ihm der Reisende andichten will.

§. 3.

Ich billige sehr, was man auf der nämlichen Seite von Potemkin und seinem unbegrenzten Ehrgeitze sagt. „Dieser verschmitzte und „äußerst standhafte Kopf hat nicht ei-

„nen

„nen Freund. Indessen ist doch die „Zahl seiner Creaturen und seiner „Gläubiger, die mit ihm ihr Alles „verlieren würden, unter allen Stän„den so groß, daß seine Parthey sehr „fürchterlich ist. In diesem Lande, „wo alles zu verkaufen ist, sammelt „er ungeheure Schätze; und gewohnt, „nie seine Schulden zu bezahlen, ist „ihm dieß eine Kleinigkeit. Er hat „ein Zimmer, wozu er selbst den Schlüs„sel bey sich trägt, von oben bis un„ten mit Fächern versehen, und mit „russischen, dänischen und vorzüglich „holländischen Banknoten angefüllt. „Einer seiner Geschäftsträger schlug „ihm einst vor, die Bibliothek eines „verstorbenen großen Herrns zu kau„fen; statt aller Antwort, führte ihn „Potemkin in dieses Zimmer und frag„te ihn: ob er wohl glaube, daß diese „Bibliothek da wohl so viel werth sey, „als jene, die er kaufen solle? Mit „einer ähnlichen Geldquelle hat er „keines andern Credit nöthig, um in „St. Petersburg machen zu können, „was er will.“

Diese Bemerkung ist richtig, sowohl in ihren einzelnen Verhältnissen, als auch in der Schlußfolge.

Ich könnte noch viele wichtige Beobachtungen darüber anstellen, die zugleich eine Prophezeihung von alle dem seyn kann, was man von Rußland, das heut zu Tage weit entkräfteter ist, als man gemeiniglich vorgiebt, zu erwarten hat. Hier herrscht Misvergnügen und Partheygeist. Das Geld wird sehr rar, die Grundstücke fallen am Werthe, und die Entwürfe eines Potemkins zwecken auf Revolutionen ab. Hierauf muß Preußen sein Augenmerk richten, damit es seine Staaten in der Folge für den Einfällen der Kalmucken und Tatarn sichert. Außer dem fehlt es an Magazinen; man trägt das baare Geld nach Preußen und Pohlen, um Getreide zu kaufen, und der nordische Handel nähert sich seinem Falle. Diese Beobachtungen dürfen keine Widerlegung befürchten. Es ist die Sache der Politik anderer europäischen Reiche, darauf alle nöthige Aufmerksamkeit zu richten, damit sie dieser stolzen und aufgeblasenen Nation hinführo die Gewalt entreißen kann, in Deutschland Krieg oder Frieden zu bestimmen. Ich habe weiter oben gesagt, was Preußen für seine eigene und für Pohlens Ruhe thun sollte. Wenn einige Leser einen nähern Aufschluß über diesen Gegenstand zu haben wünschen, so verweise ich sie auf meine „Abhandlung über die Quellen der Natio„naltapferkeit in allen Staaten von Europa." Ich rede da sehr umständlich von allem, was man von Rußland erwarten kann. Ich werde davon sehr bald eine französische Uebersetzung herausgeben.

§. 4.

§. 4.

Der Verfasser redet ferner sehr gründlich und richtig, über die Unternehmungen Rußlands, die Rechte des Herzogthums Curland zu schmälern, indem es dieses Land als eine rechtmäßig erworbene Provinz behandelte. Ich könnte auch hierüber einige Bemerkungen machen; allein ich schweige. Ich will den Verfügungen Preußens über eine Sache, die für die Erweiterung und Grenzen dieses Staats so wichtig ist, nicht zuvorkommen. Wenn die Zeit kommt, so wird man sich überzeugen, daß dieser so müßige und unthätige Wilhelm, wie ihn der Herr von Mirabeau zu beurtheilen beliebt, bey den Lorbeern seines Vorgängers wohl ruhig bleiben, aber nie darüber einschlafen kann.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Der König, Herr von Bischofswerder und der Graf von Görtz sind der Stoff, womit sich der vier und vierzigste Brief anfängt. Der Reisende sagt daselbst, daß „der offenbare Krieg „zwischen dem ersten Favoriten und „dem Grafen Görtz aufs höchste ge„kommen ist — — —; daß man wahr„scheinlich diesem, um ihn zu entfer„nen, ein Regiment geben wird.“ Alles vermengen, alles übel erklären, das ist die Gewohnheit des Briefschreibers, dem der Preußische Kriegsstaat ganz unbekannt zu seyn scheint. Hier sehe man die Erklärung der Sache.

Görtz war Oberster und einer von den Generaladjutanten des Königs. Diese Adjutanten haben ihren Rang bey der Armee; sit avanciren mit den übrigen Obersten; sie erhalten Regimenter, wenn sie nach dem Alter ihres Rangs die Reihe trift. Dann hören sie auf, Generaladjutanten zu seyn, sonst würden sie 4000 Thlr. Gage verlieren. Jeder Chef muß an der Spitze seines Re-

giments, und in der Garnison, wohin er angewiesen ist, bleiben. Görtz war in diesem Falle. Die Reihe traf ihn, ein Regiment zu bekommen; er erhielt es, und verließ den Hof. Dieses wußte Herr von Mirabeau grade nicht; aber, weil er, aus Mangel an Belehrung, stets sich zu lügen erfrecht, so hat er auch diesen Roman ausgesonnen.

§. 2.

Was er, Seite 57, von dem Aufenthalt Wöllners zu Potsdam, von seiner Geschicklichkeit und von seinen Kenntnissen sagt, ist wahr; aber die Cabinetsgeschäfte gehen ihm nichts an; sie beschäftigen bloß den Kopf des Ministers von Herzberg.

Auf der 58sten Seite redet er von den Finanzberechnungen und merkt an: „Es sind Augiasställe; und ich sehe unter denen, deren „er sich bedient, keinen Herkules. Das Finanzwesen wird leicht und gut betrieben. Friedrich, der alles für sich allein thun wollte, wie ich es schon erwähnt habe, hat im Finanzwesen große Fehler gemacht, und sein Volk hat darunter gelitten Wilhelm beschäftigte sich gar nicht mit demselben; er kannte sein Unvermögen in dieser so wichtigen Sache, und errichtete ein Departement aus wohlgewählten Männern, die sich durch die Erfahrung, zur Bewirkung allgemeiner Vortheile,

 ohne

ohne Beystand jener Herkulesse, die Preußen so lange auf französische Weise verwüstet haben, vervollkommnen werden.

§. 3.

Nun folgt ein Ausfall auf einige neue Glieder der Berliner Academie. Man hat hier den Reisenden abgewiesen, inde irae. Er witzele, er donnere, er poltere, was schadets, da die Eifersucht die Ursache seines Zorns ist? Eine Schlange, die unter dem Gesträuche zischt, verhindert die Nachtigallen nicht zu singen.

Der Reisende erzählt ein Bonmot Friedrichs über den schwarzen Adlerorden; hier ist es: „Mein „Orden ist wie die Gnade Gottes, ich „gebe ihn ohne Verdienst!“ Gleichwohl weiß man nur gar zu gut, daß kein Orden weniger verschwendet worden ist, als der schwarze Adlerorden. Uebrigens hat Friedrich dieses auszeichnende Geschenk nur Leuten von einem wahren Verdienste ertheilt.

§. 4.

„Verwesung vor der Reife. Dieß „wird, (sagt er auf Seite 61) fürchte ich gar „sehr, die Devise der preußischen „Monarchie werden.“ Dieser Ton ist für Preußen nicht nur äußerst ungeziemend, sondern

er

er hat auch das Gepräge der Unächtheit, worüber sich die französischen Minister zu beklagen Ursache hätten! Aus einem falschen Begriffe müssen nothwendig falsche und oft traurige Schlußfolgen entstehen. Welcher vernünftige Mann wird wohl in der preußischen Monarchie etwas gewahr werden, das die Behauptung des Reisenden bestärken könnte? Wenn er dem Kabinet zu Versailles solche Nachrichten gegeben hat, so hat er es irre geführt; und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich mich einstens überzeugen müßte, daß Frankreich nur zufolge der aus dem Briefwechsel des Herrn von Mirabeau genommenen Anweisungen einige so unbesonnene Schritte, die man ihm bey der holländischen Revolution vorwerfen kann, gethan hat. Wenn dieses so ist, so frage ich: welche Belohnung ist man dem Spion schuldig, der euch in die Falle lockte, für welcher er euch doch hätte warnen sollen?

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Ich will die lügenhaften Erzählungen, auf welche der Reisende in seinem fünf und vierzigsten Briefe die Geschichte des Grafen von Anhalt baut, den er den Sohn „einer Köchin und einer „Menge Väter u. s. w.“ nennt, nicht widerlegen. Ein Gewebe solcher Anekdoten ist eine artige Materie für einen politischen Briefwechsel. Doch es sey, wie es wolle, hier ist etwas weniges von dem Grafen von Anhalt.

Er ist ein natürlicher Sohn des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau. Nach seiner Geburt heyrathete seine Mutter einen Landpfarrer. Er war schön, wohl gebildet, geistreich und unternehmend. Diese Vortheile fesselten die Aufmerksamkeit des Prinzen, und er brachte ihn nach Stargard zu seiner Suite unter dem Namen Wilhelmi. Er studierte die Zeichnungs- und Kriegsbaukunst, und zeigte Neigung für den Soldatenstand; dieses brachte ihm eine Stelle bey dem Ingenieurcorps zuwege. In dem siebenjährigen Kriege wurde er gebraucht, Grundrisse aufzunehmen, und sogar den Feind auszukundschaften, und er entledigte sich sei-

nes

nes Berufs weit besser, als der französische Reisende den seinigen zu Berlin erfüllt hat. Nach der blutigen Bataille bey Zorndorf war man, da das Regiment des Prinzen drey Viertel seiner Officiere verloren hatte, genöthiget, einen Theil durch Unterofficiers zu ersetzen; hier erhielt er eine Lieutenantstelle. Der Eifer, den er auf seinen Dienst wandte, erwarb ihm bald Neider. Als im Jahr 1759 der General Hülsen seinen Adjutanten verloren hatte, so gab er Wilhelmi diese Charge. Hier nahm er so richtige, so genaue Grundrisse von den Gegenden von Maxen und Freyberg auf, daß ihn der General dem Könige besonders empfahl, welcher ihn auch bald zu seiner Suite zog, indem er ihm den Titel eines Capitains und Flügeladjutantens gab. Er arbeitete Tag und Nacht, seine Kenntnisse in der Kriegskunst zu erweitern, lernte Französisch mit vielem Fleiß, und machte sich so empfehlungswürdig bey dem Könige, daß er zum General Schenzendorf geschickt wurde, als man damit umgieng, die französische Armee aus Thüringen und Langensalz zu treiben. Er trug viel zum glücklichen Erfolg dieser Unternehmung bey, vermehrte dadurch das Zutrauen, das Friedrich auf ihn gesezt hatte, und wurde vom Könige in den Adelstand erhoben, mit der Erlaubniß, den Namen und das Wappen von Anhalt zu führen. Endlich wurde er Major. Seine Fähigkeiten in der Kriegskunst fanden nunmehr Gelegenheit, sich zu entwickeln. Der König bemerkte ihn näher, folgte ihm

von

von weitem, erzeigte ihm täglich mehr Achtung und ernennte ihn im Jahre 1762 zum Obristlieutenant. Nun erhielt er den wichtigen Auftrag, unter dem Commando des Generals Neuwied, den General Brentano in seinen Verschanzungen zu Schweidnitz anzugreifen, und dadurch die Belagerung der Festung zu erleichtern. Er verhielt sich rühmlich bey dieser kützlichen und gefährlichen Sache, wurde zum Obersten ernannt und erhielt den Orden pour le merite. Kurz darauf erhob man ihn zu dem Posten eines General-Quartiermeisters. Seine Gunst wuchs täglich. Außer den ansehnlichen Geschenken, die er bekam, hatte er noch die Erlaubniß, von einem Theile Sachsens starke Contributionen zu erheben. Endlich kam er bey seinem Könige in ein Departement, bey welchem man gewöhnlich vier Generals anstellte. Nach dem Frieden von 1763, da Kruseman das Regiment Gensd'armes erhielt, wurde er zum Oberjägermeister und Chef des Jägercorps ernannt. Ein Streit, den er im Jahr 1766 mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte, brachte ihn auf einige Zeit um die Gnade des Königs; allein er wurde so geliebt, daß man ihn bald wieder zurückberufte und 1769 zum Generalmajor ernannte. Bey der Revüe zu Neiße stürzte er mit dem Pferde; der Fall war schrecklich, er wurde am Kopfe verwundet und verrückt. Die Bäder haben ihn wieder hergestellt: allein es ist gewiß, daß er seit diesem Augenblicke Anfälle der Raserey hat. Dieses Unglück hat ihn doch nicht ver-

verhindert, der Reihe nach zu dem Posten eines Generallieutenants erhoben zu werden. Der König, welcher die Preußen züchtigen wollte, die ihm wegen der Neigung, die sie offenbar für die Russische Herrschaft bezeigten, verhaßt geworden waren, schickte ihn nach Königsberg als Vice-Gouverneur. In dem Bayerischen Erbfolge-Kriege hatte er mit dem jetzt regierenden Herzog von Braunschweig den berüchtigten Streit, der dem Herzoge in seinem Operationsplane hinderlich war, und wurde nach Neiße auf einige Zeit in Arrest geschickt. Nach dem Tode des Generals Stutterheim, Gouverneurs von Preußen, ertheilte ihm der König diese Stelle mit der Generalinspektion über die ganze Armee in diesem Königreiche. Hier und vorzüglich in Königsberg hat er sich einen allgemeinen Abscheu durch Bedrückungen, Tyranneyen und unerhörte Grausamkeiten zuwege gebracht. Friedrich, der Preußen züchtigen wollte, billigte alles. Wenn er auf dasjenige, was man ihm von Anhalt vorbrachte, antworten wollte, so versicherte er nur, daß die Natur viele Jahrhunderte brauchte, um einen solchen Mann wie er hervorzubringen. Das macht dem großen Friedrich nicht viel Ehre; denn von Anhalt ist ein abgesagter Menschenfeind, ein wilder Tyger, ein Tyrann im höchsten Verstande. Er ist ein großer Kriegsmann, aber auch nichts weiter.

Nach dem Tode des Königs verabschiedete der edelmüthige Wilhelm, den das Unglück Preußens

rührte,

rührte, den Herrn von Anhalt. Nun kam er nach Potsdam, seinen alten Freund, den General Rodig zu besuchen, und sagte zu ihm: „Bruder, man „will mich hier nicht mehr; ich werde nach Wien „gehen; da schätzt man mich gewiß mehr; man „wird meine Talente benutzen können.“ Rodig gab dem Könige davon Nachricht, der ihm ohne Aufschub den schwarzen Adlerorden, nebst einer Pension von 6000 Thaler und dem Versprechen, im ersten Kriege wieder angestellt zu werden, ertheilte.

Das ist die Geschichte dieses sonderbaren Mannes, der unter der Regierung Friedrichs eine so große Gnade genossen hat. Nach meinem Urtheile macht der Beschützte dem Beschützer keine Ehre. Das ganze Land betrachtet den von Anhalt als einen bösen, harten, unerbittlichen, unbarmherzigen Mann. Jeden Tag dankt man dem Könige, daß er das Land von einem Rasenden, der vielleicht das Zutrauen Friedrichs mißbrauchte, und durch eine Verbindung gegenseitiger Grundsätze mit ihm gemeinschaftlich handelte, befreyet hat.

§. 2.

Auf die Geschichte des Herrn von Anhalt folgt ein ungeziemender Ausfall auf den Obristlieutenant von Mannstein, einen rechtschaffnen Mann, der damals nach Berlin berufen wurde, um das Militärsystem in Ordnung zu bringen. Ich kann von diesem ganz öffentlich reden; er ist mein Neffe; ich

kenne

kenne seine unangetastete Rechtschaffenheit, seine Vaterlandsliebe, und seinen Diensteifer. Ich kann versichern, daß er ein gelehrter und thätiger Officier ist. Herr von Mirabeau nennt ihn einen närrischen, tollen Menschen. Ich kann ihm versichern, daß ihm Mannstein, er finde ihn wo er wolle, beweisen wird, daß er keinen Körper für einen Geist hält, und ihm davon so handgreifliche, so auffallende Zeugnisse ablegen wird, die ihn werden nöthigen, die Begriffe, die er sich von ihm gemacht hat, aufzugeben. Ich weiß, was mein Vetter für eine Taktik hat. Sie besteht darinnen, seinen Feind zu sehen, ihn anzugreifen und ihn zu schlagen; sie ist einfach und sicher.

§. 3.

Herr von Wartenberg wird Seite 65 ein Schurke genannt. Also hat nach dem Urtheil des Spions, Niemand Ehre, Niemand Tugend. Wahrhaftig, der Elende glaubt, daß ihm alle Leute ähnlich sind! Hier muß ich den Verläumder abermals Lügen strafen, und den Herrn von Wartenberg nach seinen Verdiensten schildern.

Wartenberg war Generallieutenant und Generaladjutant beym verstorbenen König. Als Wilhelm auf den Thron stieg, so wurde eine Commission ernannt, bey welcher der General Möllendorf und der Minister von Heinitz präsidirten, und deren Entzweck war, einen billigen Handel mit denen zu schlies-

schließen, welche unter der vorigen Regierung die Besorgung der Montirungen gehabt hatten. Unter Friedrich hatte man dieses Geschäfte sehr vernachläßiget. Der Soldat wurde betrogen und schlecht behandelt. Wilhelm wollte diesem Unwesen steuern, den Betrug verhindern, und jedem geben, was ihm von Rechtswegen gehörte. Diese Commission nun ordnete alles zum allgemeinen Vortheil; ernannte redliche Männer zu Aufsehern über alle Montirung der Truppen betreffende Dinge, und das Kriegscollegium zahlt nun ohne ihre Genehmigung nichts aus. Nie hatte man in diesem Departement die Genauigkeit und die Wachsamkeit gesehen, die man jetzt bemerkte. Der vorige Chef, ein alter und abgelebter Mann, konnte von den Subalternen leicht hintergangen werden; allein er begieng niemals einen Betrug, man weiß, daß er dazu unfähig war: auch ist Wilhelm mit Wartenberg nicht so verfahren, wie Joseph mit Szekely. Dieses verschiedene Verfahren bey zwey einander fast ähnlichen Vorfällen macht dem Herzen des Königs von Preußen Ehre und bürgt für die Rechtschaffenheit der Personen, welche die Commission ausmachten. Hieraus erhellet noch, daß Wilhelm Misbräuche, Bedrückungen und Spitzbübereyen, auf die man unter der Regierung Friedrichs nicht Acht gab, gänzlich abgeschaft hat. Ist das also ein müßiger und unbedeutender König, der sich mit wesentlichen Dingen beschäftiget und seine Oekonomie zum bestmöglichsten Wohl seiner Soldaten einrichtet? Je

weiter

weiter ich komme, je mehr ich beobachte, je mehr ich Thatsachen berichte, desto mehr beweise ich, daß der Autor des geheimen Briefwechsels ein sinnreicher und verwegener Betrüger ist, welcher Satiren für Entdeckungen, Lügen für Erzählungen ausgegeben hat.

§. 4.

Der Baron von Dörnberg wird nun auch angegriffen, da ihn die Reihe trifft. Der Reisende, der ihn ein Meerschwein nennt, läßt vermuthen, daß man das Fräulein Voß mit ihm habe verheyrathen wollen. Es ist niemals von dieser falsch vorgegebenen Heyrath die Rede gewesen. Dörnberg hat nie eine Pension vom Könige bekommen; er hat nie die Prinzessin Amalia seine Wohlthäterin verlassen: er hat seit kurzem das Fräulein von Geuder geheyrathet. Also ist das, was der Scribent vorbringt, ausgemacht falsch. Das ist noch nichts, daß er den Baron ein Meerschwein nennt; er treibt die Kühnheit noch weiter. Er sagt, einige Zeilen weiter, Seite 69. „Bey dieser Geschichte „ist Geisterseherey, Kuppeley und „Ehestandskrämerey mit im Spiele.“ Niederträchtiger Autor schändlicher Lügen! in deiner Seele wohnt die Erscheinung der Lügen und der Verläumdung! Genieße noch die Zeit, da du ungestraft bleibest! Vielleicht ists nicht lange mehr. Du hast den Frevel zu sehr übertrieben; du hast ihn auf zu viel Häupter ausgeschüttet, als daß nicht

endlich einmal jemand aufstehen sollte, fest entschlossen, dich zu strafen, wäre es auch mitten in Frankreich, dem du durch deine Geburt Schande machst.

„Was vermag nicht, sagt er weiter unten, Geld bey einer so armen Nation!“ Also lassen sich die Preußen schändlicher Weise erkaufen? Ich bin ein Preuße. Mein Charakter ist bekannt; ich habe nicht nöthig, auf eine solche Beschuldigung zu antworten; aber ich rathe so beyläufig dem unermüdeten Verläumder, daß er sich hüte, mir vor die Augen zu kommen. Ich ehre Frankreich; ich will seine Gesetze und Gebräuche beobachten; allein wenn ich das Unglück hätte, den verabscheuungswürdigen Pasquillanten darinne anzutreffen, der daselbst Credit und Schutz findet, ohne daß ich weiß warum? so könnte ich nicht mit meiner Gelassenheit antworten; ich würde die Gränzen, in welchen ich zu bleiben entschlossen bin, überschreiten.

Endlich, nachdem er Dörnberg ein Meerschwein genannt, und die preußische Nation niederträchtig behandelt hat, krönt er noch diese gefolgerten Beschimpfungen mit einer den Prinz Heinrich entehrenden Anekdote. Er klagt ihn an, daß er seinen Bedienten zum Canonikus von Magdeburg ernannt habe. „Das“ setzt er hinzu, „geschieht in einem „Lande, wo man in Absicht der Geburt „so zärtlich seyn will.“ Das ist eine unverschämte Lügen und strafbare Verläumdung. Ich

wollte

wollte zwar, meinem Versprechen gemäß, nichts mehr widerlegen, was den Prinzen Heinrich angienge; allein ich würde mich für strafbar halten, einer so entsetzlichen Beschimpfung nicht zu widersprechen.

Von Dubois „einem ehemahligen en „Gros Kaufmann zu Leipzig, wo er „Banquerott machte, bekannt durch „seine Vorliebe für Mystick“ sage ich nichts. Er ward zu Berlin Commerzienrath. Dieser Mann ist närrisch geworden und ich kann ihn nicht loben.

Er endigt diesen Brief mit der jeden unpartheyischen Mann ohne Zweifel befremdenden Behauptung, „daß es unmöglich sey, in Preußen „einen (zum Gesandten) tauglichen Mann „zu finden, weil es keinen daselbst „gäbe.“ Ohne Zweifel kann die Partheysucht zur Raserey führen. Es giebt keine Männer in des großen Friedrichs Lande? Also die Generale, die Officiere, welche Europa zittern machten und die Minister, welche die politischen Operationen ihrer Nachbarn irre führten, wären keine Männer? Wo findt man anders so viel Männer als in Preussen, die geneigt sind, alles für den Ruhm ihres Vaterlandes aufzuopfern? Kurz, wer wollte auch erst solch unsinniges Geschwätz widerlegen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Noch einmal thut der Reisende im sechs und vierzigsten Briefe einen Ausfall auf den Grafen von Esterno: „Er entwürdigt," sagt er, „seine „Nation durch sein kaltes Betragen, „seinen sauer süßen Ton, und seine „Trägheit, die nahe an Unwissenheit „gränzt." Von diesen Worten hat sich G. von Mirabeau selbst eine Lobrede gehalten, und beklagt sich, daß der König diesem Manne, von dem er so wenig erführe, 60000 Livres Besoldung gebe. Die Absicht von alle dem ist handgreiflich, und überhaupt nicht uneigennützig.

In der That war damals, als der Reisende seine Possen schrieb, womit er so angenehm seinen unschätzbaren Briefwechsel ausschmückt, die Lage des französischen Gesandten sehr zweydeutig und sehr beschwerlich. Er sah die Nation ganz in der Nähe, die man in Frankreich zu verachten strebte; er kannte die Versailler Kabinetsstreiche; er empfand, wie schwer es für einen fremden Minister wäre, an einem Hofe eine Stellung zu ergreifen, welcher über

den seinigen eine so sehr auffallende Ueberlegenheit zeigte. Graf von Esterno mußte ganz einfach beobachten, und in Unthätigkeit bleiben. Unterdessen, als der Reisende die kleinen Leidenschaften seiner Bevollmächtigter belustigte, und sie betrog, um ihnen zu gefallen, hörte der Minister die rauhe Stimme der Wahrheit, und verschmähte die Sprünge der Schlange, die ihn mit ihrem Gifte Schaden zufügen wollte. Er behandelte den Reisenden beständig mit tiefer Verachtung, und vermehrte daher das Uebel, ohne darauf zu merken, und ohne es gewahr zu werden. Beyde spielten ihre eigenen Rollen.

§. 2.

Seite 76 finde ich folgende den Herzog von Braunschweig angehende Stelle: „Einen bessern Höfling, geschicktern und gewandtern, und zugleich festern und hartnäckigern Mann kann man sich kaum denken.“ Ich muß das bereits gesagte wiederholen. Hat dieser bessere Höfling, geschicktere, gewandtere, festere und hartnäckigere Mann von einem Spione betrogen werden können? Hat er den letztern zu seinem Freunde und zu seinem Vertrauten machen können?

Man bemerke noch eine Stelle dieses Briefes, wo der Verfasser von seinem Werke über die preussi-

sche Monarchie im Voraus gesteht: „Daß es „nichts als ein Gewebe von Regeln „ist, die sich vielleicht auf falsche Vor„aussetzungen gründen; worinnen man „Sachen finden wird, die sich zwar er„eignen können, von denen aber viel„leicht keine in Erfüllung geht.“ Dies Bekenntniß kann ich ihm um so lieber eingestehen, da von allen seinen Vorhersagungen keine in Erfüllung gegangen ist, und da alle seine Erzählungen beweisen, er sey ein eben so falscher Prophete als schlechter Politiker.

Sie-

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Zu welcher Erniedrigung muß man herabsinken, wenn man alles feine Gefühl verloren hat, um ein Spion zu werden! Eine berüchtigte zu Paris sehr bekannte und öffentliche Hure, die von F** kommt in der Absicht nach Berlin, den König zu erobern. Da der Reisende nach seiner gewöhnlichen Art zu schließen voraussetzt, daß ihr Physisches und Moralisches dem Könige gefallen möchte, so zerarbeitet er sich, beunruhigt er sich, und denkt hin und her auf Mittel zur Intrigue in diesem guten Glücke, das ihm der Teufel zugeschickt hat. Er überlegt viel wegen dieses abgeschmackten Abentheuers, das er seinem Minister in einem so ernsthaften Tone überschreibt, mit dem man nur Staatsangelegenheiten abhandelt. Er bedauert nur, daß der Graf von Esterno so ein Klotz sey — das soll warscheinlich sagen, daß er ein Mann von Ehre sey — sonst würde alles bald in Ordnung seyn. Er entschließt sich endlich, seine Buhlschwester nach Warschau mit Briefen zu schicken, wahrscheinlich, um sie mit andern Briefen wieder zurück kommen zu lassen. Um

alle seine abgeschmackten Auseinandersetzungen gehörig zu beurtheilen, muß man den sieben und vierzigsten Brief vom Anfange lesen. Der Reisende vermuthet, daß man mit Huren und Kupplern die Entwürfe des Berliner Kabinets zernichten, und dessen Weisheit hintergehen kann! Auf diesem edlen Wege geht die Staatskunst des Spions! Es fehlen mir Worte, die den Begriff dieser verworfensten aller Beschimpfungen stark genug ausdrücken können.

§. 2.

Die Seite 82 vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin erzählte Anekdote, ist vollkommen richtig bis auf den Umstand, daß nicht ein Regiment, sondern nur ein Bataillon Husaren dort gelegen hat. Dieser Irrthum ist zwar unbedeutend, und fast für keinen zu rechnen; aber der Verfasser rühmt sich ohne Unterlaß, die preussische Monarchie ganz zu kennen, und deswegen habe ich diese Kleinigkeit gerügt, um noch einen Beweiß von seiner lächerlichen Prahlerey zu geben.

§. 3.

Wichtiger ist der Fehler, den der Verfasser Seite 83 macht. Er sagt: Der Lieutenant Stutheren habe der Madame Rietz ihre Schwester, die Gräfin Matuschka, gebohrne Mamsell Enke, geheurathet,

und

und der König habe genugsames Geld zur Hochzeit hergegeben. Keineswegs! Der Lieutenant Schönberg heurathete die Schwester der Madame Rietz. Sie war zuerst an den russischen Obristen Grafen von Matuschka verheurathet, und eine der ersten Schönheiten. Ihr Gemahl, ein Russe und kein Pohle, gerieth durch den ungeheuern Aufwand in große Schulden, und machte Banquerott. Zu ihrer zweyten Verheurathung gab der König 600 Thaler, und dem Lieutenant Schönberg eine Pension von 600 Thaler. Warum hat er nun die der Schwester von Madame Rietz erzeigten Gnadenbezeugungen des Königs so übertrieben? Hieraus erhellet deutlich, daß der König niemals seinen Schatz, nie seine treuen Diener, nie das Glück seiner Unterthanen dem Eigensinne seiner Mätressen, und dem Glücke ihrer Familien aufopfern wird.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

Die Geschichte des Grafen von Wartensleben erzählt der Verfasser im acht und vierzigsten Briefe durchaus falsch. Der Graf ist nicht mit dem Könige erzogen worden, sondern hat ihn erst nach dem Frieden 1763 kennen gelernt. Ohngeachtet es wahr ist, daß ihn der verstorbene König von seinem Neffen entfernen wollte, so hat er ihn doch nicht nach Spandau, und unter ein Garnisonregiment, sondern unter ein Feldinfanterieregiment versetzt.

Eben so unrichtig ists, daß ihn der itzt regierende König, als er ihn nach Potsdam gerufen hatte, eine Pfründe von 12000 Thaler jährlicher Einkünfte verliehen habe. Dergleichen Pfründen giebts in den ganzen preussischen Staaten nicht, sondern die höchsten sind 4000 Thaler, und die darauf folgenden 1200 Thaler, 800 Thaler u. s. w.

§. 2.

Wenn ich dem Glauben beymessen kann, was man mir in Berlin über den vom Kronprinzen ausge-

gestellten Wechsel von 30000 Thaler erzählt, den man in der Kasse des Ministers Görne gefunden, und welchen der Graf Arnim bezahlt hat, so ist diese Geschichte vollkommen richtig. Man muß sich also nicht über die Gnade verwundern, welche der Graf vom itzigen König genießt. Dies beweist unläugbar, daß Wilhelm als König die nicht vergißt, welche ihm als Kronprinzen Zuneigung und Dienste bewiesen haben.

§. 3.

Schöning, der berüchtigte bey der Kriegskasse als Adjunkt angestellte Kammerhusar des verstorbenen Königs hat nicht 3000 Thaler, wie die geheime Geschichte erzählt, sondern nur 500 Thaler Gehalt bekommen. Gering oder erheblich; doch immer ein Irrthum!

§. 4.

Von dem Grafen von Brühl sagt er Seite 93, „Er sey ein liebenswürdiger Mann; „schwärmerisch, ohne daß man weiß, „ob es ihm ein Ernst damit ist, nicht „sehr Soldat, u. s. w." Ich kenne den Grafen Brühl als einen sehr edeldenkenden, liebenswürdigen und gelehrten Mann, der sich nur um sein

Amt

Amt bekümmert, und der viel Neider wegen seiner Stelle bekam. Man fängt an ihn besser kennen zu lernen, richtiger zu beurtheilen, und wegen seines sanften und uneigennützigen Charakters auch mehr zu lieben.

§. 5.

Das müssige Leben des Königs giebt dem Spion nochmals Gelegenheit Seite 94 von ihm zu sagen: „Es ist gewisser als je, daß der „König nicht arbeitet, und daß er Jagd „auf alles Vergnügen macht.“ Ich habe bereits gesagt und bewiesen, daß der König arbeitet. Aber arbeitete denn Friedrich immer in Staatsgeschäften? Wie viel Zeit brachte er nicht zu mit Ausarbeitung französischer Werke, mit Briefschreiben an d'Alembert, Madame von Chatelet; mit la Mettrie, Jourdan und Voltaire? Dies war seine Ruhezeit; allein die Ruhezeit Wilhelms wird nicht so wie Friedrichs genossen. Der eine findet Geschmack an Gelehrten, der andere an schönen Frauen. Wenn der Mensch nun einmal sein Lebelang durch Menschlichkeiten eingeschläfert werden muß, so will ich doch lieber den Menschlichkeiten nachgeben, die die Wollust darbietet, als denen, welche uns die Zusammenhäufung der Ideen, die Streitigkeiten des Stolzes, und die Berechnung der unendlich kleinen Größen — calcul infinitésimal — ver-

verschaffen. Die preussischen Staatsgeschäfte gerathen nicht in Stockung, sondern gehen immer fort. Das Räderwerk der Departements ist immer in Bewegung, und der König ist der einzige allgemeine Beobachter ihrer Arbeiten, der sein Oberaufseheramt niemanden abtreten wird. Weswegen bekümmert sich also der Reisende jederzeit darum? Aus Hang zur Satyre und Bosheit.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

„Ich bin weder direkte noch indirekte „accreditirt. Ein einziger Wink kann „über mich und meine Papiere ent„scheiden; und ich würde überall verlo„ren seyn.“ Diese im neun und vierzigsten Briefe vom Verfasser geäußerte Furcht tadele ich gar nicht. Sein Stand in Berlin war unehrbar, und man hätte ihn in einen noch unangenehmern versetzen können. Dieser Gesichtspunkt hat nichts erfreuliches, sondern nur schreckliches in sich, besonders aber für diejenigen, die sich demselben freiwillig ausgesetzet haben, ohne zugleich auch einen andern sich zu wählen.

Dieser Brief ist eine Zusammenhäufung falscher, lächerlicher, und unwahrscheinlicher Urtheile. Der Reisende setzt darinnen voraus, daß unter der Bedingung der römischen Königswahl und Theilung des römischen Reichs eine Allianz zwischen dem Könige von Preussen und dem Kaiser geschlossen werden könne. Welche Unbedachtsamkeit! Welch eine Art zu beobachten! Elender Beobachter! Damals

als

als du deine kindischen Vermuthungen von Berlin niederschriebst, war auch ich daselbst, und wendete meine Augen auf einen ganz andern Plan, als der ist, welchen deine fantastische Einbildungskraft ausgeheckt hat. Wilhelm wird nie ein Verräther, nie ein Unterdrücker des deutschen Fürstenbundes, und nie ein ungerechter Eroberer ihrer Macht und Rechte seyn. Er ist vielmehr ihr Freund, Beschützer, und ihre Stütze gegen alle entworfene oder noch zu entwerfende Usurpation. Nachdem du so ganz falsche Anleitungen gegeben, Fehler über Fehler, und irrige Beobachtungen zusammen gehäuft hast, kannst du dich noch unterstehen, Ansehn zu verlangen! Wenn dein Minister, ehe er dich nach Berlin sendete, deinen Werth nicht kannte, so sey versichert, aus deinem Briefwechsel hat er ihn kennen gelernt, und überhaupt aus deinen schülerhaften und abgeschmackten Gemälden, womit du ihn vergnügt hast, eingesehen, daß du dich sehr gut zum Beobachter eines Hurenhauses oder des Narrenhauses zu Paris schickest.

§. 2.

Der Staatsminister, Graf von Schulenburg, hat seine Stelle nicht aus der Ursache niedergelegt, welche der Reisende vorgiebt. Ein gewisser Mann, den die Umstände auf eine wichtige Stelle erhoben hatten, schien ihm der Gnade unwürdig, die er genoß; er schämte sich ihn zum Nebenbuhler zu haben,

ben, und ward unzufrieden über den Gang, welchen die Geschäfte nahmen. Er ist reich, um unabhängig leben zu können. Indem er seine Stelle niederlegte, that er, was jeder kluge Mann thut, der seinen gerechten Stolz zum Schiedsrichter wählt.

In der Folge wird der Herzog von Weimar vom Verfasser gemißhandelt, indem er von ihm S. 98 sagt: „Nun ist er wirklich in Berlin, „um in preußische Dienste zu treten. „Solche Feldherren werden nie einen „siebenjährigen Krieg anfangen." Was soll das heissen? Nichts. Es ist gar leicht einen Krieg anzufangen, oder wieder zu erneuern, aber sehr schwer ihn zu führen, und mit Ruhm zu endigen.

§. 3.

Der Reisende theilt Seite 99 ff. im Ernst eine Erzählung von einer Audienz mit, welche seine hochgerühmte Buhlschwester mit dem Könige gehabt haben soll. Er versichert, daß der König in dieser Unterredung sich über seine langweiligen Geschäfte beklagt habe. Wahrhaftig der Briefschreiber ist nicht bey der Unterredung gewesen. Es ist gewiß nur die schlichte Erzählung einer niederträchtigen Hure, die ihn zum Besten gehabt hat. Indessen erzählt er diese Anekdote mit dem ernsthaftesten

testen Tone. Das war ohne Zweifel eine sehr lautere und sehr glaubwürdige Quelle! Ein durch seine Sendung herabgewürdigter Mann, eine verworfene Frau sind also die feinen Zusammenstoppler des geheimen Briefwechsels, der in Frankreich so viel leichtgläubige Anhänger gefunden, der eine so große Neugierde erregt, und in welchem man so schändlich und verwegen den König von Preussen, den Prinz Heinrich, und die edelsten Männer der preussischen Monarchie verläumdet hat! Leser! schämt euch; erröthet, unbescheidene Censoren einer Schmähschrift, deren Zauber des Styls der Lügen das Gewand der Wahrscheinlichkeit gegeben hat! Es war eben so leicht über den Berliner Hof ein großes Werk zu schreiben, als dasselbe mit boshaften Schmähungen und Schandthaten anzufüllen, von welchen der Verfasser überzeugt seyn konnte, sie würden in Paris Beyfall erhalten, wo man die Preussen eben so wenig als die Sinesen kennt, und wo die allgemeine Stimme der Mode bey jeder Sache den Ton angiebt. Ein verschmitzter Satyrenschreiber, der die Unwissenheit, die Schadenfreude, und den unheilbaren Leichtsinn ihrer herumschweifenden Ideen kennt, kann sich hier alles erlauben. Er kann versichert seyn, daß sie sein Buch reissend auch zum theuersten Preise kaufen, und ihm Beyfall geben werden, besonders wenn es ihm glückt sie zu vergnügen, und wenn er verläumdet und tadelt. Je unbekannter der abgehandelte Gegenstand ist, desto sicherer ist sein Glück gemacht. Die Preussen!

Welcher Mensch hat in Frankreich einigen Beruf sie zu rächen, und einen richtigern Begriff von ihnen zu geben? Keiner. Hier war also ein weites offenes Feld zur Verläumdung und Belustigung; hier konnte man ein Werk dieser Art drucken lassen, und in den Pariser Gesellschaften damit ein wichtiges politisches Ansehen erlangen. Es geht hier mit den Büchern wie mit den Menschen, sie mögen gut oder böse, wahr oder falsch seyn, unterrichten oder irre führen, daran liegt nichts. Wenn sie zu gefallen wissen, durch welche Mittel es auch sey, so billigt man sie, rühmt sie, und findet sie artig. Der Reisende, ein Mann, dem man in der That seinen großen Verstand nicht absprechen kann, hat den schwachen Verstand der meisten Einwohner von Paris benutzt, sich ein Ansehen verschafft, sein Buch gut verkauft, und sich Bewunderer erworben. Er wird sehen, was ihm von allen diesen Vortheilen übrig bleibt, wenn man meine Widerlegung gelesen haben wird.

Die Verläumdung macht Riesenschritte: denn sie findet offnere Ohren als die Wahrheit. Der Mensch ist überhaupt geneigter, böses als gutes zu glauben, und jede Rechtfertigung scheint ihm wenigstens zweydeutig. Ich sehe also mit Recht voraus, daß mein Buch weniger Leser haben, und weniger Glaubwürdigkeit finden wird, als die geheime Geschichte des Reisenden. Außer der Verschiedenheit des Styls, die ich ihm gern zugebe, hat er

noch

noch den großen Vortheil, eher geschrieben, und die Leser eingenommen zu haben, da mir auf allen Seiten nothwendig die Nationalvorurtheile, und die gemachten Widerlegungen entgegen stehen. Ueberhaupt wo man weder direkte noch indirekte einen Vortheil hat, die Wahrheit zu erkennen, da kann der Vertheidiger derselben der Lügen nur einen kaum merkbaren Stoß geben. Ich werde mich über die Beschuldigung der Partheylichkeit, der Leidenschaft und des Zorns nicht verwundern; sondern ich vermuthe diese Vorwürfe sogar. Ich hoffe noch den Verfasser sich wie einen Seiltänzer krümmen, Verdrehungen, Schmähschriften und Satyren machen, und mich in einen Haufen Epigrammen einhüllen zu sehen; alsdann wird er gewiß in einem Lande die Lacher auf seiner Seite haben, wo man überhaupt die Thorheit mehr als die Klugheit, und die Spötterey mehr als die Ernsthaftigkeit schätzt. Wenn es so erfolgt, wie ich es voraus sehe, so habe ich in mir selbst einen Tröster, der mich immer getröstet hat, und auch noch in diesen Umständen trösten wird. Indessen glaube ich, daß, wenn ich dem Verfasser des geheimen Briefwechsels die Maske nicht ganz abreissen konnte, die Zeit das gewiß vollenden wird, was ich angefangen habe, und daß seine eifrigsten Verehrer wohl die Augen öffnen werden müssen, wenn sie alle seine Prophezeyungen, alle seine Betrachtungen, und alle seine Voraussetzungen durch die Erfolge nach und nach der Lügen gestraft sehen werden. Alles was ich vom französischen Publikum

kum verlange, ist, ihr Urtheil aufzuschieben, und das Ansehen der Treue, der Ehre und der Recht=schaffenheit, welche Trenk überall sich erworben hat, mit demjenigen zu vergleichen, welches der Verfasser der geheimen Geschichte überhaupt genießet. Ent=weder ich irre mich sehr, oder die Waagschale wird bey dieser einzigen Vergleichung sehr zu meinem Vor=theil ausschlagen. Es giebt Thoren, eigensinnige und vorurtheilsvolle Leute, die mir meine Bitte ab=schlagen, diesen antworte ich, daß ich von ihnen nichts erwarte, weil ich ihren Beyfall nicht haben will.

Vier=

Vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Aus der Menge falscher Behauptungen des funfzigsten Briefes, will ich nur die einzige, S. 104, ausheben, welche von den übrigen einen Begrif geben wird. „Man macht so viel Majors „und Obristlieutenants, als nur mög„lich ist. So sind z. B. alle Hauptleute, „welche den Krieg mitgemacht haben, „so weit avanzirt.“ Diß ist falsch. Es ist außer aller Wahrscheinlichkeit, daß sich diß in der preußischen Armee zutragen kann, wo jedes Regiment nur die nöthigen Majors hat, und wo es nicht einmal soviel Generale als Regimenter giebt. Außer der allgemeinen Regel giebts keinen Weg zum Avancement; ganz Europa ist davon überzeugt; und auf dem Markte zu Berlin würde man den Spion davon unterrichtet haben. Was soll man von diesem Manne denken, der so entscheidend von der Grundfeste der Preußischen Monarchie spricht, und sogar die einfachsten und bekanntesten Einrichtungen der Regimenter nicht kennt?

Wenn ihn seine schwarze Bosheit nicht unaufhörlich aufwiegelte, so müßte er über seinen abgeschmackten Stolz lachen. Zu glauben, diese Monarchie habe kein System, weder Regierer noch Regierung? In den Gäßgen und bey den Käsekrämern mag er seine Possen auskramen, aber unterrichtete Leute verschone er. Mit einer Erfahrung von zwey Tagen muß man seine unzählbaren Fehler entdecken, und nur diejenigen kann er noch betrügen, welche ausdrücklich blind seyn wollen. Um ein guter politischer Beobachter zu seyn, muß man eine große Beurtheilungskraft und einen mit thätiger Klugheit verbundenen Scharfblick besitzen. Alles das fehlt dem Verfasser: er hat Styl, Geschwätz, Stolz und Verwegenheit. Mit diesen versehen, ist man nur ein mittelmäßiger Staatsmann.

§. 2.

Ich denke wie der Reisende von den Monopolen und der Tabacksadministration; seine Bemerkungen über diesen Gegenstand sind sehr richtig, und zu Berlin denkt jedermann darüber wie er. Der Schatz leidet deswegen wirklichen Verlust, und man hat Mittel gesucht, ihn zu ersetzen; allein diejenigen, welchen dieß Geschäft aufgetragen worden ist, haben nicht allgemeinen Beyfall erhalten, und sie sind bey dem aufgeklärten Theile der Nation verhaßt geworden. Ohne gründlich von dieser Angelegenheit unterrichtet zu seyn, ohne die Quellen zu kennen, woraus

aus man Hülfe gesucht hat, war ich selbst der Meynung des Verfassers, der bey alle dem nur das sagt, was ich in Preußen habe sagen gehört, und was die ganze Nation wiederholt.

„Noch einmal," sagt er S. 110, „welches Schicksal ist einem Lande zu prophezeihen, worein sich Priester, „Schwärmer und Huren theilen werden?" Wenn wird denn Preußen ein solches Schicksal haben? In der Zukunft, wird man antworten. Gut: aber wird diß unter der Regierung Friedrich Wilhelms geschehen? Zwey Jahre sind seit dieser Prophezeihung verflossen, und nichts scheint die Erfüllung anzukündigen. Ich sehe nicht ein, wie der Spion wegen seines dem Hofe zu Versailles mitgetheilten Unterrichts hat besoldet werden können; doch wenn er ihm nicht gut diente, so hat er ihm dagegen sehr schlecht gedient.

Seine Bemerkungen über den Handel Frankreichs mit England bestätige ich: weil ich ihm in allen Wahrheiten Recht wiederfahren lasse.

Die Nachschrift dieses Briefes ist noch ein unanständiger Ausfall auf den König von Preußen, worinn er es nöthig findet, übel von ihm zu sprechen. Wenn er sich übrigens schmeichelt, daß er ihn gut kenne, so hat er sehr unrecht.

Er kam zu Berlin an, ward anfangs in guten Häusern eingeführt, allein man lernte seinen wirklichen Charakter und seine Sendung nach und nach kennen. Nun entfernte man sich von ihm, und er gerieth in die saubern Gesellschaften, wo er alles das sammelte, was er seitdem über die Ehre und den Ruhm Friedrich Wilhelms ausgebreitet hat.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Den ein und funfzigsten Brief überschlage ich, und nehme den zwey und funfzigsten vor, der einer der längsten, aber nicht einer der wichtigsten ist.

§. 1.

Zum Anfange ist lange die Rede von einem jungen Menschen, dem der Reisende die größten Lobsprüche ertheilt, und den er nach Curland anstatt seiner als Kundschafter gesendet wissen will. Nichts ist unnützer und langweiliger für einen politischen Kopf, als alle das über diesen Gegenstand geführte Geschwätz. Welcher vernünftiger Mensch wird von Frankreich in seiner itzigen Lage voraussetzen, daß es darauf denken sollte, in Curland Intriguen zu unterhalten, wo es weder Vortheil zu finden, noch Einfluß zu haben je hoffen kann. Preußen ist der Grenznachbar dieses Landes, und es benutzt jeden günstigen Umstand, den dasigen Handel in Besitz zu nehmen. Rußland wacht auf alle Handlungen, die man deshalb unternimmt, und das Kabinet von Versailles ist vielleicht unter allen Staatskabinetten dasjenige, welches sichs am wenigsten einfallen lassen muß, da-

selbst Vortheile zu erlangen. Dieser Entwurf ist also bloß ein Hirngespinst. So weit man sehen kann, haben alle diese Behauptungen keinen andern Grund, als einen Spion zu schützen und ihm Brod zu verschaffen. In kurzer Zeit wird man sehen, was aus Curland werden wird. Sein vorbehaltenes Schicksal hat niemand vorhergesehen, und unser Verfasser, dessen Gabe vorherzusehen in der That sehr geschwächt zu seyn scheint, hat nicht mehr vorhergesehen, als die, welchen er seine Träumereyen für Thatsachen zuschickte.

§. 2.

„Mittwoch, den 22sten vorigen Mo„nats — December 1786 — war, sagt der „Reisende, der merkwürdige Tag, wo „Fräulein von Voß die Hand des Kö„nigs annahm, und ihm die ihrige „versprach.“ Hierauf sieht er nach seiner gewöhnlichen Art die Verwirrungen und die Kabalen dieser Vereinigung voraus. Indessen leben wir nun schon im Monat Junius 1789, und von alle den scharfsinnigen Vorhersehungen des Briefschreibers ist nichts erfolgt, und kein vernünftiger Mensch konnte auch nur so etwas vermuthen. Wenn man einen Staatsbriefwechsel mit unmöglichen Vermuthungen, mit Unwahrheiten, Beleidigungen und Windbeuteleyen anfüllen will, so kann man wohl die Couriers und Bände, vermehren.

§. 3.

Endlich trift man doch einmal auf einen Mann, von dem auch der Reisende Gutes spricht; und dieser ist der allgemein geliebte und geschätzte General Möllendorf! In der That muß er es im höchsten Grade seyn, da er sogar dem Spione Achtung und Zuneigung abgewonnen, und dessen Lieblingsbeschäftigung, die Verläumdung, besiegt hat. Allein da ein Bösewicht sich jederzeit wegen des Guten, welches er von dem einen gezwungen ist zu sagen, indem er von andern Böses spricht, entschädigt, so ermangelt auch der unsrige nicht, den König zu beschuldigen, „daß er Möllendorf „über nichts zu Rathe gezogen, und „daß er wenigstens keinen Einfluß ge„habt habe.“

Jedermann weiß, daß Friedrich Wilhelm den General Möllendorf zum Präsidenten des neuerrichteten Kriegsraths ernannte, daß dieser an Herz und Geist seltene Mann, dessen edelster Heldenmuth und die ausgebreitetsten Kenntnisse in der Kriegskunst bekannt sind, die ganze Preußische Armee regiert, und daß er beym Kriegswesen eine Macht hat, welche vor ihm keinem Generale ertheilt worden ist. Hier sind also zwey merkwürdige Widersprüche: der General Möllendorf hat erstlich allerdings einen mächtigen Einfluß, weil er Generaldirector der Armee ist; zweytens, da die preußi-

sche Armee durch einen so allgemein anerkannten verdienstvollen Mann regiert wird, ist es wohl glaublich, daß der Verfall der preußischen Monarchie so nahe ist, als ihn der spöttische Verläumder voraussetzt? Hierzu setze ich noch, die Sorgfalt des großen Friedrichs hat eine so zahlreiche Pflanzschule wohlunterrichteter und zum Kriegsstande geschickter junger Männer angelegt, daß der für den Staat und die Armee immer traurige Verlust eines Möllendorf nicht durchaus unersetzlich seyn würde.

§. 4.

Der Reisende kommt nochmals auf die innere Fäulniß Preußens zurück, von der er behauptet, „alle Anzeigen sind da.“ Ich will ihn in diesem faulen Dunstkreise, wohin er so gern zurückkehrt, nicht stöhren. Ich will Hrn. Rietz, von dem er eine Zeile tiefer viel Böses sagt, nicht vertheidigen. Ich kenne diesen Mann nicht, aber das weiß ich, daß seine Frau, die vorige Maitresse des Königs, nicht die angedichteten Fehler an sich hat, sondern im Gegentheil viel gute Eigenschaften besitzt; daß sie sich in nichts mischt, noch sich jemals auf irgend eine Art in Staatsgeschäfte mischen gewollt hat, und daß der Monarch, der die Frau zur Liebhaberin und den Mann zum Vertrauten seiner jugendlichen Verirrungen gehabt hat, ihnen wohl Gnadenbezeigungen und Geschenke machen kann, ohne deshalb den Vorwurf, er verschwende

den öffentlichen Schatz, zu verdienen. Ich habe schon bemerkt, daß der König bey seinen austheilenden Wohlthaten sehr behutsam ist, daß keiner seiner Günstlinge reich werden, und daß Niemand seine Seele so beherrschen wird, daß er thun muß, was der Günstling will. Vergebens wiederholt der Reisende beständig mit andern Worten, daß der König alle sein Ansehen, wenigstens in Hausangelegenheiten, verlieren werde. Wenn der König von Preußen durch die Erzählungen eines Verläumders in einigen Pariser Gesellschaften, welche ihn nicht kennen, sein Ansehen verloren hat, so kann er sich leicht damit trösten, daß er zu Berlin geschätzt und geliebt, von den benachbarten Mächten aber gefürchtet wird. Er kennt den Geist seiner Nation, ihre Grundsätze und ihren Enthusiasmus für seinen Ruhm. Er hat bis itzt keine Schandthaten unter derselben ausgeübt, und ich behaupte, daß er es auch in Zukunft nicht thun werde.

§. 5.

Die gleich darauf folgende Behauptung des Verfassers kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. „Wenn es Frankreich je nöthig „hat, das Berliner Kabinet zu lenken, „so sind, so lange der König etwas da„bey zu sagen hat, Rietz und der Prinz „Friedrich von Braunschweig dieje-

„nigen, welche in die Falle gehen wer„den." Daß man ähnliche Abscheulichkeiten unter dem Siegel eines undurchdringlichen Geheimnisses geschrieben hat, das läßt sich begreifen; aber nicht das, daß man die Verwegenheit gehabt hat, sie durch den Druck allgemein bekannt zu machen. Also der Prinz von Braunschweig hat in den Augen des Reisenden verdient, mit Rietz in eine Klasse gesetzt zu werden? Er ist also zur Verrätherey und Verwirrung geneigt? So untersteht sich ein erkaufter Betrüger, einen Prinzen voll Ehre, einen der vornehmsten Generale der preußischen Armee, einen Freund Wilhelms, einen der vortreflichsten Krieger, einen der eifrigsten und treuesten Anhänger des Hauses Brandenburg zu behandeln! In einem der vorhergehenden Briefe hat der Schurke bereits den regierenden Herzog von Braunschweig mit den nämlichen Farben geschildert, indem er ihn verdächtig macht, daß er gegen das Interesse des Hauses Brandenburg einer feindlichen Macht den deutschen Fürstenbund unterjochen helfen werde. Welchen Zaum kann man also seiner Unverschämtheit anlegen?

Ich bin weit entfernt, das Haus Braunschweig nach den Begriffen des reisenden Franzosen zu beurtheilen. Niemals hat es weder Niederträchtigkeit noch Verrätherey gezeigt. Ich kenne den regierenden Herzog und seinen Bruder, und weiß, daß sie ihres Nahmens und ihres Ranges würdig sind. Wenn der letztere, dem Anscheine nach, gewissen

Vorwürfen ausgesetzt ist, so versichere ich, ohne mich für der Beschuldigung des Vorurtheils, der Partheylichkeit und des persönlichen Interesse zu fürchten, daß er nicht weniger zu schätzen ist. Ich hoffe, daß die Beschuldigungen des Briefschreibers mit der Zeit ihren Wiedervergelter finden, und daß die der Verrätherey und des Abfalls beschuldigten beyden Prinzen von Braunschweig durch die That eine Verläumdung zunichte machen werden, welche ihre Ehre in einem Lande schmählern kann, wo man sie nicht kennt, und wo der erste gemachte Eindruck sich sehr lange erhält. In Frankreich behält die Unwahrheit jederzeit ein fürchterliches Ansehn, weil es die allgemeine Gewohnheit daselbst ist, an nichts zu zweifeln.

§. 6.

Ich frage, was dem Kabinet zu Versailles daran liegt, zu erfahren, daß der Herzog von Weimar eine Wolfsjagd halten will. Hat man auch die Geschichte dieser Jagd mit Zifferschrift geschrieben? Das nenne ich einen recht voll gepfropften politischen Briefwechsel!

Nach der Wolfsjagd beschäftigt der Verfasser die Leser wieder mit der Liebschaft des Königs und der Fräulein von Voß, und bemerket, „wir befinden uns hier in dem Gebiete des „unendlich Kleinen." Armes, kleines Königreich! arme kleine Bürger! was will aus euch

werden?

werden? In der That, euer Ruhm verschwindet; ihr werdet bald nichts mehr im Gleichgewichte von Europa seyn. Der Prophet des Briefwechsels hat euch verbannt. So wie Jonas, als er unter dem Schatten des großen Kürbis saß, den der Herr über ihn gepflanzt hatte, und der in dem Augenblicke verdorrete, als der Prophet schlafen wollte *), spricht er über euch den Fluch; er verdammt euch zur unheilbaren Ausartung! Zittert, Preußen, euer Verderben ist gewiß.

Die Geschichte von des Königs geheimen Besuch des Korn- und Strohmagazins ist eine unächte, durchaus entstellte Erzählung. In allen großen Städten erfindet der Abschaum des Pöbels ähnliche Geschichtchen, und die Alten erzählen sie den Jungen als Thatsachen. Die wahrscheinlichsten Anecdoten sind an sich selbst nichts als unnütze Gespräche. Allein muß man politische Briefwechsel mit unnützen Gesprächen anfüllen?

*) Man lese den Propheten Jonas nach.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Im drey und funfzigsten Briefe übergehe ich die vier ersten Seiten als unnützes, albernes Geschwätz, das keine Widerlegung verdient und führe folgende S. 141 befindliche Stelle an.

§. 1.

„Ein neuer dummer Streich bey „den Militäreinrichtungen ist folgen„der: daß bey der Garde alle Pre„mierlieutenants zu Kapitäns und alle „Kapitäns zu Majors ernannt wor„den sind.... Der König will seine „Schulden mit dem Ertrage der Offi„cierspatente u. s. w. bezahlen.“ Hier merke man: die Subalternenofficiers bezahlen nichts und die Kapitäns nebst den Majors 5 Rthlr. für ihre Patente. Wollte also der König nur eine Million von seinen Schulden mit dem Ertrage von diesen Patenten bezahlen, so müßte er 200000 Majors oder Kapitäns ernennen, deren Besoldung der Kriegskasse einige Millionen mehr Ausgabe verursachte. Das ist ein feiner Entwurf! Da der Briefschreiber diese Neuigkeit nicht bey der

Durchsicht seines Geschriebenen ausgestrichen hat, so muß er geglaubt haben, er sende sie an Hirnlose oder schwachköpfige Männer ab. Eine ähnliche Einrichtung hat bey keiner Armee auf der Welt statt; und von den Truppen im Monde oder vom Reiche der Luftgeister spreche ich nicht. Hier würde es möglich seyn, daß jeder Soldat Kapitän werden könnte, besonders wenn der Reisende die Stelle eines Kriegsministers bekleidete. Viel Patente, viel Geld, das ist ein sicherer Schluß.

§. 2.

S. 142 beschuldigt der Briefschreiber den Freyherrn von Werder der Schwäche und Unentschlüssigkeit. Die ganze Erzählung ist eine von den Feinden des Ministers erdichtete, von Bösewichtern verbreitete und vom Verfasser unachtsam gesammelte Anecdote. Ich würde sie in ihr wahres Licht setzen können, aber aus wichtigen Ursachen übergehe ich sie mit Stillschweigen.

§. 3.

S. 144 erzählt er ebenfalls eine eingebildete Begebenheit „von der Futterlieferung „für die Kavallerie zu einem sehr nie„drigen Preise als eine Folge von Möl„lendorfs Plane von der Abschaffung „der Grasung." Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Friedrich

Friedrich hatte zur Ersparung der Ausgaben befohlen, daß nach jeder Generalrevüe vom Monat May alle Kavalleriepferde vier Monate auf Grasung getrieben werden sollten. Daraus folgte eine große Futterersparniß. Die Bauern, Leibeigne des Königs, die Aemter und Pächter mußten diese Last allein tragen, weil die Edelleute davon ausgenommen waren. Zur Entschädigung ihres Verlusts hatte man eine sehr geringe Summe festgesetzt. Das ganze Land erlitt durch den Misbrauch, welchen sich das Militär erlaubte, vorzüglich in trockenen Jahren, beträchtliche Bedrükkungen. Der König Wilhelm wollte diese Lasten, womit die Guthsbesitzer unrechtmäßigerweise beschwert waren, abschaffen, und verlangte vom General Möllendorf einen Plan dazu. Allein die Ausführung fand die größten Schwierigkeiten und bis jetzt ist die Grasung noch nicht aufgehoben, sondern man hat nur einige weise Maasregeln getroffen, daß die Kapitäns und Rittmeister den Bauern und Pächtern nicht mehr so großen Schaden verursachen können.

Außer dem was ich bereits erzählt habe, beweißt auch diß, daß die Absicht des Königs ist, die Bedrückungen des vorigen Königs zu mildern, und daß er sich sehr ernstlich mit Wohlthun beschäftigt. Er ist also kein schwacher und unempfindlicher König, wie ihn der Reisende bey jeder Gelegenheit schildert, wo er ihn nur beleidigen kann. Schon

die sehr strengen Befehle haben dem Militär die Gränzen vorgeschrieben, wodurch ein großer Theil der Ruhe des Landmanns gesichert ist; und man kann mit Recht hoffen, daß mit der Zeit, wenn nur einige Möglichkeit da ist, das Uebel mit sammt der Wurzel vertilget werden wird. Das alte System war zu sehr zusammengesetzt, als daß man es auf einmal ohne die Seitenlinien zu treffen, mit welchen es verbunden war, folglich ohne daß der Staat darunter litte, hätte aufheben können. Uebrigens muß man bemerken, daß seit Friedrichs Thronbesteigung und seit seiner ersten Operation in Beziehung auf die innere Militärverfassung die Lebensmittel, die Fourage und jedes Landesprodukt theurer geworden sind. Gegenwärtig bezahlt man nur nach der alten festgesetzten Schätzung. Man kann daraus leicht die Ursachen einsehen, warum der Landmann murrt, zu einer Zeit, wo die stärkere Volksmenge und der bessere Anbau ihn Vortheile hoffen läßt, an die er ehedem nicht einmahl denken konnte.

Dieß ist für jeden Leser die deutliche Erklärung der Geschichte, welche der Reisende während seines Aufenthalts in Preußen ohne Mühe würde haben erfahren können, allein er hat alles mit Eilfertigkeit gesehen und sogar auch beurtheilet.

Ich bitte meine Leser, sich zu erinnern, daß ich zwar dem ersten Anscheine nach mich manchmal

bey

bey Gegenständen aufhalte, die es nicht zu bedürfen scheinen, welche ich aber dennoch durchgehen, wenigstens deutlicher machen muß, um meinen Beweisen mehr Gewicht zu geben. Ich will überzeugen, nicht aber glänzen; deutlich aus einander setzen, nicht aber verwirren; die Dunkelheiten erhellen, nicht aber wie der Verfasser der geheimen Geschichte in fast allen seinen Bemerkungen über die Oekonomie und Politik der Preußischen Monarchie in Finsternisse einhüllen. Immer spricht er davon, als wenn er sie vollkommen kennte, und unter zwanzig von ihm erzählten einzelnen Begebenheiten finde ich funfzehn entweder falsch, oder doch zweydeutig vorgetragen. Um seine handgreiflichen Irrthümer zu zeigen, muß ich wohl die wahre Beschaffenheit kenntlich machen, und deswegen auf einzelne Gegenstände mich einlassen. So machts der Reisende nicht. Indem er alle Mittel zu gefallen anwendet, vergißt er zu unterrichten. Geschichtchen, Spöttereyen, Anzüglichkeiten, persönliche Beleidigungen und Wortspiele sind seine Hülfsmittel, die ich nicht annehmen kann, weil ich für kluge Menschen schreibe, die unterrichtet seyn wollen, und nicht für solche, die Spöttereyen nachjagen.

§. 4.

„Wo der König von Frankreich „vier Minister hat," sagt der Reisende S.

 146.

146. „da muß der König von Preußen „zwanzig haben."

Wunderlicher Misbrauch der Worte! Noch einmal muß ich wiederholen: das preußische System ist dem Herrn von Mirabeau gänzlich unbekannt, ob man ihn gleich besoldet hat, sich davon zu unterrichten und Kenntnisse zu verschaffen. Bey jedem Departement ward der Chef entweder Präsident oder Minister genannt. Keiner dieser Chefs hat Gelegenheit, sich durch Erpressungen zu bereichern. Er muß dem Könige und dem Kollegio Rechnung von seinem Betragen ablegen, Ehre und Patriotismus schränken ihn in den Wirkungskreis seiner Pflichten ein. In Preußen arbeitet man, um sich zu seiner künftigen Stelle geschickt zu machen und nicht sie durch List zu erhalten. Wenn ein Minister seine Stelle niederlegt oder verliert, wenn er in derselben reich geworden ist, so geschah das letztere weder durch zufällig erhaltene Gnadenbezeigungen, noch durch die Folgen einer jederzeit strafbaren Nachgiebigkeit gegen denjenigen, der der Vater seiner Unterthanen, die Stütze der Gesetze und guter Ordnung seyn soll. Man weiß, daß in Preußen kein Chef eines Departements von seiner Besoldung reich wird; welche, selbst dem Kriegs- oder Finanzminister, sehr mäßig zugetheilt ist. Wenn ein Minister den Staat bestielt, so ist er ein größerer Verbrecher als der Straßenräuber, weil er das öffentliche Zutraunen, den ehrwürdigen

und

und heiligen Gegenstand jeder Regierung mißbrauchet. Man hat kein Beyspiel in Preußen, daß ein durch die Staatsreichthümer reich gewordener Mann in Berlin oder in den Provinzen sich unterstanden hätte, Palläste zu bauen, Gärten anzulegen und Denkmähler zu errichten. In Preußen würde kein Mann in gute Gesellschaften zugelassen werden, von dem es bekannt wäre, daß er sich durch Plünderung seiner Mitbürger und durch Misbrauch der Schwäche oder Nachsicht des Regenten bereichert hätte. Allgemeine Verachtung würde das Loos seiner Treulosigkeit seyn. Diß ist das Preußische Nationalsystem, diß die Ursache, warum die Minister nicht nur während der Verwaltung ihrer Aemter, sondern auch nach Niederlegung derselben geehrt werden. Die Hochachtung, welche man ihnen erzeigt, nimmt im Verhältniß mit ihren Verdiensten zu, durch welche sie sich auszeichnen; nur dieser Unterschied findet zwischen ihnen statt.

Wie viel Millionen Nationalschulden würden die Franzosen weniger haben, wenn sie die Grundsätze der Ehre und der Oekonomie, welche das Preußische System erhalten, seit einer gewissen Anzahl Jahre angenommen hätten! Allein gemeine Vorurtheile, Ministerangewohnheiten und die Veränderlichkeit der Endzwecke, vermischen sich daselbst täglich mit dem Hange zum Vergnügen, mit dem beständigen Leichtsinne und den Fehlern

der Erziehung. Das: es lebe der König! ist weit von dem: es lebe das Vaterland! entfernt, welches nur denen wunderbar vorkommt, die außer dem einzigen Individuum nichts sehen — welches doch weiter nichts als primus inter pares seyn sollte — welche das Verdienst der Maschinen nicht schätzen, welche Ihnen unähnlich sind, und das für einen Misbrauch halten, was nur eine Vereinigung weiser Endzwecke ist, das lächerlich machen, was ihnen ihre Vorurtheile nicht einzusehen erlauben, indessen man bewundern und nachahmen müßte.

Die gegenwärtige Nationalversammlung in Frankreich soll zum Hauptendzweck haben, die seit langer Zeit sich in die unzählbaren Systeme der Staatsverwaltung dieses Reichs eingeschlichenen großen Misbräuche, welche alle Bewohner drücken, abzuschaffen. Ludwig XVI. scheint nur das Glück seiner Nation zu wünschen; er zeigt eine edelmüthige Seele, geneigt, sogar selbst zu leiden, doch was sage ich? zu wollen, daß man sich gegen die Wirkungen der willkührlichen Macht bewafnet. Die Pflicht der Repräsentanten der Nation ist also, mit Weisheit, Ueberlegung und strenger Unpartheylichkeit die Mittel abzuwägen, welche das Unglück entfernen, das Glück nach und nach herzuführen, ein nützliches und geachtetes System bilden, die Gierigkeit der Minister einschränken, dem Mächtigen seine Rechte, dem Schwachen aber seine

Be-

Beschützer und Rettungsmittel erhalten können; welche Mittel endlich unüberwindliche Gränzen festsetzen, an welchen nur die ehrsüchtigen Feinde der öffentlichen Ruhe scheitern könnten. Vor allen Dingen muß man in Frankreich den fast ganz erlöschten Patriotismus wieder beleben, die Erziehung und die Sitten verbessern, eigne Ausbildungsschulen für Staatsmänner und Unterthanen, heilige Erfüllung der Pflichten, sowohl der Liebe als des Ruhms fürs Vaterland einführen. Beschäftigt man sich ernsthaft damit, so wird die Nation und der Fürst gleich glücklich werden. Einen der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit würdigen König wird es nicht gereuen, seine Macht auf die Stärke seiner freygewordenen Nation befestiget zu haben. — Eben als man diese Bogen druckte, entstand in Frankreich die merkwürdige Revolution, welche bewiesen hat, daß meine Wünsche für die französische Nation nicht vergeblich gewesen sind, und daß ich mich in Ansehung des Charakters des Königs nicht geirrt habe. —

Drey und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Neue Beschimpfungen des Königs von Preußen fangen den vier und funfzigsten Brief an. Ich will hier keinen Zusatz zu diesem Gemählde machen, das noch falscher, noch boshafter als sein Verfertiger ist; ich habe schon gesagt, was ich vom Könige denke. Wollen die Verehrer des Mirabeauschen Werks mir nicht glauben, desto schlimmer für sie: denn sie werden aus Eigensinn in ihrem freywilligen Irrthume bleiben. Der Kenner beurtheilt gewöhnlich ein Gemählde nach dem Mahler, wenn er die Person nicht kennt, von der er ihm eine treue Abbildung hat machen wollen; aber die Reinigkeit der Züge, die Dreistigkeit des Pinsels und der Zauber des Colorits machen nicht die Aehnlichkeit, den Hauptgegenstand des Gemähldes, aus. Wie kann man entscheiden, ein Mann sey richtig dargestellt, wenn man ihn nicht kennt? Ist die Behauptung hinreichend: „der Mahler hat Talent, das Gemählde muß Aehnlichkeit haben?" Armseliges Urtheil! Doch urtheilten diejenigen also, welche sich vornahmen, zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Freyherrn von Trenck zu entscheiden

scheiden und gaben jenem einzig und allein aus dem Grunde den Vorzug, weil er besser Französisch schrieb als dieser.

Der Mahler, welcher Friedrichen als einen Held darstellen wollte, würde ihm andere Gesichtszüge geben, als derjenige, welcher ihn als einen Philosophen oder Weisen mahlte. Der eine wie der andere würden ihm ein Hauptunterscheidungszeichen geben; die Aehnlichkeit könnte auffallend seyn; es würde immer Friedrich seyn und der Unterschied nur im Ausdrucke liegen. Eben so würde es möglich seyn, Wilhelmen unter zweyerley Gestalt zu mahlen, daß man ihn in jeder wieder erkennte: allein wenn man ihn unter der einen so zeichnete wie er ist, und unter der andern entstellte, wer wird zwischen diesen beyden Mahlern entscheiden? Nur der, welcher ihn kennt: und das ist mein Fall. Ich habe ihn nicht als wie ein verworfner Schmeichler mit Vorurtheil und Bosheit, sondern als ein beobachtender Mann gesehen und kenne ihn sehr genau. Nichts verleitet mich, seine Züge zu entstellen oder auszuschmücken; ich bin unfähig, jemanden zu betrügen und seine Leichtgläubigkeit irre zu führen. Der Leser mag entscheiden. Was seine Entscheidung erleichtern kann, ist, daß ich schon oft gesagt und bewiesen habe, alle Vorhersagungen des Reisenden sind durch die geschehenen Thatsachen widerlegt worden, und daß das Königreich Preußen glänzender, fester und angesehener

ist,

ist, als selbst unter der Regierung Friedrichs des Großen. Wenn diß den Franzosen unglaublich scheint, so mögen sie das übrige Europa fragen, und es wird ihnen antworten.

§. 2.

S. 148 sagt der Reisende: „die Artille„rie wird nicht vermehrt, kein neues „Regiment wird errichtet und die Fe„stungen werden nicht ausgebessert.“ Diß ist durchaus falsch. Alles ist in diesem Staate im vorigen Zustande geblieben. Der König hat sehr viel Misbräuche abgeschaft, ohne etwas Wesentliches an dem Grundgebäude zu verändern, und man hat nur die Uniformen, die Hüthe, die Grenadiermützen, mit einem Worte, nur die Schaale verändert.

Ich will auch das hier nicht tadeln, was der Verfasser gleich darauf von den Staatseinkünften und Ausgaben sagt, sondern mich nur einzig und allein bey dem: „die Gesandtschaftskasse „nimmt in Preußen nur 75000 Thlr. „weg, da in Dännemark für diesen Ge„genstand 3 Millionen Thlr. ausge„geben werden,“ aufhalten. Der Irrthum ist grob und handgreiflich. Dännemark hat überhaupt nur 6 Millionen Einkünfte. Ich weiß, daß die Gesandschaftskasse aus dem Schatze nur

130000

130000 Thlr. erhebt; der Reisende irrt sich also in seiner kleinen Berechnung um 2 Millionen 870000 Thlr. Aus diesem Zuge kann man auch noch beurtheilen, welches Zutrauen man zu dem entscheidenden Tone des geheimen Briefwechsels haben muß.

§. 3.

Von alle dem, was der Reisende S. 149 ff. sagt, ist kein Wort wahr. Es ist eine Sammlung gemachter Voraussetzungen, deren Quelle die Erzählungen einiger Unterspione sind. Der Graf von Finkenstein war schon überall beliebt und geachtet, ehe noch die Fräulein von Voß Mätresse des Königs ward. Der Graf von Arnim ist nie ein Kuppler gewesen, und Dübois, der Finanz- und Kommerzienrath und Erzgeisterseher hat seine Stelle nicht mehr. Er ist in eine traurige Melancholie gesunken, und man hat ihm eine Pension gegeben. Dörenthal ist in gleicher Unthätigkeit und der Graf Lendorf hat bey Hofe keinen Einfluß. Der Prinz von Holstein-Beck, den der Verfasser mit so schändlichen Farben schildert, ist nicht mehr um den König, sondern nach Königsberg zum Regimente versetzt, und hat keinen Einfluß.

Wegen Grothusens Schilderung verweise ich meine Leser auf das, was ich bereits oben erinnert habe.

Die

Die Freundschaft macht mich weder blind noch partheyisch, wenn es darauf ankommt, dem Publikum zu sagen, was wahr oder falsch sey. Grothusen war in Berlin sehr genau mit Mirabeau verbunden. Seit einigen Monaten ist er krank, welches ihn verhindert hat, nach der öffentlichen Erscheinung der geheimen Geschichte nach Berlin zu kommen. Ich kenne ihn und weiß, wie sehr empfindlich er über alle Gegenstände der allgemeinen Ehre und Meynungen ist, und daß dieser **Prahler**, wie ihn der Provensalische Aretin nennt, sich wegen der Beleidigungen des Spions würde Recht verschaffen können, und das ganz gewiß nicht mit der Feder. Grothusen hat die Achtung des Großen Friedrichs genoßen, allein sein zu übertiebener Patriotismus hat ihm geschadet; das ist ein Unglück, aber kein Verbrechen, Uebrigens ist seine Ehre zu fest gegründet, als daß ihm ein Verläumder sollte schaden können; wenn er ja Fehler hat, so hat er wenigstens auch Tugenden. Wer wird von den Tugenden des Reisenden Rechenschaft geben? Grothusen, wenn er wird gesund seyn.

Dieses lange Gewäsch beschließt der Verfasser endlich mit einem neuen Ausfalle auf den Herzog von Weimar. Die Ursache ist folgende: Der Prinz kannte den Spion und seine Absichten, und deswegen verstattete er ihm niemals den Zutritt in sein Haus. Franzosen, schätzet nun die Feinheit und Unpartheylichkeit eures Beobachters!

§. 4.

Es ist nicht wahr, daß der General Bork erst 1786 zum Generallieutenant ernannt worden ist, er war es schon lange vorher, folglich hat ihm der König keine Gnade erzeigt.

Im folgenden Satze versicher der Reisende: „Den Kammerherrnschlüssel empfing „der närrische Baron Bagge, der im „Ernste dem Rietz hundert Louisd'or „und dem Ueberbringer dieser königlichen Freygebigkeit vierzig geschenkt „hat." Dieses ist eine abgeschmackte Lügen und eine Beleidigung, die er blos deswegen erdacht hat, um alle Handlungen Friedrich Wilhelms lächerlich zu machen und zu schänden.

§. 5.

S. 155 kommt er wieder auf den Minister Herzberg. „Herzberg hat viel publici„stische und archivalische Kenntnisse, „weil er ein ungeheures Gedächtniß „besitzt; einige praktische Kenntnisse „vom Ackerbaue," — Einige nur? und zieht 60 Procent von seinem Guthe Brietz — „und ist „übrigens ein hitziger eitler Mann, „der sich so ausdrückt, wie er begreift, „das heißt, mit Mühe und sehr ver„worren; der nach Ruhm strebt, und

„doch

„doch nicht fähig ist, das Gute zu thun, „welches Ruhm verschaft; mehr rach„süchtig ist, als daß er wirklichen Haß „fühlt, eine Menge Vorurtheile hat, „und keine Würde, und keine Gabe je„mand zu überreden besitzt.“

Auf diese unverschämten Behauptungen antwortet das, was ich bereits oben von diesem großen Manne gesagt habe, schon hinreichend. Ganz Europa weiß, was er für sein Vaterland gethan hat. Er war bis auf den letzten Augenblick Friedrichs des Großen Minister, Vertrauter und Freund, und während der ganzen Regierung dieses glorwürdigen Fürsten ist Herzbergs Ansehen gestiegen. Unter der gegenwärtigen Regierung ehrt man ihn auf allen Seiten und zittert für seinen Verlust. Wenn ein rachsüchtiger und neidischer Spion seine Galle auf einen jedem Preußen mit Recht theuren Mann ausspeyt, so wird seine ohnmächtige Wuth auf die Ehre desselben keine andere Wirkung haben, als die Zähne der Schlange auf eine Feile.

Nach dieser Schandrede gegen den Grafen Herzberg nennt er den Minister, Grafen von Blumenthal einen unwissenden Minister, ehrgeitzig aus Liebe zu seiner Familie u. s. w.

Der Graf von Blumenthal ist ein verehrungswürdiger Mann. Friedrich liebte ihn, Wilhelm

schätzt

schätzt ihn, und die ganze Nation erzeigt ihm große Hochachtung. Der Schatz des Staats ist seiner Sorgfalt anvertraut, und nie hat es einen treuern Schatzmeister gegeben. Ich füge hinzu, daß sich noch nie Jemand über ihn beklagt hat und daß er keinem Menschen das geringste Leid anzuthun im Stande ist. Welche Ursachen also den Grafen von Mirabeau bewogen haben, ihn zu mißhandeln? weiß ich nicht.

§. 6.

Von den drey Nachschriften, welche er diesem Briefe angehängt hat, will ich nur von der ersten sprechen.

Die Anekdote vom Grafen Tottleben, der zum Major beym Ebenschen Husarenregimente ernannt worden wäre, ist bloß des Spaßes wegen erzählt. Zu der Zeit, von welcher der Reisende spricht, war Tottleben nur Volontär, und nur seit drey Monaten hat ihn der König erst zum Major ernannt, also weder 1786 noch 1787 war er Major. Sogar in Kleinigkeiten, die jedermann weiß, ist der Reisende schlecht unterrichtet.

Was der eingebildete Geschichtschreiber vom Hauptmann von Forcade erzählt, ist eben so wenig wahr. Wenn der König gesagt hatte „Forcade mag mir schreiben, was er ha-

„ben will“ so hat dieser nicht verlangt, bey der Suite des Königs zu seyn, sondern er forderte nur die Erlaubniß nach Berlin kommen zu dürfen, um seine Familie zu sehen, von der er seit zehn Jahren getrennt war; er erhielt diese Erlaubniß, und ist wieder zu seinem Regimente gegangen. So hat mir es Forcade selbst erzählt.

Das übrige von der Vergleichung des dänischen Münzfußes übergehe ich, weil es nicht vor meinen Richterstuhl gehört.

Vier und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Ein wohlunterrichteter Mann braucht nur den fünf und funfzigsten Brief zu lesen, um sich vollkommen zu überzeugen, daß der Verfasser wenig politische Kenntnisse besitzt, und nur mit Worten, ohne die Grundursachen zu kennen, zu betrügen glaubt. „Mir scheint es klar“ sagt er Seite 157, „daß der Kaiser, wenn er „eines vernünftigen Plans fähig ist, „zwey Weiber, Bayern und Schlesien, „verlangt. Ja, ja, Schlesien! denn „ich denke, daß alle die Bewegungen „an der Donau nichts anders sind als „der Domino in dieser Masquerade.“ Welche befremdende Vermuthung! Es ist unbegreiflich, wie ein Kabinetsbeobachter 1787 hat dergleichen Abgeschmacktheiten träumen können. Ich war gerade zu der Zeit zu Wien und Berlin, und weiß alles, was man daselbst entwarf. Nichts zeigte, nichts konnte einen Eroberungsplan von Bayern und Schlesien vermuthen lassen. Wenn man ja einen solchen Plan gemacht hätte, so würde er eben so leicht als des Verfassers Absichten entdeckt worden seyn. 1787 entwarf man einen

Handlungstraktat zwischen den Oesterreichischen und Preußischen Landen. Dieser Plan war gut überlegt und für jede Waare anpassend, und ich kenne die Ursachen, welche ihn rückgängig machten. Damals dachte der Kaiser auf den jetzigen Türkenkrieg, welchen er führt. Wahrhaftig er mußte also nur darauf sinnen, zwischen dem König von Preußen und sich den Frieden zu erhalten; und er war auch zu schwach, als daß man hätte vermuthen sollen, er wolle Bayern und Schlesien zu einer Zeit wegnehmen, wo alles ihn dahin leitete, sich ein Königreich nicht zum Feinde zu machen, welches seinen Entwürfen der Rach- und Eroberungssucht einen großen Stoß geben konnte.

Was denkt man itzt von der Einsicht des abgeschmackten Beobachters, der verkündigt, Preußen wird entweder vom Kaiser erobert werden, oder die Preußische Macht wird ohnverzüglich zusammenstürzen; daß Frankreich die Niederlande und Mayland, der Kaiser Bayern und den venetianischen Freystaat nehmen werde. Man glaubt ein lächerliches Feenmährchen zu lesen. Der Reisende schätze sich also glücklich und mache sich lustig, daß er die Frechheit gehabt hat, seinen geheimen Briefwechsel bekannt gemacht zu haben. Zu was hat er ihm gedient? Geld zu verdienen; nun gut: aber was wird er ihm in der Folge einbringen? Schande und vielleicht noch etwas ärgeres.

§. 2.

„Es ist klar," sagt er Seite 159, „daß „die todtkranke Prinzessin von Braun„schweig, von Davids Krankheit ange„steckt und von Langerweile geplagt, „die Ehrendame der Fräulein Voß „seyn wird." Die geringste Ortskenntniß würde den Verfasser verhindert haben, dergleichen Beschimpfungen bekannt zu machen.

Seite 160 erzählt er, „daß der König „jedem der Staatsminister, von Blu„menthal, von Gaudi und von Heinitz „ein Amt geschenkt hat, ein Geschenk, „dessen Werth an tausend Louisd'or „steigt." Abermahls eine Unrichtigkeit: denn ein Amt trägt jährlich nur 500 Rthlr. und nicht 1000 Louisd'or ein.

Hierauf findt sich wiederum ein Mann, der General, Graf von Kalkreuth, welchem der Verfasser die großen Verdienste nicht abspricht. Ich würde darüber erstaunen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der entschlossenste Verläumder erröthen würde, wenn er die Tugend dieses wahrhaft ehrwürdigen Mannes im geringsten verkleinern wollte, eines Mannes, dessen Redlichkeit, dessen kriegerische Talente, dessen edles und menschliches Herz, dessen großer und aufgeklärter Verstand allgemein anerkannt ist und dem das Vaterland die ausgezeichnetesten Dienste zu verdanken hat. Meine Verwun-

derung ist eben so groß, als die mir gegen ihn eingeflößte Hochachtung; es fehlte seinem Lobe nur noch der Beyfall des Verfassers der geheimen Geschichte. Große Männer wie Möllendorf und Er brauchen den Beyfall eines Bösewichts nicht, der sichs überhaupt zum Spielwerk macht, die Ehre, Redlichkeit und Tugend zu beleidigen.

§. 3.

Wenn der Verfasser Seite 161 sagt: „das „Avancement des Grafen von Brühl „setze alle Generale zurück, an deren „Spitze Möllendorf steht, so irrt er sich abermals Er weiß nicht einmal, daß in der Preußischen Armee die Avancements der Infanterie und Kavallerie jede besonders fortgehn. Möllendorf steht bey der Infanterie und Brühl ward der jüngste Generallieutenant bey der Kavallerie, so daß dieser jenem und jener diesem niemals nachtheilig werden kann; und Möllendorf ist einer der ersten Generale der Infanterie. So gehts, wenn ein frecher Dummkopf alles erzählen, über alles urtheilen, und alles tadeln will, der nicht einmal hinlängliche Kenntniß hat, jedem Gegenstande seinen Platz anzuweisen.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Noch im sechs und funfzigsten Briefe lobt er den Grafen von Kalkreuth auf Unkosten aller andern Generale. Von dem rechtschaffnen Generale Prittwitz sagt er: „er war nur ein braver und „unbesonnener Soldat; Gaudi bey„nahe ohnmächtig durch seine Dicke.“ Höhnischer Tadler aller Arten von Verdiensten! Wer wird ihm glauben? vel duo vel nemo. Er rühmt sich der genauen Verbindung mit Kalkreuth und dessen Zutrauen erhalten zu haben. Ich behaupte das Gegentheil: denn wie sollte man auch nur vermuthen können, daß ein so einsichtsvoller Mann, wie dieser General, einem bekannten Spione das geringste Zutrauen und die geringste Achtung hat schenken können? Hat er sich nicht schon durch diese gerühmte Verbindung mit dem Herzoge von Braunschweig und durch die genossene Vertraulichkeit des Prinzen Heinrich den Weg zu der Höhe seiner glänzenden Achtung in Frankreich bey seiner Zurückkunft gebahnt? Alles das hat den Schein von Wahrheit; und was man darüber sagen kann, ist ohngefähr das, was ich schon mehreremal gesagt

 habe.

habe. Es scheint unmöglich, daß er die Hochachtung des General Kalkreuths sich erworben hat.

§. 2.

Die Erzählung des Verfassers von der Kopfsteuer ist unrichtig und sie erstreckt sich nur auf den Militärrang, von welchem sie zur Unterhaltung der Invaliden gegeben wird. Die Kopfsteuer des Landmanns ist bey weitem nicht so groß, als sie der Verfasser macht, sondern sehr mäßig. In Preußen wird der Landmann sehr geschont, lebt allgemein in aller Bequemlichkeit, die er nur wünschen kann, und die Guthsbesitzer dürfen nicht wie in andern Landen befürchten, mit neuen steigenden Auflagen beschwert zu werden.

Seine Erzählung vom Salzmonopol verdient wenigstens eine kurze Betrachtung. In Frankreich bezahlt man das Pfund Salz mit 14, und in ganz Preußen mit vier Sous.

Die Bemerkungen über das Konterbandiren sind richtig und wahr. Die Gränzen der Preußischen Staaten sind viel zu ausgedehnt, als daß es verhindert werden könnte. Heruntergesetzte Zölle u. s. w. vermindern am gewissesten die Unterschleife, weil der zu hoffende Gewinn nicht mit der bevorstehenden Gefahr alsdenn im Verhältniß steht; je schwerer aber der Impost ist, desto mehr sucht man ihn zu vermeiden.

§. 3.

Noch niemals hat man daran gedacht die Rittergüther zu besteuern. Der Preußische Adel ist freyer als in irgend einem andern Lande, ja selbst in England. Unter Friedrichs des Großen Regierung selbst hat er beständig seine Privilegien ohne Schmählerung behalten, ohngeachtet dieser Fürst jedes schickliche Mittel, seinen Schatz zu vermehren, mit Freuden ergriff. Die Ursache, welche es jederzeit verhindert hat, dem Adel eine Abgabe aufzulegen, ist folgende: Der Preußische Adel, genährt und erzogen in den Grundsätzen der Ehre, von Jugend auf durch diese Liebe zum Ruhm geschickt gemacht, der die Pflichten des Patrioten in Enthusiasmus verwandelt, giebt alle die Officiere der Armee und ist die einzige Pflanzschule derselben. Wenn also der König zu geldgierig und unvorsichtig wäre, ihre Vorzüge zu verringern, so würden alle Officiere einstimmig, in Ansehung dieses wesentlichen Artikels, die Waffen niederlegen, den Dienst verlassen, und die Grundfeste des Militärstaats, die erste Stütze der Monarchie, wäre zerstört. Ich habe diese wichtige Materie anderswo weitläuftiger abgehandelt. Wenn ich meine Abhandlung werde ins Französische übersetzt haben, so wird man überzeugt seyn, daß ich das, was hierüber gesagt werden kann, besser verstehe als der Verfasser der geheimen Geschichte, und daß ich das auch beweise, was ich behaupte.

§. 4.

Seite 168 erzählt der Spion das Abentheuer hinter einer spanischen Wand, woraus er die schändlichsten Folgerungen zieht, und welches ihm nochmals dient, einige Handlungen des Königs lächerlich zu machen. Es sind Weiberpossen, die nur einem Manne wichtig seyn konnten, der alles übel auslegt. Will man von dem Rechenschaft geben, was in dem innern Pallast des Königs vorgeht, so muß man doch wohl auch eingelassen werden; allein der Spion hatte keinen Zutritt zu demselben, und doch hat er über alles nach seiner gewöhnlichen Bosheit aus bloßen Muthmaßungen geurtheilt.

§. 5.

„Der teutsche Fürstenbund,“ sagt er S. 170 „wird so herausgestrichen, daß „er — der Herzog von Zweybrück — in der „That glaubt, uns — Frankreich — fahren lassen zu können. Gott weiß, „woher sie dieses Vorurtheil erhalten haben?“ Ich führe dieses bloß zum Beweis der Schwäche der politischen Räsonnements des Verfassers an. Ich habe schon oben von diesem festverbundenen und wichtigen Bunde gesprochen, von welchem der Verfasser sehr gleichgültig spricht. Man sieht ohne Mühe ein, daß diese Vereinigung der teutschen Fürsten durch die Unterstützung des Königs von Preußen sehr furchtbar geworden ist, und man kann daraus gerade dem Verfasser

fasser entgegengesetzte Folgerungen ziehen. Der teutsche Fürstenbund gebietet itzt dem Kaiser und Frankreich. Alles was er zu befürchten haben kann, sind Intriguen, die man so viel als möglich anwenden wird, um ihn zu trennen. Allein bey gegenwärtiger Lage Europa's scheint die Gefahr selbst noch weit entfernt zu seyn. Man weiß, wohin ehemals die Schwäche Teutschland führte; aber die verschiedenen Interesse zu einem Hauptendzweck vereinigt, geben ihm eine Macht, die sehr schwer zu zerstören seyn wird. Diesem allem ohngeachtet, will der reisende Franzose einen prophetischen Geist zu besitzen scheinen, indem er nach oben angeführten Worten fortfährt; „Eine Anekdote, deren ganze Stärke Sie aus Mangel „an Landeskenntniß nicht einsehen „werden, ist für mich wirklich vorher„verkündigend.“ Wovon hat er denn Kenntniß? Davon hat er besondere Beweise gegeben! Wenn die alten Propheten eine Begebenheit vorhersagten, so bedienten sie sich, um gegen Vorwürfe sicher zu seyn, einer dunkeln Formel: „Es wird geschehen nach einer Zeit, nach zwey Zeiten und nach einer halben Zeit.“ Durch ein ähnliches Mittel war allen möglichen Erinnerungen leicht auszuweichen. Wenn die Vorherverkündigungen der geheimen Geschichte in diesen Formeln abgefaßt wären, wenn man ihnen unter der Strafe des Kirchenbannes Glauben beymessen müßte, so würde ich mich vor unserm Verfasser eben so demüthigen,

wie vor dem Jeremias und Daniel: aber da es mehr als zu offenbar ist, daß er nicht unter dem Schutze des heiligen Geistes geschrieben hat, so nehme ich mir die Freyheit, seine Geschichte als lächerliche Vermuthungen zu betrachten, darüber zu spotten und den ganzen Zorn seines kleinen Ketzergerichts zu verachten.

§. 6.

Seite 170 ff. schlägt er das Projekt zu einer Nationalbank für Frankreich vor, für welche Struensee seine Mitwirkung anbietet. Ich kenne ihn als einen vortrefflichen preußischen Unterthan, als einen einsichtsvollen thätigen Mann und guten Bürger. Der Reisende sagt von ihm, „daß er täglich „mit ihm vertrauter werde;“ und daran zweifele ich, weil Struensee's Charakter himmelweit von dem des Reisenden unterschieden ist; und wenn man nicht mit ihm übereindenkt, so vereinigt er sich selten ohne Zwang wieder. Beweißt ja mein Urtheil nicht, so ists wenigstens doch wahrscheinlich.

§. 7.

Ich habe dem Briefschreiber die Eigenschaften eines politischen Beobachters abgesprochen und das werde ich jederzeit thun, weil ich oben deswegen Beweise genug zusammengestellt habe; allein ich habe ihm auch irgend an einer Stelle vorgeworfen, daß er kein Talent zur Spionnerie habe, und hier bin ich zu weit gegangen. Da ich die Gerechtigkeit liebe, so bekenne ich hiermit, daß er sein Hand-

werk verschiedenemahl recht gut verstanden hat, und daß ihm in Preußen die Unterspione nicht fehlen. Das letztere mag folgende Anekdote beweisen.

Während als die holländischen Unruhen in der größten Gährung waren, kam der Hauptmann, Baron von der Heiden nach Berlin, um einen Plan daselbst zu untersuchen, der sowohl den Patrioten als Preußen vortheilhaft seyn könnte. Er sprach mit dem Könige, der ihn an den Grafen von Görtz zurückwieß. Heiden schrieb deswegen auch an die Minister Herzberg und Wöllner. Den folgenden Tag besuchte ihn der Graf von Mirabeau, und fragte ihn nach dem Inhalte der gestern geschriebenen Briefe. Heiden läugnete die Briefe und Mirabeau sagte ihm den Inhalt derselben Wort für Wort. Der sehr erstaunte Heiden gieng darauf zum Minister und machte ihm Vorwürfe, daß er seinen Plan verrathen hätte. Dieser war übrigens nicht weniger bestürzt und erstaunt, daß er genöthigt war sich zu überzeugen, er habe einen Spion in seinem Kabinette. Hieraus erhellet, daß der Reisende einigemal in seiner Spionnerie Nutzen gestiftet haben kann, und daß zu Berlin, wie anderwärts, die weisesten Masregeln nicht verhindern können, daß nicht der Bestechung fähige Leute unter der Masque der Ehrlichkeit bey den Ministern in Dienste kommen sollten. Diese Begebenheit ist wahr und der Mann, der sie mir erzählt hat, ist gegenwärtig zu Paris.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Im sieben und funfzigsten Briefe Seite 175 findet man folgende unverschämte Zeilen: „Wollen „Sie wissen, wie man in der herrli„chen Kneipe, der Berliner Hof ge„nannt, lebt?“ Um seine Erzählung zu behaupten, bedient sich der Verfasser seines gewöhnlichen Mittels: er lästert. Er stellt die Lebensart der Prinzessin Friederike von Preußen von einer solchen Seite dar, die sie verdächtig machen kann. Er versichert, daß die Herzoge von Weimar, von Holstein und Mecklenburg „alle ausgemachte Wollüst„linge“ nach ihrem Gutdünken den Morgen zwey bis dreymal in ihr Zimmer hineingiengen. Hierauf schildert er die ganze Gesellschaft des Königs mit den verächtlichsten Farben. Wöllner und Bischoffswerder sind auch sehr gemißhandelt. Aus allen diesen Beleidigungen wird bey Leuten, die das Land kennen, nichts folgen. Die Prinzessin Friederike ist ehrwürdig, hat große Talente, und wenig Frauen ihres Ranges haben eine so schöne Seele. Dies weiß jedermann in Preußen. Ueberhaupt ist zur Widerlegung aller der hier zusammengehäuften Beleidigungen nur die allgemeine öffentliche Stimme nöthig.

Die

Die über die Manufakturen und Fabriken S. 177 ff. mitgetheilten Auseinandersetzungen sind richtig und passend; allein dem Scharfsinne des Verfassers sind wir deswegen nicht verbunden. Er erhielt sie vom Minister, Grafen von Herzberg, der sie ihm nicht als ein Geheimniß, sondern zum Gebrauch für sein groszes Werk über die Preußische Monarchie gegeben hat. Wir bewilligen also dem Scharfblicke des Grafen von Mirabeau nur das, was ihm gehört. Durch sich selbst sehen, nachforschen und ergründen, beweißt Beurtheilungskraft; aber das gehörte Wiederholen, beweißt nur ein gut Gedächtniß. Suum Cuique.

Sieben

Sieben und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Es ist ebenfalls nicht wahr, daß die Madame Rietz den König für sich um ein Landguth gebeten habe, wie der Briefschreiber S. 180 sagt, sondern für des Königs natürlichen Sohn, den Grafen von der Mark, welchen er zärtlich liebte. Der Prinz ist todt und seitdem hat Madame Rietz um nichts mehr gebeten, da ihr ihre Forderungen ohnehin nichts einbrachten.

§. 2.

Alle die vom Verfasser auf den folgenden Seiten niedergeschriebenen Vorhersagungen sind itzt nach dreyßig Monaten noch nicht erfüllt. Es ist immer der nämliche Gesichtspunkt; die nämliche leere Art zu sehen. Nach dem Verfasser könnte man, anstatt wie la Hire zu Karl VII. sagte „Sire! man „kann wahrlich sein Königreich nicht „lustiger verlieren" zum Könige von Preussen sagen: „es ist ohnmöglich es mit mehr „Zärtlichkeit aufs Spiel zu setzen," und weil er die großen Entwürfe des Kaisers vermuthet, weil er sich gegen Rußland ein drohendes Ansehn giebt und weil ..... Warum folge ich

auch

auch allen diesen Chimären. Der Grundsatz, auf welchen der Reisende beständig zurückkommt, ist: die Preußische Maschine stürzt zusammen; er fällt hierauf eben so leicht auf ein Gespräch von nichts, als wie von etwas, entweder aus Thorheit oder aus Leidenschaft, und ich will weder die eine noch die andere bestreiten.

§. 3.

„Herzbergs Fall ist nahe und Wer„ders fängt an sich zu nähern,“ sagt der Reisende; allein beyde behaupten noch gegenwärtig ihre Stellen und ihr Ansehen. Was soll man von den Beobachtungen des Reisenden denken?

§. 4.

Nun kommt er auf den Prinz Eugen von Würtemberg, den der Verfasser aus besondern Ursachen nicht schont. Er beschuldigt ihn, daß er „eines der eingenommensten Häupter „der schwärmerischen Sekte sey.“ Ich glaube er hat Erscheinungen und seine Erscheinungen sind falsch. Der Herzog sagte eines Tages, er habe zu Berlin den Teufel in menschlicher Gestalt gesehen. Das Gerücht breitete sich aus, man fragte ihn, und er antwortete: Da ist er, indem er auf den Grafen von Mirabeau zeigte. Jedermann war der Meinung des Herzogs von Würtemberg, und der erkannte Teufel entfloh von Ber-

lin nach Frankreich, wo er es mit seiner Intrigue doch dahin gebracht hat, daß man ihn zur Nationalversammlung als Deputirter angenommen hat. Es ist wahrscheinlich, daß er daselbst ebenfalls Schwärmer finden wird, die fähig sind, ihn zu erkennen, und daß er gezwungen, ist seine Besitzung zu verlassen und zur neuen Wohnung eine Heerde Schweine erhält, in die man ihm zu fahren erlauben wird.

§. 5.

„Schlafsucht bey den Unternehmungen, Traurigkeit bey Hofe, Bestürzung bey den Ministern und allgemeines Mißvergnügen. Wenig wird „entworfen und noch weniger ausgeführt. Von dem schleppenden Gange „der Geschäfte wird die Verliebung „des Königs ganz im Ernste als Ursache angegeben und versichert, daß „die Stärke der Staatsverwaltung „von der Schwäche der Fräulein von „Voß abhänge, und daß es sehr lächerlich sey, auf diese Art die Angelegenheiten eines ganzen Reichs stocken zu lassen u. s. w." Der Reisende giebt vor, alles das vom Prinzen Heinrich in einer sehr ausführlichen und fast empfindsamen Unterredung gehört zu haben. Auf dergleichen Anführungen habe ich bereits geantwortet. Thatsachen

haben

haben bewiesen, daß man bis itzt unter Wilhelms Regierung viel entworfen und viel ausgeführt hat, vielleicht mehr als der weise und vorhersehende Friedrich vermuthet haben würde, daß man es nach ihm ausführen könnte. Daß der König verliebt sey, ist kein Unglück. Die Unterthanen eines Königs von einem zärtlichen Gefühle sind nothwendig glücklicher, als die eines Tyrannen, der am Tage zerstört, was die Nacht gebaut hat.

„Der König ist itzt ganz für Frank-„reich gestimmt und hat den Gönnern „der englischen Parthey sein Vertrau-„en entzogen. So lautet freylich bloß „die Erklärung des Prinzen, der ich „aber doch Glauben beymesse.“ So erklärt sich der Reisende S. 185. Der König hat niemals etwas gethan, das weder den Prinzen Heinrich zu einer ähnlichen Behauptung hat veranlassen, noch den Grafen von Mirabeau verleiten können, derselben Glauben beyzumessen. Der Gang des Beobachters ist unbestimmt, wie der Flug des Schmetterlings. Bald glaubt er etwas, bald nicht. Die Schwätzereyen und Beleidigungen sind die einzigen Gegenstände, denen er treu bleibt.

Noch will ich den letzten Satz des acht und funfzigsten Briefes hier mittheilen. „Prinz Frie-„drich von Braunschweig kabalirt mäch-„tig wider den Prinzen Heinrich und

„den Herzog seinen Bruder. Man weiß „zwar nicht was er will, aber man sieht „doch, daß er etwas will; und dieses „schon giebt ihm ein Ansehn von Wich„tigkeit bey Leuten, die nicht einsehen, „daß ein verächtlicher Prinz noch ver„ächtlicher ist, als ein anderer Mensch. „Er kann zwar weder von Nutzen noch „angenehm oder schätzbar seyn; aber in „gewissen Umständen könnte er doch „zum Spion taugen." Spion! Wer? Der Prinz Friedrich von Braunschweig! Erschreckt nicht, Leser, es spricht ein Spion, von dem ihr schon wißt, daß er bis zur Uebertreibung alles tadelt, alles verkleinert, was eine gewisse Gattung Menschen angeht. Der Prinz Friedrich ist als ein vortrefflicher Patriot und guter General bekannt, und Niemand hält ihn einer That fähig, wozu ihn der Reisende in Gnaden bestimmt hat. Man würde die dem Prinzen schuldige Hochachtung sehr vergessen, wenn man ihn gegen die Beschuldigungen eines Mannes vertheidigen wollte, dessen Name allein eine Beleidigung ist und dessen Lob sogar verunehrt. Ich gestehe es, in allen seinem teuflischen Geschwätz und in den zusammengehäuften Beleidigungen steckt nichts; indessen geräth mein Blut doch bey jeder von ihm angebrachten Beschimpfung in Wallung. Der Wunsch der Rache belebt mein Herz und setzt meinen Arm in Bewegung. In Rücksicht auf diesen schändlichen Lästerer werde ich nie Herr meiner

Ver-

Vernunft seyn; ich werde immer von dem Gedanken an seine Unverschämtheit und an die Nothwendigkeit ihn zu strafen hingerissen. Nach dem öffentlichen Verkaufe dieses Buchs will ich sehen was aus dem Reisenden werden wird. Ich habe noch einige Beweise a posteriori für ihn aufbehalten, die ganz geschickt sind, ihn zu überzeugen, wenn ich die Sache rechtschaffner Leute übernehme, und ich bin geneigt, sie auf alle Art zu vertheidigen.

Acht und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Ich selbst kenne den Grafen von Nostitz nicht; allein der Reisende theilet Seite 189 folgende Schilderung von ihm mit: „Er ist ein verkehrter, unmoralischer und unangenehmer Mensch, „der nicht schreiben kann, und nicht lesen will, eitel wie ein Narr, zornig „wie ein Truthahn, und untauglich zu „jedem Posten, weil er von keinem etwas versteht, und doch wird dieser „elende Sterbliche, dieser wahre Held „einer Dunsiade als Gesandter nach „Hannover abgehen ꝛc.“ Dieses Bild ist zu grausam und unbescheiden entworfen, als daß ich nicht persönliche Feindseligkeiten vermuthen sollte. Wäre der Graf von Nostitz ein Glückskind, und ein Mann ohne Talent, sein Verläumder würde für ihn gewiß einige Theilnahme einflößen. Nur so viel kann ich sagen; übrigens kann ja der Graf von Nostitz selbst antworten.

§. 2.

Die abgeschmackte Beleidigung und Anklage, welche der Reisende dem Könige wegen seines Betragens gegen seine alten Freunde macht, will ich nicht einmal erwähnen. Es giebt Dinge, die von selbst wegfallen.

§. 3.

Die Bemerkungen des Reisenden über die Landbebauer in Preussen, über den Schaden, welchen die Leibeigenschaft der Bauern der Emsigkeit durch die Bedrückungen der Edelleute, der Stadträthe und der Pächter verursacht, sind sehr vernünftig und wahr. Ich kenne das Land, und wünschte von ganzen Herzen, daß man daselbst die Leibeigenschaft aufhübe. Aber die Heilmittel für dieses Uebel sind sehr schwer zu finden. Der Grund der Nationaltapferkeit ruht auf den Vorurtheilen der Erziehung, welche diesen Adel immer bereit halten, sein Blut fürs Vaterland zu vergießen, und er betrachtet seine Vorzüge als einen unveräußerlichen Ersatz für seine dem Ruhme der Nation gewidmete Dienste. Die mit der itzigen Bevölkerung nicht im Verhältniß stehende preussische Kriegsmacht ist die Hauptstütze des Reichs. Der Krieg fordert nicht allein Muth, sondern auch blinden Gehorsam, der nur leibeignen Bauern angebohren zu seyn scheint. Also muß in der innern Staatsverwaltung alles auf dem alten

Fuße bleiben. Friedrich hatte alles überlegt, alles abgewogen, und ohngeachtet er überzeugt worden war, daß die Emsigkeit nur in einer durch die politische Lage der Sachen ohnmöglich wieder zu ertheilenden Freiheit glückliche Fortschritte machen könnte, so hat er sich doch bestimmt entschlossen, ein System zu verstärken, dem jede Verwundung sehr gefährlich seyn würde.

Es ist nicht zu läugnen, daß Friedrich eher gesäet als geerndtet hat. Durch seine Art Geld zu erwerben, und dasselbe in Umlauf zu bringen, indem er den Fabrikanten, den Ansiedlern und Ackerleuten Geld vorschoß und schenkte, ist der Werth der Grundstücke unter seiner Regierung vierfach gestiegen, und im eigentlichen Königreiche Preussen sogar noch höher; man muß daher in Ansehung der Bauergüther sein System beybehalten. Wenn die Umstände ein anderes erlauben werden, wenn der Bauer einsehen wird, daß der Bürger nur frey ist, um von seiner Arbeitsamkeit Vortheil zu ziehen, alsdann wird es Zeit seyn, ihm die Freiheit zu geben. Indem also Revolutionen drohen, und in dem Augenblicke, wo man sie ihnen giebt, wird man den zeitigen Besitzern weniger Unrecht thun als in Böhmen, wo man dem Leibeignen die Freiheit eher gab, als er dieselbe schätzen konnte, und wo er in einer schädlichen Unthätigkeit bleibt, sein Eigenthum vernachlässigt, und sich von den Pfaffen aufzehren läßt, welche seine Schwäche und tiefe Unwissenheit täglich mißbrauchen.

In meiner Abhandlung über die Nationaltapferkeit, die ich unverzüglich ins Französische übersetze, habe ich weitläuftiger davon geredet, und diese Materie bis auf den Grund untersucht. Ich bin überzeugt, daß die Morgenröthe einer eben so richtigen als ausgebreiteten Staatsökonomie in den preussischen Staaten erscheinen wird; daß man daselbst die Vortheile einsehen wird, welche sie hervorbringen kann, wenn sie vernünftig mit dem Nationalcharakter verbunden worden ist, und daß endlich ihr Beyspiel andern Nationen nützlich werden wird, wo die Bauern weit unglücklicher als in Preussen sind.

§. 4.

In der Nachschrift dieses Briefes nennt er den Grafen von Masanne einen hitzigen Schwärmer und Oberhofmeister der Königinn; allein diese Stelle bekleidet der Graf Schafgotsch, und in Berlin hat nie ein Mann Nahmens Masanne gelebt.

Neun und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Der Anfang des sechszigsten Briefes beschimpft den König sehr, daß er gegen den Rath und die Vorstellungen seiner Minister „die Kopfsteuer bekannt „gemacht habe." Der Briefschreiber schließt mit den Worten: „Dieses ist die zweifel„hafte Morgenröthe einer nebelichten „Regierung." Allein dieser Entwurf, welchen der Verfasser als bereits ausgeführt erzählt, hat noch itzt nicht wirklich statt gefunden. Damals als er schrieb, war er nicht vollendet, sondern man versuchte und beobachtete. Also ist sein schönes Urtheil ungültig, und der edle Charakter des Königs noch einmal gerechtfertigt.

§. 2.

Im folgenden Satze spricht er von der Königinn, und verbindet „zugleich ihre Groß„muth und ihre unzähligen Launen." Er behauptet, „daß, wenn sie gleich „ihre Augen bey den Liebschaften des „Königs schließt, sie doch in Absicht

„der

„der Unordnungen, welche in seinem
„Hauswesen herrschen, sehr helle sehe.“
Hierauf erzählt er, als eine gewisse Thatsache, daß der Hof nicht einmal Holz zur Heizung ihrer Zimmer gehabt, und daß der Haushofmeister des Königs ihr Holz zu geben deswegen abgeschlagen hätte, weil er selbst nicht viel habe, und beschließt mit den Worten: „Diese geringfügigen Anekdo-
„ten beweisen wenigstens, wie weit die
„Nachläßigkeit und der Mangel an
„Rechnungsgeiste getrieben wird.“ Ey, ey! Ich war ja eben damals auch in Berlin, und der königliche Holzhof hatte so viel Vorrath, daß der König den nämlichen Winter an die armen Einwohner zu Berlin 1500 Klafter verschenken konnte. Hieraus ist klar, daß man die Zimmer der Königinn gar wohl würde haben heizen können, wenn man sie auch nur unter die Armen gesetzt hätte, welche der König gegen die Strenge der Jahrszeit beschützte.

§. 3.

Wenn der Reisende sich längere Zeit Mühe gegeben hätte, den Charakter des Kronprinzen zu studieren, so würde er nicht ein so auffallendes Urtheil von ihm gefällt haben. Ich habe versucht, diesen Prinzen zu studieren, und fand es sehr schwer, ihn zu durchschauen. Indessen glaube ich mit Recht versichern zu können, daß ich mich eben so gut als

der Verfasser der geheimen Geschichte auf Menschenkenntniß verstehe. Er beschuldigt ihn S 196, „daß er hartnäckig bis zur Wildheit „sey; gegen seinen Vater einen Wider„willen habe, der an Haß gränzt, und „daß seine Verehrung des verstorbenen „Königs der Abgötterey gleich komme.“ Ich bekenne, daß ich an diesem Prinzen einen sehr sonderbaren Mann fand; daß ich ihm Neigung zum Kriege und zu Eroberungen zutraue; daß er endlich einen großen Trieb habe, das ganze System Friedrichs des Großen zu befolgen. Ich zweifele nicht mehr, daß er nicht bestimmt seyn sollte Epoche zu machen; allein wenn ich von ihm vermuthe, daß er geneigt sey, sich bey den benachbarten Nationen furchtbar zu machen, Preussens Ruhm zu erhalten, und sogar zu vergrößern, so vermuthe ich auch, daß er friedlichen Verfügungen nicht abgeneigt ist, und daß er sich mit dem Glück seiner Unterthanen zu beschäftigen wissen wird.

Man ist jederzeit geneigt voraus zu sehen, daß die Thronbesteigung eines Kronprinzen große Veränderungen verursachen müsse; und fast alle Voraussetzungen der Beobachter sind falsch. Alle Zeitungen waren voll von den kriegerischen Gesinnungen und Eroberungen, auf welche der König von Dännemark dächte. Man hat gesehen, was er that. Was hat man nicht von dem künftigen Glücke der österreichischen Staaten für Lärm gemacht?

Ey,

Ey, ey! .... Itzt erscheint der Sultan Selim auf der Staatsbühne, und die Ausposaunen des Ruhms haben ihm im voraus eine Ehre beygelegt, die desto zweydeutiger wird, da man noch nichts gewisses von seinem Charakter erfahren hat.

Der Kronprinz von Preussen ist ohne Widerspruch eine beobachtungswürdige Person, aber er ist zu klug, um sichs merken zu lassen, was er eigentlich vorhabe, und ich bin überzeugt, daß der Reisende zu eilfertig von ihm geurtheilt hat. Der aufgeklärteste Richter, der große Friedrich hat jederzeit Böses von ihm gesprochen, und sprach es auch von seinem Nachfolger. Wenn dieser so ganz außerordentliche Mann sich so sehr geirrt hat, wer wird es wagen, seine Weissagungen bekannt zu machen? Bis hieher hat Wilhelm allein und mit Ruhm regiert, und die Ehre seines Reichs in allen Theilen der Regierung behauptet, ob man ihn gleich mit einem Commodus und Sardanapal verglichen hat. Er hat sich weder den Cäsar, noch Alexander, noch Karl XII. zum Muster nehmen wollen, sondern er wählte den Titus. Wenn er ihm nicht in allem ähnlich zu seyn scheint, so liegt die Schuld an den Geschichtschreibern, die ihn nicht genug kennen, und niemals die Personen von der ihnen bekannten Seite mit ganzer Redlichkeit schildern. Nur die Nachkommen sehen unpartheyisch. Wenn man diesen Ausnahmen entgegen stellen kann, so sind sie selten.

Wir wollen also nicht von den Verdiensten irgend eines Menschen eher sprechen als bis er an der Stelle ist, die er einnehmen muß. Sixtus der Fünfte schmiegte sich, um die päpstliche Krone zu erlangen, nach der er sehnlich verlangte. Der Kronprinz ist noch jung. Um seinen künftigen Werth zu bestimmen, muß man erst warten bis er Mann und König wird. Aus Liebe zu ihm und zum Besten der Menschheit hoffen wir, daß er diese nicht einer unmäßigen Ruhmsucht aufopfern werde. Ich wenigstens glaube dies um so fester, da ich ihm die Eigenschaften zutraue, die einen ehrlichen Mann ausmachen. Seine Physiognomie ist ehrlich; ich darf also vermuthen, daß er gerecht, allenfalls stolz, aber gefühlvoll und gut, nie der Sklave seiner herrschenden Leidenschaft seyn werde, und daß er nie auf den tyrannischen Gedanken kommen werde, sich eine unumschränkte Macht anzumaßen, welche die besten Charaktere verdirbt, die Tugend zerstört, und aus guten Bürgern feige und treulose Sklaven macht. Ueberdies ist man jezt schon zu sehr aufgeklärt; und Europa hat das Joch der Sklaverey, unter welchem es so lange seufzte, abgeschüttelt. Der Despotismus ist nach Asien geflohen. Wer ihn in den europäischen Staaten wieder einführen wollte, würde standhafte Menschen vor sich finden, die im Gefühl ihrer Würde sich der Tyranney muthig widersetzen würden. Ein Volk, das sich seine Vorrechte entziehen ließe, verdiente nicht nur das Joch, sondern auch eine noch niedrigere Behandlung. Ich wenig-

stens

stens habe von meinen Mitbürgern einen viel zu edlen Begriff, als daß ich glauben sollte, daß sie je vergessen könnten, was sie jezt sind, und sich zu Sklaven machen zu lassen, während alle benachbarte Nationen sich durch die Freiheit, die ihren Ruhm und ihre Tugenden erneuert, gleichsam adeln. Ein nach der Alleinherrschaft gieriger Fürst kann seine Würde und Vorrechte zur Unterdrückung seiner Völker mißbrauchen, und leider giebts unter denen, die zur Regierung geboren werden, mehrere, die Neigung zum Despotismus haben. Solchen Regenten muß man unüberwindliche Macht entgegen stellen, d. h. weise, und feste Gesetze, die eine Nation ehrwürdig machen, und ihre Freiheit erhalten können. Nur durch dieses System, wodurch man allein die Mißbräuche der Macht abhalten kann, wird sich die Welt vor Tyrannen schützen können.

Dies sind die Wünsche eines Mannes, der lange unter dem Drucke des Despotismus seufzte, und der daher noch diesseits des Grabes die Tyranney gern ausrotten möchte, wenn er auch den unwürdigen Unterdrückern der Menschheit tödtliche Streiche versetzen müßte. Ich zeige hier den Lesern meine Wunden, und warne sie, sich vor gekrönten Henkern zu hüten, deren Schlachtopfer sie oder ihre Nachkommen werden könnten.

§. 4.

§. 4.

Der Reisende hat den Herzog von Kurland schon als einen wilden Scythen behandelt. Aber dies ist ihm nicht genug; er versichert auch noch bey Gelegenheit des gelben Ordensbandes, womit der König ihn beschenkte, „daß er seinen Orden unmöglich mehr hätte beschimpfen können.“ Ich will daher dem Reisenden nur eine Frage vorlegen: wurde das blaue Ordensband in Frankreich beschimpft, als man es an Leute verschenkte, die keine andere Ansprüche darauf zu machen hatten, als ihnen die Geburt gab, und deren schlechter Charakter sie dessen wirklich unwürdig machte? Man halte dies nicht für ein Zeugniß gegen den Herzog von Kurland; ich bin weit entfernt, hier Vergleichungen anzustellen.

Funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Je mehr Briefe, desto mehr Lästerungen und Uebertreibungen.

„Der alte Graf Schwerin," heißt es, „war unter dem vorigen Könige ein „bloßer Schalksnarr, der in seinem Le„ben nichts bedeutete, ein Zänker, läp„pisch u. s. w." Der Gouverneur des Königs „ist ein Mann ohne Talente, ohne Ver„dienste, ohne Würde, ohne Achtung „für seinen Zögling. Vielleicht ist diß, setzt der Verf. hinzu, „das erste Zeichen ei„nes gesunden Verstandes, das er ge„geben hat." Schwerlich kann man bey solchen Lästerungen fertiger und grausamer zu Werke gehn. Aber mit welchem Rechte spricht denn der Reisende von allen Preußen so intolerant, und warum urtheilt dieser intriguante Vagabund, dessen Verdienst in einer verdeckten und nicht anerkannten Spionnerie besteht, und der die Ehre nur kannte, um sie unter die Füße zu treten, über Verdienst und Ehre? Ist ein rechtschaffener Mann

unbillig: so handelt er zwar unrecht, und man beklagt ihn, weil auch der Mann von feinem Gefühle sich manchmal irren kann; wagt aber ein seiner Aufführung und seinen Grundsätzen nach verdorbener Mensch, sich frech zum Richter aller Sterblichen aufzuwerfen, lobt er die eine Parthey aus Interesse, und verläumdet er die andere aus Rachsucht und Bedürfniß zu hassen und zu schaden, so muß man vor Ungeduld und Unwillen knirschen.

§. 2.

In den Briefen wird mehrmalen von einem Baron Boden gesprochen; er bezeichnet ihn als einen Menschen, den er bey seinen wichtigen Entdeckungen brauchen könne.

Hier ändert der Briefschreiber seine Sprache, und macht von ihm folgende Schilderung: „Policeyspion zu Paris, in Berlin als „Dieb, Falsarius und jeder Schurkerey fähig anerkannt, und den der König selbst einen Schelm nannte.“ Bekanntlich bestimmt man zum Spionenhandwerk nicht delikate und ehrliche Männer; gliche aber Boden diesem Gemählde, so mußte der mit dem Briefsteller korrespondirende Minister wohl ein wenig erstaunen, von einem Menschen, den er ein halbes Jahr vorher so stark empfohlen hatte, eine so übertriebene Schilderung zu lesen. Es giebt

doch

doch noch einen Unterschied zwischen einem verdorbenen Menschen und einem Verbrecher.

§. 3.

Bey Gelegenheit, daß der König die Herren Wöllner und Moulines zu Finanzdirectoren der Akademie ernannte, sagt der Reisende: „Alle „diese Gunstbezeugungen verkündigen „einen Regenten ohne Gefühl, ohne „Delikatesse, ohne Achtung für sich „selbst und für seine Geschenke, unbe„kümmert für seinen Ruhm und die all„gemeine Meynung, wodurch die, wel„che etwas vorstellen, muthloß ge„macht, und die, welche nichts oder „schlimmer als nichts sind, aufgemun„tert werden. Die allgemeine Verach„tung ist die würdige Belohnung die„ser Thaten.“ Man müßte das Berliner Publikum mit dem Pariser zusammen bringen, um letzterem das Licht über alle falsche Nachrichten des correspondirenden Giftmischers zu geben. Wie viel Leute werden sich bald schämen, daß sie den Berichten eines Menschen getrauet haben, der einen eben so liebenswürdigen als achtungswerthen Charakter, einen Fürsten, der das Glück seiner Macht nur in dem Glücke wohlzuthun findet, mit einer teuflischen Hartnäckigkeit lästert! Müßten die Nationen einander für die Beschimpfungen Gerechtigkeit wieder-

fahren lassen, die man der immer geheiligten Person der Könige anthun kann, was würde da wohl das Schicksal des französischen Reisenden seyn?

§. 4.

Nachdem er noch einmal von der Fräulein von Voß, ihrem Einflusse, dem Grafen von Schulemburg, dem Könige, „dessen Seele,“ wie er spricht, „schwach und träge ist;“ und von Friedrich II.: „der immer von dem Gefühle „der Superiorität beseelt war,“ gesprochen hat, fügt er S. 294 hinzu: „Man hat „kein so starkes Bedürfniß, um über „Topinambous zu herrschen!“

Wahrhaftig ein artiges Wort, vorzüglich in einer politischen Korrespondenz! Aber warum nennt er die Preußen so? Etwa deswegen, weil sie noch jetzt sehr geneigt sind, sich keine allgemeine oder Privatbeschimpfung ungestraft anthun zu lassen? Außerdem würde ich diese Topinambous für Leute halten, die an ihrer Spitze einen Mann haben müßten, der seine Superiorität fühlte. Auch fühlt Friedrich Wilhelm, ohne ihn mit seinem erhabenen Vorfahren vergleichen zu wollen, die seinige, und bis jetzt hat er gezeigt, daß er sie nicht verlohren hat. Uebrigens mag der Reisende sich immer vor diesen Topinambous hüten, sie würden ihm sonst zeigen, wie geschickt sie sind, unverschämte

und betrügerische Leute nach Verdienst zu behandeln.

§. 5.

In der Nachschrift dieses Briefes versichert der Reisende, daß der holländische Gesandte ihn geradezu gefragt habe: „ob er es gern sehen „würde, wenn man daran arbeitete, „ihn akkreditiren zu lassen, um mit der „Prinzessin von Oranien zu Nimwegen „zu unterhandeln.“ Dieß ist so falsch, und widerspricht den nachherigen Begebenheiten so sehr, daß es sich von selbst widerlegt. Wie konnte man sichs einfallen lassen, einen französischen Spion mit der völlig englischgesinnten Prinzessin von Oranien, die über die Entwürfe des Versailler Kabinets unwillig war, und nur Rache athmete, unterhandeln zu lassen! Welche Ungereimtheit! Dies, wie das folgende, ist so falsch, daß ich dreist behaupten kann, daß es ein Galimathias von närrischen und chimärischen Verbindungen ist. Zum Beweise nehme man das unglückliche Schicksal Hollands, wozu es sich noch Glück wünschen kann, daß der König von Preußen es von dem gänzlichen Untergange rettete, den die innerlichen Unruhen, die Frankreich bey der Unmöglichkeit, mit Thätigkeit zu Werke zu gehen, darin unterhielt, nothwendig nach sich ziehen mußten.

Ein und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Auch der zwey und sechzigste Brief beschäftigt sich mit Holland. Man lieset in demselben S. 210, „Jetzt, da der Stadthalter wohl füh„let, daß es mit dem Kabinette in „Berlin nichts ist, und daß sich der „König, wie überhaupt um nichts, „so auch nicht um die statthalterische „Angelegenheiten bekümmere, zeigt er „sich zur Aussöhnung geneigt.“ Wie falsch es sey, daß der König sich nicht um die statthalterischen Angelegenheiten bekümmert habe, ist hinlänglich bekannt; und könnte ich nur diese einzige Stelle zum Beweise anführen, wie schielend der Autor in politischen Spekulationen urtheilt, so wäre das für Leser, die Augen und Ohren haben, hinreichend. Und doch war er im Mittelpunkte der Intriguen; er hätte sie sehen, und, hätte er die geringste Gabe einzudringen gehabt, die Wirkung voraus beurtheilen können. Aber überall ist die Eitelkeit sein einziger Führer. Diese verleitete ihn zu der Behauptung, daß die Prinzessin von

Oranien

Oranien seine Vermittelung wünsche, daß sie nicht mehr auf den Schutz ihres Bruders, des Königs von Preußen, rechne, und daß sie ihren Minister, den Baron Rheeden, ausdrücklich zu unserm hohen und mächtigen Beobachter geschickt habe, um ihn in sein Interesse zu ziehen. Eben diese Eitelkeit, die immer leichtgläubig und geneigt ist, alles zu übertreiben, verleitete ihn, zu versichern, daß die Rückkehr der Prinzessin von Oranien zu Frankreich aufrichtig wäre, und den Grafen Esterno zu beschuldigen, daß er von allem, was vorgehe, nichts wisse, da doch dieser Minister von allen damaligen Entwürfen ungleich mehr als er wußte; sie verleitete ihn, zu glauben, „daß Herzbergs Kredit vernichtet, die Zuneigung des Königs erkaltet, und der Einfluß seines Kabinets mäßig sey;“ und endlich: daß der Prinzessin von Oranien nichts weiter übrig sey, „als den Weg der Unterhandlung zu „versuchen.“ Wahrlich, der muß träumen, der sich solche Unwahrscheinlichkeiten einbilden kann: aber er muß auch zugleich sehr unverschämt seyn. Doch das ist noch nicht alles. Er behauptet, „den „dechiffrirten Entwurf der Prinzessin „gelesen zu haben,“ und sagt darüber zu seinem weisen Freunde, (wie er seinen Minister nennt:) „Ich glaube nicht, daß mein „Diensteifer mich hierbey ohne Geschicklichkeit gelassen habe.“ Und was findet man nun nach allen diesen Rotomontaden für

ein Resultat? Daß das Projekt, wovon die Rede ist, der Prinzeßin von Oranien nie eingefallen sey, und daß das, was bald nach diesem lächerlich ernsthaften Detail dieses prahlerischen Briefes geschah, von allem dem, was er ankündigte, das Gegentheil bewiesen habe.

Demungeachtet hat man, wenn man keine Freunde hat, doch Anhänger; und Mirabeau hat zu viel Kopf, und schreibt zu gut; er ist in seiner Schreibart zu französisch, als daß er nicht Anhänger haben sollte. Ich zweifle daher nicht, daß viele von den Ausdrücken, womit ich seine Betrügereyen aufdeckte, sie zum Theil beleidigt haben mögen. Aber was werden diese enthusiastischen Verehrer sagen, wenn sie sehen, daß das, wovon er so ausführlich spricht, völlig unwahrscheinlich ist, und durch nachherige Bewegungen, wovon ganz Europa Zeuge war, widerlegt wurde? Wäre es möglich, daß die Prinzessin von Oranien sich um den Herrn von Mirabeau könnte einigermaßen beworben haben, so geschah es gewiß in keiner andern Absicht, als um dem Versailler Kabinet eine Schlinge zu legen, um Zeit zu gewinnen, und seine Kräfte zu versuchen. Könnte man sich aber einbilden, daß sie sich an einen Menschen ohne Charakter sollte gewendet haben, da sie doch in Berlin mit dem französischen Minister, dem Grafen von Esterno hätte reden lassen können? Zur Ehre des Versailler Kabinets will ich glauben, daß alles dies eben so wenig

nig wahr, als wahrscheinlich sey. Denn sollte es wahr seyn, so wäre es mehr als allzusehr bewiesen, wie leicht man es foppen könnte, da man leichtsinnig oder verblendet genug war, die Vermittelung eines Spions als eine ernsthafte Negociation anzusehen. Dem sey wie ihm wolle; ich, der ich damals grade in Berlin war, wußte ganz zuverlässig, was zwischen dem Könige, dem Minister Herzberg, und der Prinzessin von Oranien vorgieng. Noch mehr; ich war in das Geheimniß eingeweiht, und kann mit Gewißheit versichern, daß man nicht nur Frankreichs Einfluß und Drohungen nicht fürchtete, sondern auch mit England seine Anordnungen traf. Die Prinzessin von Oranien hatte von ihrem Bruder sein Ehrenwort erhalten, (und das gilt bey Friedrich Wilhelm,) daß er ihr beystehen wolle. Wie wäre sie also auf den Einfall gekommen, den Schutz Frankreichs durch einen Subalternen zu suchen, da sie durch andere sichere Wege auf ihren Triumph rechnen konnte, da der Herzog von Braunschweig schon vorgerückt war, um diese Expedition anzuführen.

Dies wird wohl mehr als hinlänglich seyn, die Prahlerey, Verwegenheit, Eitelkeit und Unverschämtheit unsers Briefstellers zu beweisen. Der Reisende wollte nun einmal akkreditirt seyn, es möchte kosten was es wolle. Dazu glaubte er bey einem frivolen Minister zu gelangen, wenn er sich einen Anschein von Wichtigkeit gäbe. Dies ist das

Räthsel und die Auflösung. Doch wir wollen in der Untersuchung fortfahren.

§. 2.

Von dem Herrn von Golz und Bischofswerder findet man S. 220 von neuem ungegründete Nachrichten. Von letzterm sagt er: „daß er, nachdem er alles gethan habe, alle die, „welche mehr Verstand hätten, als er, „vom König zu entfernen, und nun „damit zu Stande gekommen sey, er „nicht wisse, was er nun anfangen „solle.“ Diese Stelle ist eben so witzig als abscheulich; unglücklicher Weise aber ist sie augenscheinlich falsch; denn noch jetzt beträgt sich Bischofswerder beym Könige als ein treuer Unterthan, der seinen Herrn liebt, von ihm geliebt wird, und alle seine Pflichten erfüllt. Hierauf kommt er auf Wöllnern, von dem er behauptet: „daß er, da er „kleindenkend genug gewesen, die zuvorkommenden Demüthigungen derer „anzunehmen, die ihn noch vor einem „halben Jahre als Bedienten brauchten, „seine Zeit mit gefährlichen Zeitvertreiben zugebracht, und seine Geschäfte habe anwachsen lassen, und daß „einst die Intrigue der Mißvergnügten die Undankbarkeit derjenigen, denen er gedient habe, die Arglist der

„Hof=

„Hofleute und die Schlingen derer, die „unter seiner Aufsicht arbeiten, ihm „den Kopf verrücken werden.“

Zur Antwort auf diese Lästerungen ist es hinlänglich, daran zu erinnern, daß Wöllner noch Minister ist; er hat noch seinen ganzen Kopf behalten, genießt die Frucht seiner Arbeit, ist seinem Herrn sehr nützlich, und unter allen Gefahren, mit denen er, dem Vorgeben nach, bedroht seyn sollte, hat keine einen Augenblick weder seiner Vernunft noch seinem Kredit geschadet. Der Reisende hatte damals, da er seine Korrespondenz schrieb, eine für ihn sehr schädliche Wuth, alles vorauszusehen. Ich weiß nicht, ob die Erfahrung ihn davon geheilet habe; ich würde ihm Glück dazu wünschen.

§. 3.

Der Briefsteller tadelt den König wegen der Einführung der Kopfsteuer; nimmt aber diesen Tadel S. 221 wieder zurück. Ich habe bereits gesagt, daß diese Auflage nur ein Project war; aber wäre sie auch wirklich anbefohlen worden, und der König hätte nachher seinen Befehl zurückgenommen, was wäre das nun weiter? Nicht alle Könige haben diesen edlen und wohlthätigen Muth, zu gestehen, daß sie sich geirrt haben, oder daß man sie hintergangen habe. Unglücklich sind die Völker, deren Beherrscher in dem engen Zirkel ihres Stol-

zes

zes eingeschränkt, das Geständniß des Unrechts als einen Angrif auf ihre Autorität ansehen; sie sind der Gefahr ausgesetzt, unter die blutige Ruthe des Despotismus zu kommen. Wer einen Fehler nicht gestehen mag, gesteht wohl einen zweyten, um den ersten zu verbergen; und kommen die Fehler der Könige häufig, so ist dieß ein sehr gewisses Zeichen des Unglücks ihrer Unterthanen. Statt davon wie der Reisende zu denken, sehe ich vielmehr den Entschluß, den entworfenen Plan der Kopfsteuer zurückzunehmen, als den Entschluß eines gefühlvollen Herzens, eines richtigen Verstandes, und eines Menschen an, der das Schlimme, was er thun wollte, aufgiebt, um aus Wahl und Neigung wieder Gutes zu thun.

§. 4.

Immer bereit, über Gegenstände, die er am wenigsten kennt, abzuurtheln, spricht er gegen die Unwirksamkeit des Herrn von Görz in Holland, und gegen seine Zurückberufung. Er vermuthete nicht, der arme Mensch! und konnte auch nicht vermuthen, was die Politik des Berliner Kabinets seinen eben nicht sehr durchdringenden Blicken verbarg. Nach mehrern andern Lästerungen gegen sehr verdienstliche Handlungen, bricht er in die Worte aus: „Setzen so viel Fehltritte, „so viel Rückschritte nicht Leute von „wenig Ueberlegungskraft voraus, die

„im

„im Finstern herumtappen, und nicht „einmal die Anfangsgründe der „Staatsgeschäfte verstehen.“

Darüber muß man nicht ärgerlich werden, sondern sich an den Spion erinnern. Arme Berliner Regierung, hättest du doch den Herrn von Mirabeau an deiner Spitze! er würde dich leiten, wie er voraussieht; er würde dich nicht in die Mitte einer Reihe dummer Streiche setzen; er würde nur Gutes von Preußen sagen; und da alles, was er sagt, nicht weniger überzeugend und hinreißend als erhaben ist, so würdest du einen unermeßlichen Ruhm genießen.

§. 5.

Mit dem innigen Vertrauen, das ihn verleitet, die Einsichten, die er zu haben glaubt, auszukramen, sagt der Briefsteller von Westpreußen: „dies elende Preußen.“ Die, welche das Lokale kennen, urtheilen davon ganz anders. Die Theilung Pohlens war für Westpreußen sehr wichtig, weil das Land durch die dadurch erhaltene Verbesserung sich jetzt nicht mehr ähnlich ist. Es ist sehr fruchtbar, wird gut bebauet, und seine Lage ist recht dazu geschickt, den ganzen Handel und alle Reichthümer Pohlens zu verschlingen. Die Bevölkerung ist stark. Die Einwohner sind fleißig, größtentheils Protestanten, aufgeklärt in Absicht der bürgerlichen Pflichten, und weit davon entfernt,

den

den Bedrückungen so wie den Ohrenbläsereyen der Priester und Mönche nachzugeben. Ueberdieß ist der Boden gut, und das an diese neue Acquisition stoßende Ermeland ist unstreitig eine der bevölkertsten und bestbebaueten nordischen Provinzen. Der Netzkanal verbindet die vorzüglichen Flüsse, so daß von Königsberg und Warschau bis Frankfurt und Berlin der Handel zu Wasser getrieben wird. Auch sind durch diesen Kanal Ländereyen gewonnen worden, worauf man seit zwanzig Jahren mehr als zweyhundert Dörfer gebauet hat. Westpreußen in seinem jetzigen Zustande ist also wohl kein armes, sondern im Gegentheil eines der reichsten, und, in Absicht des Handels, eines der am besten gelegenen europäischen Ländern. Also auch hier ist der Reisende eines Irrthums überführt, ob er gleich, wie jedermann, wissen mußte, daß bey der Theilung Pohlens Friedrich das große Loos gewonnen habe.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

In der Nachschrift des vorigen Briefes hatte der Briefsteller eine wichtige Chifre aus Curland angekündigt. Davon legt er nun zu Anfange des drey und sechzigsten Briefes Rechenschaft ab. Was enthält nun diese Chifre? Viel Worte, die aber zu nichts nutzen. Alles was man daraus deutlich sieht, ist diß, daß Herr von Howen daselbst Minister und Vollzieher der russischen Entwürfe geworden sey. Aber wozu so viel Betrachtungen über Curland? Warum kommt der Reisende, der schon einen jungen Mann als Schildwache dahin gestellt hatte, auf diesen Gegenstand zurück? Curland ist für Frankreich ein unbedeutendes Land, weil es auf eine Gegend, wo sein Einfluß unmöglich ist, keine Absichten haben kann. Könnte es wohl von neuem dahin gelangen? Ich glaube es nicht; zuviel Interesse steht sich einander entgegen.

§. 2.

Auf die Nachricht von einer Unterredung mit Struensee über das Salzmonopol, sagt der Reisende:

sende: „Man kann von der Unerfahren„heit der jetzigen Regierung auf die „Unmöglichkeit schließen, die vorige ab„zuändern. So sind die willenlosen „Könige! Dieser wird so leben und so „sterben. — — Die Anzeigen seiner „Unfähigkeit zeigen sich immer mehr.“ — Was läßt sich nach dem, was ich auf die vorigen Uebertreibungen des Verfassers antwortete, noch gegen diese Behauptungen sagen? Nichts, als mich auf meine ersten Bemerkungen beziehen.

Nachher wird das ganze Berliner Ministerium auf das unwürdigste compromittirt. Nach dem Berichte des Briefstellers leben alle Minister mit einander in Mißverständnissen: „die eine Par„thei führt das Ruder, die andere ar„beitet ihnen entgegen.“ Er endigt mit der Versicherung, daß die „Vollziehung der „Geschäfte immer Wöllnern, die Erhal„tung des Kredits Bischofswerdern „überlassen werden.“ Wahrhaftig, ein Meisterstück von Narrenspossen! Ich habe weiter oben alles gesagt, was ich über die preußische Regierung, über die Weisheit und Güte der Absichten des Regenten, über die aufmerksame Thätigkeit der Minister, über die Nacheiferung, die in jedem Departement herrscht, und über die Aufsicht des Königs zu sagen hatte. Was ich behauptet habe, gründet sich auf Facta und politische Ereignisse.

Man urtheile nun über Mirabeau und den Werth seiner Gedanken!

§. 3.

Ich war bey der Unterredung des Königs mit dem Reisenden, die dieser S. 229 ff. erzählt, nicht zugegen. Ich kann sie also auch nicht gänzlich widerlegen. Wenn aber ein Schriftsteller durch eine Menge thörichter und falscher Beobachtungen bewiesen hat, daß er die Vernunft dem Witze, den Verstand dem Spotte, das Bedürfniß zu unterrichten der Begierde zu glänzen, die Wahrheit dem Ehrgeitze und den Lügen aufopfert; kann man da fodern, daß ein vernünftiger Mensch im buchstäblichen Verstande glaube, was ein Spion über einen so delikaten Gegenstand behauptet? Ueberdieß kannte der König den Mann, mit dem er sprach, sein Genie und seinen Charakter; er ist sehr vorsichtig in seinen Unterhaltungen mit Fremden, und ich glaube an das Detail, was der Briefsteller hiervon erzählt, eben so wenig, als an die Freundschaft des Herzogs von Braunschweig, an die Vertraulichkeiten des Prinzen Heinrichs, und an die vorgebliche Gewinnung des General Kalkreuth.

Drey und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Der abgeschmackteste Brief in dieser Sammlung, die man die geheime Geschichte des Berliner Hofes nennt, ist der vier und sechzigste. Hier ist der Anfang:

„Endlich glaube ich zu wissen, was „der Kaiser kocht. Er hat geradezu „den Vorschlag gethan, er wolle Preu„ßen noch das übrige Pohlen nehmen „lassen, wenn man ihm nur Baiern „lassen wolle. Glücklicherweise war „der Fall ein wenig zu plump...... „Man schlug es aus."

Der Verfasser sprach eben von dummen Streichen; hier scheint er einen sehr starken gemacht zu haben.

„Wollte Gott, sagt er einige Zeilen weiter unten, „daß es dem Kaiser nie in den „Kopf käme, den König von Preußen „auf eine geschickte Art zu locken, und „ihm zu sagen: Lassen Sie mich Baiern „nehmen, ich will Ihnen Sachsen lassen,

„sen, wodurch Sie den schönsten Land-
„strich von Deutschland, eine feste
„Gränze und an zwey Millionen Un-
„terthanen erhalten, welches Ihre Län-
„der vergrößert, arrentirt und befestigt,
„und wir werden weiter keine wichtige
„Schwierigkeiten haben. Um alle zu
„heben, dürfen wir nur den Churfür-
„sten zum König von Polen machen,
„denn das sächsische Haus strebt nun
„einmal gierig nach der Königswürde;
„und wenn wir ihn zum Erbkönige
„machen, was für Schaden wird er da-
„bey haben? Es ist gut, oder es
„wird doch bald gut seyn, eine starke
„Schutzmauer gegen Rußland zu ha-
„ben. — Hätten sie einmal diese Idee,
„so würden sie dieselbe mit oder gegen
„die Einwilligung des übrigen Europa
„bald ausgeführt haben. Aber sie wer-
„den nicht darauf kommen. Der eine
„ist zu sehr in Unordnung, der andre
„zu unfähig, und nach mehr oder we-
„niger ernstlichen Zänkereyen wird der
„Kaiser auch in Baiern etwa ein Dorf
„an sich ziehen und der König von
„Preußen in seinem Nichts bleiben." —

Wäre diese Voraussetzung nicht eine Träume-
rey eines kläglichen Politikers, so wäre es eine

strafbare Unverschämtheit, sie durch den Druck noch bekannter zu machen. Denn so groß die Unordnung die man beym Kaiser voraus setzt, und so unfähig auch der König von Preußen seyn möchte: so würde dieser Plan gewiß, wenn er einmal die Aufmerksamkeit der beyden Regenten auf sich gezogen hätte, durch die Vereinigung des beyderseitigen Interesse ausgeführt werden können, und was würde Europa dazu sagen? Aber diß ist eine Chimäre, und es ist unglaublich, daß man das Versailler Kabinet mit solchen Possen sollte unterhalten haben.

Fürs erste ist es völlig ungegründet, daß der Kaiser im Jahr 1787 dem Berliner Kabinette irgend einen Vorschlag gethau habe, oder habe thun lassen. Er dachte an die Eroberung von Constantinopel, und seine Projekte erlaubten keine andre Allianz, als die russische.

Was würde ferner aus Oesterreich, wenn der König von Preußen Sachsen besäße? Was würde aus Ungarn, wenn der neue König von Polen mit Preußen alliirt wäre? Was würden die deutschen Fürsten sagen, wenn Friedrich Wilhelm, die einzige Stütze ihrer Freyheit, ihr anerkannter Beschützer gegen alle Usurpationen, sich des schönsten Churfürstenthums bemächtigte? Wer könnte ihn, wenn er dieses hätte, verhindern, auch die andern gelegentlich wegzunehmen?

men? Was würde aus Rußland, Frankreich und der Schweitz werden, wenn der Kaiser Herr von Baiern würde?

Ein solcher Plan kann nur in den Kopf eines Unsinnigen kommen, und der Reisende stellt ihn doch dem Versailler Kabinette so vor, als ob er einerseits vorgeschlagen und andrerseits auch möglich wäre. Diese Ungereimtheit zeigt den vorgeblichen Politiker in seiner völligen Blöße. Gäbe sich der Briefsteller noch das Ansehen, als ob er daran zweifele, so würde man seine Einfalt belächeln, und ihn entschuldigen; aber er zweifelt nicht nur nicht, er versichert auch andere von der Wahrheit. Armseliger Träumer!

Das Interesse Preußens erfordert es, die deutsche Freyheit mehr als jemals zu beschützen, und zwischen allen kleinen verbundenen Staaten Deutschlands eine vollkommene Einigkeit zu erhalten. Wenn der König von Preußen darauf Verzicht thut, der Dictator des Bündnisses zu seyn, welches Europa eine feste Konsistenz gegeben hat: so würde er zugleich meyneidig und unpolitisch handeln; es würde Oesterreich und Frankreich wieder den verderblichen Einfluß einräumen, den sie ehedem in Deutschland hatten, und den man ihnen so weislich entzogen hat. Deutschland, so wie es jetzt vereinigt ist, ist die stärkste Schutzmauer gegen beyde Höfe, wenn sie Entwürfe machen wollten,

die für das allgemeine Gleichgewicht von Europa gefährlich werden könnten. Je verachteter Deutschland war, da es sich noch nicht vereinigt hatte, da die durch die Politik der Nachbarn genährten Zwistigkeiten, Unruhe und Unordnung daselbst veranlaßten, desto furchtbarer wird es unter dem preußischen Schutze und desto wünschenswerther wird die Verbindung mit demselben scheinen.

Um dieses Werk, das ohnehin unvermerkt stark geworden ist, nicht noch stärker zu machen, muß ich schnell bey allen den wichtigen Gegenständen vorbeygehen, worüber ich mich weiter ausbreiten könnte. Mein Hauptzweck ist, auf den geheimen Briefwechsel zu antworten. Je weiter ich darinnen komme, desto mehr glaube ich unwidersprechlich zu beweisen, daß er sich in Paris ein Vertrauen erschlichen hat, das ihm nicht gebührte. Der Verfasser hat zuweilen, aber sehr selten, gut beobachtet, nicht gut vorausgesehen und eben so wenig gut im voraus geurtheilt, und die Idee, daß Frankreich in Verbindung mit Oesterreich, Preußen vernichten können, ist nichts weiter als die Schmeicheley eines Spions, der befördert zu werden wünscht. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, hätte er damit anfangen sollen, sich als einen treuen, wahrhaften und standhaften Mann zu zeigen; vielleicht würde er die politische Regierung seines Vaterlandes aus ihrer Schlafsucht geweckt haben; er hätte, statt auf die Armseligkeiten zu sehen, sich an wichtige

Ge-

Gegenstände halten, statt zu lästern, Aufklärungen geben, Thatsachen erzählen und nicht Lügen erdichten, und, ehe er Begebenheiten voraussagen wollte, seinen Schlüssen Festigkeit geben sollen, um auf die Zukunft mit eben so viel Klugheit als Verstande zu schließen. Statt dessen gab er schöne Redensarten, witzige Einfälle, Satyren, Lästerungen und Chimären. Er unterrichtete niemand und beleidigte jedermann. Außerdem, daß er für die verächtlich ward, die er sich in der besten Laune zu Feinden machte, zeigte er sich auch für seine Freunde gefährlich. Wenn er dadurch Vertrauen zu erlangen und in seinem Vaterlande etwas zu werden glaubte, grade zu der Zeit, da man ihm seinen alten Ruhm wieder verschaffen will, so hat er sich gewaltig getäuscht. Welchen Mißbrauch macht dieser Mann von seinen Naturgaben! Er braucht seinen Verstand, kleinliche Dinge zu thun, und große Thorheiten zu begehen, und seine beißende Schreibart, ehrliche Leute zu verlästern, furchtsame zu erschrecken und die ehrwürdigsten Charaktere in ein falsches Licht zu stellen. Durch einen übertriebenen Egoismus und gränzenlose Eitelkeit verleitet, mischte er sich in alles, und steckte alles in Brand. Seine Absicht geht dahin, eine große Rolle in der Welt zu spielen, und oft genannt zu werden. Eben diß war auch der Entzweck Catilina's und des schwachen Theodors, des sogenannten Königs von Korsika, der in England im Gefängnisse und in der Schmach starb. Wäre Verwegenheit

hinreichend, zu Hoheit, Würden und Macht zu gelangen, so würde die Welt nicht groß genug für die Menge ehrgeitziger Menschen seyn, die sich darinnen zu einem hohen Stande emporschwingen wollten.

§. 2.

„Hier haben Sie, sagt der Reisende, S. 332. „ein völlig geheimes Faktum, „nach welchem sie den Mann besser als „nach allen meinen vorigen Depechen „werden beurtheilen können.“ Und worin besteht nun diese so heimliche und doch so sichere Neuigkeit? darinnen, daß der König von Preußen dem Kaiser für eine Million Gulden, die die Kaiserin Königin ihm als Kronprinzen geliehen hatte, eine Million Thaler zurückbezahlt. Er bricht darüber in die Worte aus: also war Friedrich Wilhelm niedrig denkend genug, östreichisches Geld anzunehmen und jetzt „ist er thöricht genug, es wieder zu „geben! Er versteht die Sprache nicht: „Mein Nachfolger wird sie bezahlen. Er genehmigt dadurch das Verfahren des kaiserlichen Hofes, dem „preußischen Prinzen Geld zu borgen. „Er glaubt seine Regentenpflicht „erfüllt zu haben, wenn er nur redlich genug ist, seine Privatschulden „zu bezahlen.“

Wun=

Wunderliche Logik! eine für das Wohl des Volks gefährliche Politik, die den Regenten davon losspricht, die Pflichten der Redlichkeit zu erfüllen, die sie undankbar und meyneidig macht. Despoten! höret den Unterricht des Reisenden; er ists wohl werth, ihn euch zu geben, so wie ihr fähig seyd, ihn zu hören und ihm zu folgen.

In der That aber ist diese Geschichte von einer Million Gulden, die durch die angehäuften Interessen auf eine Million Thaler anwuchsen, gänzlich falsch. Nie hat der Kronprinz in Wien Kredit gefunden; nie etwas von Maria Theresia geborgt, folglich auch ihrem Sohne nichts bezahlt. Der Verfasser stellt seine Fabel mit Fleiß als ein großes Geheimniß vor, um im Voraus die hierbey zu befürchtenden Widersprüche zweydeutig zu machen, aber die Anekdote, die Umstände davon und das Geheimniß fand er nirgends anders als in seiner Einbildungskraft. Gewisser aber als seine Anekdote und offenbar ist es nun, daß der Schriftsteller ein Verläumder sey, der nicht mehr gefährlich seyn wird, da er entlarvt ist.

Wäre die Anekdote wahr, wärs möglich, daß der durch seinen Onkel so sehr gebundene Friedrich Wilhelm in Oesterreich hätte Kredit finden können, so würde ich ihn nicht deswegen tadeln, daß er ihn benutzte. Tadeln würde ich bloß den Kreditor, der sich wagte, entweder eine beträchtliche Summe ei-

nem Prinzen anzuvertrauen, der als König die Zurückbezahlung verweigen konnte, oder sie zu verlieren, wenn er nicht zur Regierung gekommen wäre.

Hätte Friedrich II. als Prinz glauben können, daß Maria Theresia ihm Geld hätte borgen wollen, so würde er nicht eine, sondern wohl zwanzig Millionen geborgt haben; er würde dieses Anlehn gewiß begierig angenommen haben, und hätte ers dann als König bezahlt, so würde es gewiß nicht ohne Beyhülfe der Münze geschehen seyn, die er so gut durch den Juden Ephraim zu fabriziren wußte; oder er würde diese Summe von den schlesischen Kriegen abgezogen, oder wohl auch zu ihr, wie zu seinen übrigen Kreditoren gesagt haben: „Ich habe als Kronprinz und als königlicher Pu„pille geborgt; die Gesetze geben mir das Recht, „das, was man mir auf mein Wort anvertraut „hat, nicht wieder zu geben; ich mache mir das zu „Nutze. Fragt man mich nach der Ursache, so „will ich dadurch antworten, daß ich zu meiner „Vertheidigung zwey hundert tausend Advokaten in Uniform und mit Grenadiermützen vorrücken lasse." Wer dieses System billiget, wird mich nie überreden, daß Friedrich den Namen des Großen verdient und seine Pflichten als Monarch erfüllt habe.

Friedrich Wilhelm ist viel zu viel ehrlicher Mann, als daß er sich eine Handlung erlauben sollte, die

seine

keine Redlichkeit mißbilligt. Jeder der Regierung würdige Fürst muß gern die Stimme seines Gewissens hören. Alles, was man ihm geborgt, hat er dankbar wieder gegeben. Aber nicht zu Wien suchte er Hülfsquellen, da er Kronprinz war; bey der Prinzessin von Oranien, seiner Schwester, der Prinzessin Amalia, seiner Tante, bey dem Herzoge von Kurland, bey dem Juden Ephraim Itzig und bey einigen andern Personen, die seinen Charakter kannten. Eben so wenig ist es wahr, daß seine Schulden auf neun Millionen stiegen; das Ganze betrug mit den Interessen nicht mehr als vier Millionen. Diese wurden von der hinterlassenen Erbschaft der Prinzessin Amalia, und von dem besondern Schatze seines Vorfahren, worinnen er sechs Millionen Thaler fand, abbezahlt. So hat Friedrich Wilhelm nicht nur seine Schulden bezahlt, sondern auch zu Anfange seiner Regierung die Neigungen seines großmüthigen Herzens befriedigt. Den öffentlichen Schatz hat er beym Antritte seiner Regierung nicht nur nicht vermindert, wovon der Korrespondent das Gegentheil versichert, sondern auch seitdem durch seine Sparsamkeit vermehrt. Ich habe diß alles schon gesagt: aber ich muß mich wohl wiederholen, da der Reisende seine Verläumdungen wiederholt, so wie er S. 333 hinzufügt: „daß die ersten Monathe der Regierung **Friedrich Wilhelms** Preußen sechsunddreyßig Millionen außer den gewöhnlichen Ausgaben

„gaben kosten;“ welches völlig ungegründet ist. Als Zeuge, Beobachter, und als ein durch sichere und besondere Gründe unterrichteter Mann versichere ich meine Leser, daß Friedrichs Schatz noch unberührt geblieben sey.

§. 3.

Ich habe schon geäußert, daß der Reisende über alles räsonnirt; ich muß es aber noch einmal wiederholen. S. 334 beschwert er sich über das neue Militärreglement, welches, wie er versichert, „auf nichts weniger abzweckt, als aufs „gänzliche Verderben der Armee.“ Und doch fallen, wie ich bereits oben gezeigt habe, weiter keine Veränderungen vor, als in zufälligen und äußern Dingen, wobey sich der Soldat sehr wohl befindet; übrigens bleibts beym Alten. Das Exerziren, die Grundsätze, die Taktik, die Manövres sind geblieben. Was die Vorsicht gegen den Geitz gewisser Kapitäne, die bey den Regimentern eingeführte Gleichheit, die Einkünfte der Kompagnien, den Gehalt der Subalternenoffiziere, der monatlich auf drey Reichsthaler erhöht ist und einige andere ähnliche Neuerungen betrift: so macht diß alles gewiß der Vernunft und der Gerechtigkeit des jetztregierenden Königs oder des Ministers, der den Plan entworfen hat, Ehre.

Eben so sagt er hernach, daß „die sieben „besten Regimenter, und unter andern „das Wunschische, in leichte Truppen „umgeschaffen worden sind.“ Dieser Bericht ist nicht genau; eine kurze Nachricht wird hinlänglich seyn, die Sache auseinander zu setzen.

Kurz vor seinem Tode wollte der hochselige König sieben neue Regimenter in Westpreußen errichten, die Gränzregimenter heißen sollten. Jedes Regiment sollte zur Grundlage zehn Mann geben, und die übrigen sollten im Lande geworben werden. Da Friedrich Wilhelm auf den Thron kam, fügte er noch hierzu die Freykorps, und gab ihnen, um sie von den übrigen Infanteristen zu unterscheiden, grüne Uniform. Er gab ihnen den Nahmen leichte Infanterie und bestimmte sie dazu, im Kriege gegen die kaiserlichen Kroaten zu fechten, weil man, da sie größtentheils aus Landskindern bestehen, bey ihnen weniger Desertion als bey den übrigen Korps zu befürchten hat. Die Neuerung besteht also nur in der Uniform und dem Nahmen, und es ist folglich ungegründet, daß die sieben besten Regimenter der Armee in leichte Truppen wären umgeschaffen worden. Das Wunschische Regiment gehört nicht zu den sieben, wovon der Briefsteller spricht. Es besteht nach dem alten Fuße, mit dem Unterschiede, daß es jetzt nach dem Tode des General Wunsch an den General Kleist gekommen ist. Aus allem dem sieht man, daß Herr von

Mi-

Mirabeau über diesen Umstand eben so schlecht unterrichtet gewesen sey, als über andere; daß nehmlich Friedrich Wilhelm vollendete, was Friedrich projektirt hatte, den Umstand ausgenommen, daß er diesem neuen sehr wichtigen Korps, wodurch die Stärke der preußischen Armee vermehrt wird, grüne Uniform gegeben hat.

Wenn der Briefsteller einige Zeilen weiter unten, da er vom General Möllendorf spricht, sagt: „dieser würdige Mann verliert Muth „und Ansehn. Alles geschieht durch „den stolzen, wunderlichen Herrn von „Golz, der unfähig zu Untersuchungen „—ist;" so ist diß wieder eine falsche Nachricht. Es ist allgemein bekannt, daß Möllendorf zum Präsidenten des neuen Kriegskonseils ernannt ist, daß er von der Armee geliebt und geehrt wird, daß er das völlige Vertrauen des Monarchen genießt, und die militärische Maschine mit eben so vieler Rechtschaffenheit, Macht, Einsicht und Glücke dirigirt, wie diß Herzberg im Departement des Kabinets und der auswärtigen Angelegenheiten thut. Hätte sich der Reisende im Ernste gute Nachrichten verschaffen wollen: so hätte er die Reden der Mißvergnügten verachtet und Männer ohne Leidenschaft angehört, wodurch er alles das dumme Zeug würde vermieden haben.

„Nie,

Nie, sagt er S. 235, ist ein Reich dem „Verfalle so geschwind nahe gekom„men. Man untergräbt es überall „auf einmahl; man vermindert die „Einnahmen; vermehrt die Ausgaben; „verläßt die Grundsätze; setzt das Ur„theil der Welt aufs Spiel; man „schwächt die Armee: macht die kleine „Zahl brauchbarer Leute muthlos; macht „die, derentwegen man jederman miß„vergnügt machte, gleichfalls mißver„gnügt; entfernt alle verdiente Auslän„der; und läßt sich von allerley Gesindel „(Canaille) umringen, um das Ansehen „zu haben, allein zu regieren. Diese „traurige Tollheit ist die fruchtbarste „Quelle alles gegenwärtigen und zu„künftigen Uebels."

Man muß, man mache es wie man wolle, immer das Alte wiederholen und durch Thatsachen antworten. Die angeführte Stelle ward den 13. Jan. 1787. geschrieben. Hat nun seit dreißig Monaten irgend etwas diesen Verfall bewiesen? Vom Herrn von Mirabeau läßt sichs wohl sagen, daß er das Urtheil der Welt aufs Spiel gesetzt habe. Muthwillig, rachsüchtig, in Berlin so wie überall von schlechten Leuten umgeben und schlecht unterrichtet, aufgebracht darüber, die als Bedrücker anerkannten französischen Pächter wegjagen zu sehen,

bald hier bald da abgewiesen und überall entlarvt, setzt er das allgemeine Urtheil der Versailler und Pariser aufs Spiel und nannte alle die Gesindel, die ihm ihre gerechte Verachtung gezeigt hatten. Ein Spaß wäre es, wenn er sich stillschweigend an die Spitze der verdienten Ausländer gestellt hätte, welche die Klugheit des Königs und der Minister aus Berlin entfernte. Ich würde mich nicht darüber wundern.

Fünf Zeilen weiter unten fügt er hinzu: „Unser Urtheil über den König, über seine „Bekanntschaften ist gefällt, und so lange kein erster Minister wird, ist keine „Veränderung, keine Verbesserung möglich.“ Lieber Gott, was das für Urtheile sind! sie erschütterten mich, ob ich gleich nicht zum Zittern geneigt bin. Achtung, ihr Preußen! Herr von Mirabeau spricht Euch Euer Verdammungsurtheil! Es ist unwiderruflich. Arme Topinambous! warum stellt Ihr ihn nicht an die Spitze der Regierung? Ihr wißt, wie er die Grundsätze und die Basis Eurer Monarchie kennt! Ihr habt gesehen, wie viel er sich zutraut, wie tief sein politisches Genie ist! Er allein könnte Euch wieder umschaffen, Euch ein System geben, die Mißbräuche und dummen Streiche verbessern, den König, den ihr lächerlicher Weise liebt, und unter dem ihr wohl unmöglich glücklich leben könnt, zu beherrschen! Ein Prinzipalminister! Ihr müßt

wissen,

wissen, was das ist. Neuere Beyspiele haben anderwärts, so wie bey Euch, bewiesen, wie nützlich ein solcher Mann werden kann, wie viel Gutes er thut, wie er sich die allgemeine Liebe erwirbt! Nehmt aso einen Prinzipalminister! Warum habt Ihr ihn nicht am Herrn von Mirabeau entdeckt, da er in Berlin war! Warum habt ihr nicht die Richtigkeit seiner Bemerkungen schon voraus empfunden! Ihr würdet ihn bey Euch behalten haben; Ihr hättet ihn in den Mittelpunkt der Brauchbarkeit versetzt, „einer graden, unmittelbaren nahen „Brauchbarkeit, die **ihn** allein bewegen „**konnte**, die äußerste Unanständigkeit „der **ihm** aufgetragenen zweydeutigen „Existenz zu ertragen, (S. 236.) Gut dann, da Ihr das Verdienst dieses großen Mannes nicht vermuthet, seine Aufrichtigkeit, Mäßignng, Einsicht, Treue, seine Talente und seine Tugend, und vorzüglich seine Uneigennützigkeit nicht im Voraus empfunden habt, so werde ich beynahe mit ihm glauben, daß Ihr wahre Topinambous seyd. Ich muß mir sogar einen Vorwurf darüber machen, daß ich Euch anfangs rieth, ihn zu bewegen, daß er Euer erster Führer seyn möchte. Ihr habt den Augenblick entwischen lassen. Jetzt da er im Mittelpunkte einer großen Brauchbarkeit, als Wortführer des Volks, und folglich ein Hauptglied seiner Nation ist, kann er Euch nicht mehr hören. Er würde den Glanz, in dem er jetzt steht, und die edle Achtung, die er in Frankreich genießt, nicht

aufgeben, um über Topinambous zu herrschen. Damit ists nun nichts, Ihr Preußen! Ihr seyd nun ohne Hülfsquellen, da es Euch sogar nicht frey steht, Euch auf diejenigen zu verlassen, die Ihr von dem Herrn von Mirabeau erwarten konntet. Er hielt seinen Aufenthalt in Berlin für unanständig; so aber ists nicht in Versailles; Ihr seyd also verloren.

§. 4.

In dem gedachten Briefe herrscht durchaus eine mißmuthige, traurige, verlegene Sprache, die hinlänglich zeigt, wie verdrießlich dem Reisenden seine Lage zu werden anfieng. Er fordert darin hitzig seine Zurückberufung; aber die Gegenwart läßt ihn nicht der Zukunft vergessen. Herr von Mirabeau vergißt sich in keiner Lage. „Wenn „ich nicht dienen, nichts ausrichten „kann, sagt er Seite 236, so komme ich zu „hoch zu stehen; diene ich aber, und „vermag ich etwas, ... so bin ich mirs „selbst schuldig, **eine Versorgung** zu „**suchen**, oder wieder Weltbürger zu „werden." Und sagt dann gleich hinter her, da er von der Zusammenberufung der Notablen spricht: „Ich würde es für eine große Ehre „schätzen, der letzte Sekretär bey die„ser Versammlung zu seyn."

Wahr-

Wahrhaftig ein herrlicher und treuer Sekretär! Die Bekanntmachung des geheimen Briewechsels ist die beste Empfehlung seiner Treue. Der schätzbare Minister, für dessen Händedruck er alle Schätze der Welt hingegeben hätte, nimmt auch gar nicht Rücksicht darauf. Der Reisende kommt nach Paris zurück, ohne Versorgung; er hat hier als satyrischer Schriftsteller sein Glück gemacht, hat Schwache erschüttert, schlechte Leute amüsirt; und nun dünkt er sich etwas, weil er seinen Stand aufgegeben hat! Ein ganz neues Mittel, etwas zu werden! Das heisse ich mir doch Genie!

Seite 238 verlangt er nach Holland zu gehen, „da könnte ich zum Beyspiel einen ge„heimen Auftrag übernehmen, weil „dort eine Friedensvermittelung zu „den nothwendigen Vorbereitungen ei„nen geheimen Agenten erfodert, der „die Wahrheit zu sagen und zu sehen, „und vorzüglich Vertrauen zu erwer„ben weiß.“ Ein geheimer Agent! Wäre in dem Auftrage an den Reisenden irgend ein Geheimniß gewesen: so würden es die holländischen Buchdrucker wohl bald entdeckt haben. In seiner Berliner Korrespondenz jagen die Ungereimtheiten, Lügen, Lästerungen und Uebertreibungen einander. Wahrscheinlich würde die Amsterdammer oder Haager

ger Korrespondenz eben so beschaffen gewesen seyn. Was die Kunst, das Vertrauen zu erwerben, betrifft: so zweifele ich sehr, ob der Briefsteller dies Geheimniß habe. Man erkennt ihn bey der ersten Anrede; er hat eine ungestüme Eigenliebe, die ihn verleitet, sich demjenigen, der ihm folgen und ihn beobachten will, ganz hinzugeben; alles, was er denkt, zu verrathen, alles was er sagen, oder verschweigen will, enthüllt, und alles was er thut, entlarvt. Mit einem solchen Charakter erwirbt man kein Vertrauen. Hätte ers einigermaßen erwerben können, so wärs im Versailler Kabinette geschehen, aber er hat es nie dahin bringen können, für alle seine guten und treuen Dienste, die er ihm erzeigt zu haben sich rühmt, eine Versorgung zu erhalten; ein Beweis, daß man ihn richtig beurtheilte. Daß man ihm aber zu Marseille das Vertrauen bezeigte, das er überall suchte, kam daher, weil er hier zu überraschen wußte. Aber durch Ueberraschung etwas erhalten, heißt nicht erwerben.

§. 5.

Mit Vergnügen habe ich die Betrachtungen des Briefstellers über den damaligen Zustand von Holland gelesen; sie sind gut gefaßt, richtig und gegründet. „Ein **unglücklicher** Sturm „zwischen dem despotischen Willen eines einzigen, den treulosen Hinder-

„nis-

„nissen schwankender und schwacher „Aristokratischen Kollegien, und der „Wuth eines zügellosen Pöbels," mußte freilich die Barke an die Klippen werfen, an welchen die so gerühmte und so schlecht vertheidigte Freiheit der Holländer gescheitert ist. Die Uneinigkeit der Bürger und sogenannten Regenten war das, was der statthalterischen Kabale alle die Stärke gab, die ihr einiges Ansehn verschaften. Der darauf erfolgte Streich wird Revolutionen nach sich ziehen, die sich mit der Zeit zeigen werden. Warum ist der Reisende manchmal so vernünftig, und so oft außer den Gränzen nicht der Vernunft und Wahrheit, sondern der Wahrscheinlichkeit?

§. 6.

Ich habe schon im neunzehnten Kapitel einige weiter ausgeführte Betrachtungen über Holland versprochen. Hier habe ich Gelegenheit, mein Versprechen zu erfüllen, und thue es also.

Man hat dem Könige von Preussen den Vorwurf gemacht: er habe die Constitution der holländischen Republik umgestossen, habe in einem Lande, wo er nichts zu sagen habe, und dessen Uneinigkeiten ihm nichts angiengen, Gewalt gebraucht. Wir wollen die Sache ein wenig näher untersuchen.

Ich habe oben die ursprünglichen Ursachen der Revolution angezeigt. Die Aristokraten hatten das Volk gegen den Statthalter aufgewiegelt. Die Intriguen des Versailler Kabinets unterhielten die Erbitterung, und die prinzliche Parthey fand sich ohne Schutz und Hülfe; sie würde also unstreitig haben unterliegen müssen; ehe es aber dahin gekommen wäre, würde ein bürgerlicher Krieg den Handel zerstört, und das Land verwüstet haben. Das Volk hatte die Oberhand, das Militär war uneinig, und überall hatten schon die Plünderungen ihren Anfang genommen. Alle Müssiggänger und Landstreicher hatten sich schon zusammen vereinigt, um diese Gelegenheit zu benutzen. Nach den Ereignissen zu Herzogenbusch läßt sich leicht auf die schrecklichen Begebenheiten schliessen, die wahrscheinlich erfolgt seyn würden, wenn der König von Preussen nicht sein Ansehen verwendet hätte. Bey der damaligen Gährung war alle freundschaftliche Aussöhnung unmöglich. Die Erhitzung der Köpfe und die Bitterkeit des öffentlichen und Privathasses gegen einander verschlossen alle Ohren vor der Stimme der Vernunft; man mußte mit gewaffneter Hand erscheinen, wenn man sich Gehör verschaffen wollte. Ueberdies mischte sich die Politik darein; sie bewog den preussischen Hof, im Fall die Umstände es erfoderten, einen Streich zu thun, der um so unfehlbarer treffen mußte, da Frankreich in einer Art von Schlafsucht, nicht eilte, seine Versprechungen

chungen zu erfüllen, und man ihm also einen Vortheil abgewinnen konnte, den es nicht verloren haben würde, wenn sein Minister weise genug gewesen wäre, sein wahres Interesse zu bedenken; ein Vortheil, den es vielleicht nie wieder erlangt. Durch seine Unentschlossenheit wurden die Patrioten durch Operationen überrascht, die schnell entworfen und ausgeführt wurden.

Da diese einmal die Prinzessin von Oranien gefangen genommen hatten: so hätten sie noch weiter gehen können oder sollen. Dadurch würde ein allgemeiner Aufruhr entstanden seyn, der große Verwirrungen angerichtet, oder wenigstens die Projekte der benachbarten Mächte zweydeutig gemacht hätte. Hat man bey einer Revolution erst einen Schritt gethan, so muß man weiter gehen, festen Fußes fortschreiten, selbst, wenn die Politik es erfodert, grausam seyn; denn nur auf diese Art kann man zu seinem Zwecke gelangen. Aber man war unentschlossen, weil kein Plan festgesetzt, und niemand aufrichtig das allgemeine Beste wünschte. Es ist jedoch gewiß, daß der kluge und vernünftige Theil der Aristokraten an der Gefangenschaft der Prinzessin von Oranien keinen Theil gehabt habe. Aber in den Augenblicken der Hitze hört man nicht auf kluge und weise Rathschläge. Wer sich in diesem Augenblicke unterstanden hätte, Vorstellungen zu thun, würde das Opfer eines aufgebrachten Volks ge-

geworden seyn, das, ohne zu wissen warum, rebellirte. Folglich wurde der Fehler einiger Hartnäckigen durch die ganze Masse der Patrioten ausgesöhnt. Der König von Preussen foderte Genugthuung für den seiner Schwester angethanen Schimpf; aber das war nur Vorwand; und die wahre Absicht war diese, Frankreich auf immer seinen ganzen Einfluß in Holland zu nehmen, und den Einfluß der Engländer zu befestigen.

Der wichtige Streich ist vollbracht; troz der republikanischen Konstitution ist die Macht des Prinzen von Oranien gegründet, und künftig wirds wohl jedem Bürger einerley seyn, ob er dem Willen eines Fürsten oder eines Bürgermeisters gehorcht. Wenn man gehorchen muß, so liegt nichts daran, in wessen Händen das obrigkeitliche Ansehen stehe; so wenig daran liegt, wem die Steuerkasse anvertrauet ist, wenn man seinen Beytrag geben muß. Dem, der bey einer Armee dient, ists gleich, ob er einen Friedrich in der Uniform, oder einen Aristokraten mit einer ungeheuern Perücke zum Chef hat. Türenne, Prinz Eugen und Tromp trugen auch große Perücken. Das Aeußere des Kostum und die Moden haben weder auf das Talent, noch auf den Verstand Einfluß. Werden Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten begangen, so ists immer einerley, ob sie vom Prinzen von Oranien oder einem Rathsherrn kommen; denn unter dem Rathsherrnrocke

kann

kann man eben so gut ein zum Mißbrauche der Macht geneigtes Herz haben, als unter dem Dolman eines Vizirs oder Cadis.

Doch wünschte ich wohl, daß der König von Preussen gewissen Betrachtungen, wodurch man auf sein großmüthiges Herz zu wirken suchte, einige Aufmerksamkeit schenken möchte. Man betrachtet ihn jetzt als den Unterdrücker der holländischen Freiheit, weil er sich die Holländer mit gewaffneter Hand unterworfen hat. Als Fremder, und als König hatte er kein anderes Recht, sich in die innern Unruhen eines republikanischen Staats zu mischen, als das Recht des Stärkern. In der That war der seiner Schwester angethane Schimpf keine Staatssache, sondern nur die Angelegenheit einiger Privatpersonen, und kein Preusse konnte gezwungen werden, sein Blut zu vergiessen, um die Ehre einer Prinzessin zu retten, die man im Grunde bloß für die Gemahlin des ersten Bürgers einer Republik ansehen konnte. Aber er rächte sie; seine Unterthanen vollzogen die Rache gern; es bleibt nichts weiter zu wünschen übrig. Ich wünschte nur, daß dieser gerechte und gefühlvolle Fürst sich ernstlich für das Schicksal des unglücklichen Theils der Nation interessiren möchte, der das Opfer eines unstreitig übelverstandenen, schlecht verdauten, aber doch in der That patriotischen Enthusiasmus und der Zeitumstände war. Mehrere dieser unglücklich geworde-

nen Bürger suchten, nach Art der alten Römer, die Ehre auf den Trümmern der Freiheit zu sterben, weil sie das Verfahren des Prinzen von Oranien so betrachteten, wie Brutus die Usurpation Cäsars. Hingerissen von einer Wärme, die nur deshalb nicht mehr lobenswerth ist, weil sie unvorsichtig und überspannt war, giengen sie ohne Zweck und ohne festen Plan zu Werke. Der Mann, auf den sie ihr Vertrauen gesetzt hatten, der Prinz von Salm verließ sie als ein Feiger. Frankreich, welches das Feuer im Schooße der Republik entzündet hatte, ließ es zu seinem Schaden ruhig brennen. Sie täuschten sich also in der Wahl, wurden durch schwache Bundesgenossen oder ihre eigenen unüberlegten Ideen verführt, und verdienten also nie, als Verbrecher behandelt zu werden. Es ist Unglück genug, wenn der, der die Freiheit oder die Konstitution seines Vaterlandes zu vertheidigen glaubt, bey einer muthigen und gefährlichen Unternehmung scheitert, in die sich nicht jedermann einlassen mag. Ist es nicht jeder Bürger seinem Vaterlande schuldig, es gegen Usurpationen zu schützen? Die holländischen Republikaner, erzogen in den von den Vorfahren überlieferten Grundsätzen, gewöhnt an die Freiheit, in der sie geboren wurden, konnten den Prinzen von Oranien nicht anders als für einen Bürger ansehen, dessen Macht, wenn sie wüchse, sehr furchtbar würde. Dieser Freiheitssinn der Niederländer, der ehedem das spanische Joch abschüttelte, der sich mit lebhaf-

ten Muthe dem Anwachse der willkührlichen Gewalt, womit sie bedrohet wurden, widersetzte, der endlich wieder aufwachte, um noch einmal die Freiheit, die erste Ursache des Glanzes ihres Vaterlandes, ihres Handels, und ihrer Industrie zu vertheidigen, scheint mir nicht Schimpf und Schande tragen zu können. Daß man es für nöthig hielt, die zu verbannen, die selbst ihr Mißgeschick furchtbar machte, die die Unruhen unterhalten konnten, und die der Usurpator ihrer Rechte entfernen mußte, weil in jedem republikanischen Herzen für alles, was der Tyranney ähnlich ist, ein unauslöschlicher Haß nach Gelegenheit unterhalten, oder von neuem erweckt wird; alles dies ist ein politischer Schritt, den ich unmöglich mißbilligen kann; aber zugleich behaupte ich, daß es weder anständig, noch billig, noch gerecht sey, sie ihres Erbtheils und der Reichthümer zu berauben, die sie unter dem Schutze ihrer alten Gesetze und ihrer ehemaligen Konstitution erworben haben. Die Strenge, womit man sie behandelt, hat wirklich den Anschein der Rachsucht, wenigstens sind die Wirkungen die nehmlichen. Doch dies ist noch nicht alles; diese Strenge erregt bey den Unterdrückten Erbitterung; unterhält in der Seele der Bürger einen verborgenen Keim von Uneinigkeit, Unruhe und Revolution; und macht sie geneigt, vorkommende Umstände zu benutzen, da man vielmehr darauf denken sollte, sie zu besänftigen, den republikanischen Enthusiasmus zu beruhi-

gen, und ihn an das Joch zu gewöhnen, das er mit Ungeduld trägt. Ueberdies ist es öffentlich bekannt, daß die Engländer, ob sie gleich Bundesgenossen der Holländer sind, sie immer mit einer gewissen Art von Autorität, Hoheit und Verachtung behandelt haben, deren sie endlich müde geworden sind. In dem letzten amerikanischen Kriege hatten die Franzosen in Holland Verbindungen, die ihnen Freunde verschafften; damals gabs zwey Partheyen, die durch verschiedene Triebfedern gegen einander wirkten, welche auf die Bewegungen der Nationalmasse Einfluß hatten; daher entstand die Zerrüttung. Jetzt sollte man sich bemühen, die Nation durch gütliches Verfahren zu überzeugen, daß sie bey der letzten Revolution mehr gewonnen als verloren haben, daß ihr Intresse es erfodere, sie zu befestigen, und ich möchte eben so gewiß davon versichert seyn, als ich es wünsche, daß die oranische Familie sich recht ernstlich damit beschäftige. Ich denke gerne den Gedanken, daß der Statthalter eine Macht nicht mißbrauchen werde, die ihm die Stärke verschafft hat; daß seine verehrungswürdige Gemahlin das Unrecht derer vergessen werde, die sie persönlich beleidigt haben, und daß sie als eine würdige Schwester des großmüthigen Friedrich Wilhelms darauf Rücksicht nehmen werde, daß man sie nicht sowohl als Schwester des Königs von Preussen, sondern vielmehr als die Gemahlin eines Prinzen angesehen habe, der sich der republikanischen

Ver-

Verfassung der vereinigten Niederlande, so wie den Grundsätzen der gesetzgebenden Macht entziehen wollte. Jezt da der Sieg vollkommen ist, erfodern es die Umstände, eine gute Idee von den wahren Bewegungsgründen des Statthalters einzuflößen, und durch eine sanfte, nachsichtsvolle und weise Regierung zuzeigen, daß man sich bloß für das Glück der Republik bemühet habe, welche durch falsche Systeme in zwey Partheyen getheilt wurde, und endlich ohne die Dazwischenkunft der preussischen Macht zerrüttet und zerstört worden wäre.

Nachdem der König die politischen Streitigkeiten Hollands vermittelt hat, kommt es ihm nun zu, auch der Schiedsrichter bey Privatangelegenheiten zu seyn, und eine allgemeine Amnestie ohne Ausnahme bekannt machen zu lassen. Die Erben der Verbannten fodern das Erbtheil zurück, das ihre Vorfahren unter dem Schutze der Grundgesetze ihres Landes erworben haben; sie haben das Recht dazu, und sie ihnen unter dem Vorwande der Rebellion zurück zu halten, heißt sich dem Vorwurfe aussetzen, daß man sie ihnen mit Gewalt entreisse. Unstreitig kann man sie als Leute ansehen, die für die gegenwärtige Lage Hollands gefährlich sind; man kann fordern, daß sie nicht in ihr Vaterland zurück kommen, weil es möglich wäre, daß sie eine zahlreiche Parthey ausmachten, daß sie den Haß in Gährung brächten, und Revolutionen einleiteten;

aber

aber ich wiederhole es noch einmal: es wären gebohrne Republikaner; hatten republikanische Grundsätze; die Freiheit war die Basis ihres Patriotismus; für diese ergriffen sie die Waffen; verfuhren dabey bloß nach dem Natur- und Völkerrechte, und können also weder als Rebellen angesehen noch bestraft werden. Wäre dies, so müßte jeder Mensch, der seine Rechte und sein Eigenthum vertheidigen will, als Rebell behandelt werden. Ueberdies muß man bemerken, daß die preussischen Truppen eine Strecke Landes geplündert und verwüstet haben, und daß das Wohlwollen des Königs ihn bewegen sollte, Unglückliche in Schutz zu nehmen, die ihre Güter nicht verloren haben würden, wenn seine Truppen nicht zur Unterjochung der Oppositionsparthey in ihr Land eingerückt wären. Zwar muß man gestehen, daß der Herzog von Braunschweig bey seinen Soldaten auf die strengste Mannszucht gehalten habe, und daß der Name des General Kalkreuth selbst von denen, die diese unglückliche Katastrophe völlig zu Grunde richtete, immer mit Achtung genannt werden wird; (ich habe unter beyden Partheyen Freunde, die von diesem Manne, dessen Großmuth aller Herzen gewonnen hat, gleich Gutes sagen;) aber doch gabs unter den Preussen, die nur Friede stiften, beschützen und vertheidigen sollten, einige, die plündern und zerstören wollten. Man hat mir gewisse Fakta erzählt, die mich davon überzeugt haben.

Gene-

General Gaudi zum Beyspiele, hat nichts dazu beygetragen, den Holländern eine hohe Idee von der Uneigennützigkeit der preussischen Offiziere zu geben. Man legt ihm schimpfliche Bedrückungen zur Last, von denen ich nur eine erzählen werde, die ich von einem Augenzeugen habe.

Herr Grot hatte einen englischen Wagen, der ihm dreyhundert Guineen kostete. General Gaudi hatte Lust, sich ihn zuzueignen. Um dieses mit einigem Anschein des Rechts thun zu können, schickte er Herrn Grot neun und sechzig holländische Gulden mit einem Briefe des Inhalts: Daß er, um seinen Wagen vor der Plünderung zu sichern, ihn „zu seinem Eigenthume gemacht habe, und daß er „nach einer legalen Taxation auf neun und sechzig „Gulden wäre geschätzt worden, die er ihm beyliegend „mitschicke."

Dies ist nicht der einzige Zug dieser Art, der Klagen gegen diesen General erregt hätte. Zur Ehre der preussischen Truppen muß ich jedoch sagen, daß sein Betragen allgemein gemißbilligt wurde, und daß sie im Ganzen genommen, die Ordres ihrer Chefs mit einer Pünktlichkeit vollzogen, die von allen Holländern gelobt wurde. Vielleicht wurde der Herzog von Braunschweig nie von den Vorfällen unterrichtet, worüber man jezt noch klagt; und das obgedachte Beyspiel zeigt, wie die Habsucht eines

einzi-

einzigen Menschen dem Ruhme einer ganzen Nation schaden kann, und die, welche ein Ganzes nach einer Ausnahme beurtheilen, ungerecht macht! Die strengste Subordination und die schärfste Mannszucht können es nicht hindern, daß sich nicht unter einer großen Menge Menschen einige finden sollten, deren listige Habsucht die Kriegsgesetze eludirt. So sollte man sagen, wenn man gerecht seyn will, aber können dies die seyn, die dulden und verlieren?

Alle diese Betrachtungen schränken sich auf das ein, was ich gleich anfangs sagte: daß es Friedrich Wilhelms Ruhm erfodere, das Schicksal der verbannten Holländer in Betrachtung zu ziehen, Vermittler zwischen ihnen und dem Prinzen von Oranien zu seyn, diesen zu bewegen, ihnen, wenn er sie auf immer von ihrem Vaterlande entfernt halten will, wenigstens zu erlauben, ihre Häuser und Güter zu verkaufen, damit ihre unschuldige Nachkommenschaft nicht in dem Elende seufze, worein sie schon vor langer Zeit gerathen sind.

Dieß sind meine Wünsche, die ich mit jedem Unpartheyischen, mit jedem Freunde der Rechtschaffenheit, mit allen Feinden der willkührlichen Macht gemein habe. Der König von Preussen und der Prinz von Oranien werden ihr Andenken nicht mit Despotismus beflecken, und ich darf hoffen, daß sie sich so betragen werden, daß niemand mehr über die

von dem einen veranlaßte, von dem andern vollführte Revolution klagen wird. Von ihrer vereinigten Denkungsart hängt Hollands künftiges Schicksal ab. Eine vernünftige Nachsicht wird die Einigkeit herbey führen; die Einigkeit wird das Glück der Niederländer befestigen, ihren Ruhm erhöhen, sie vor jeder Beleidigung schützen, die Pläne ihrer eyfersüchtigen Feinde vereiteln, die Freiheit jedes Einzelnen durch die Sicherung des Handels sichern, und die Republik wird die ursprünglichen Grundsätze der Konstitution wieder finden, die sie lange Zeit so blühend und fürchterlich gemacht hat.

Dieß glaubte ich noch meinen obigen Betrachtungen über die holländischen Angelegenheiten hinzufügen zu müssen. Mich dünkt, daß meine Empfindungen der Menschlichkeit hier mit der gesunden Politik übereinstimmen, und daß im Falle einer neuen Streitigkeit, die Verfasser von Manifesten hier Gedanken hernehmen können, um die Ursachen davon entweder zu rechtfertigen oder zu verwerfen.

Wie dem auch seyn mag; jezt unterhält Frankreich die Flüchtlinge auf seine Kosten, wie ehedem die Nachkommenschaft des Prätendenten. Die Nationen, welche die Industrie der Holländer eyfersüchtig auf ihre Lage gemacht hat, haben ihre Demüthigung mit Vergnügen gesehen; und werden ihr möglichstes

thun, sie in einer solchen Lage zu erhalten, damit ihr Handel geschwächt werde, und ihre Reichthümer ihren Nachbaren zufliessen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Streich auf sie keinen andern Zweck. Die, welche ihn führten oder führen liessen, haben gegen ihren Willen ihre wahre Absichten verrathen. Was die Politik der Staaten noch jezt verbirgt, wird sich einst entwickeln, und die künftigen Operationen werden die verschiedenen projektirten Pläne vereiteln oder ausführen.

Meiner Meinung nach ist keine Nation weniger werth, Reichthümer zu besitzen, als die Holländer. Sie selbst geniessen sie nicht, und lassen sie noch weniger andere geniessen; großmüthige Handlungen sind bey ihnen fast unbekannt. Die einzige Beschäftigung der niederländischen Kaufleute besteht in der Anhäufung ihrer Schätze; die unersättliche Liebe zum Gelde verschließt Ohr und Herz gegen jedes andere Verdienst, als gegen das, welches Geld einbringt. Es ist zu wünschen, daß die Abgründe, welche so viel deutsches Geld verschlungen haben, sich endlich einmal eröffnen, damit dieses zu den Quellen zurück kehren könne.

Seit zwey Jahren haben die Verwirrungen, Uneinigkeiten, Unglücksfälle, und Auswanderungen diesen habsüchtigen Kalkulatoren, welche die Zerrüttung anderer europäischer Nationen gleichgültig an-

sahen,

sahen, aus der allgemeinen Uneinigkeit persönlichen Vortheil zogen, und aufhörten, Menschen zu seyn, nur bloße Kaufleute vorzustellen, eine starke Lektion gegeben. Mag immer ein Theil ihrer Reichthümer in andern Staaten zirkuliren, mögen die Ausgewanderten die Früchte ihres Fleisses dahin bringen; so bleibt doch Holland eine gute Melkkuh, wenn man sie dazu machen will. Die kaiserlichen Kroaten haben den Geschmack ihrer Milch nicht kennen gelernt, aber die preussischen Husaren haben ihn trefflich gefunden. Frankreich und England werden sie schon zu seiner Zeit kosten, und doch wird die Kuh für den Grundherrn nicht weniger gut seyn.

Vier und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Auf den fünf- und sechs und funfzigsten Brief, die den zweiten Band und die Sammlung beschließen, werde ich nur einen flüchtigen Blick werfen, weil ich, wenn ich auf die bereits widerlegten Injurien antworten wollte, das wiederholen müßte, was ich schon mehrmalen habe sagen müssen; ich werde sogar vom letztern gar nichts sagen.

In dem fünf und funfzigsten Briefe wird viel von dem Fräulein Voß, ihrem Charakter, den ihr angedichteten Planen, ihren Bekannten, ihrer Familie und ihren Fehlern gesprochen. Seitdem lebte sie noch drey viertel Jahre, ohne daß sie von allem, was der Reisende ihr andichtet, etwas gethan hätte, oder hätte thun wollen. Vor zwey Monaten starb sie, aufrichtig bedauert, weil sie wirklich tugendhaft war, und dem Triebe einer Leidenschaft nur nach langem Widerstande nachgab; und weil der Ehrgeiz in ihrem Herzen nicht die Stelle der Liebe einnahm, wie man dies nur allzu oft bey Maitressen großer Herren sieht. Die Kämpfe ihrer Grund-

sätze und Liebe in ihrer Seele haben ihre Gesundheit sehr geschwächt, die seit dem Augenblicke, da sie sich besiegen ließ, in Verfall gerieth, und dann durch andere Zufälle gänzlich zerrüttet wurde. Sie gehörte zu der kleinen Anzahl gefühlvoller Weiber, von denen man sagen kann, daß sie, ihrer Schwachheiten ungeachtet, schätzbar sind, und wenn sie strafbar war, so hat ihr frühzeitiger Tod die Fehler eines sehr kurzen und qualvollen Lebens vertilgt.

Nicht besser urtheilt Herr von Mirabeau von den Bekanntschaften des Fräulein Voß. „Es ist „zu vermuthen,“ sagt er, „daß ihre Fa„milie den Staat regieren werde. An „der Spitze dieser Familie steht der „Graf von Finkenstein, dessen Ruhe „nicht durch den Verfall des Reichs er„schüttert werden würde, der aber mit „einer unaussprechlichen Freude seine „Kinder eine Rolle würde spielen se„hen“ — Das heißt doch recht eigentlich gegen besser Wissen verläumden. Nie hat der Graf von Finkenstein etwas für sich verlangt, ob er gleich unter Friedrich und Friedrich Wilhelm mit eben so viel Ehre als Eifer gedient hat. Das weiß jedermann, und kein ehrlicher Mann wird es abläugnen. Die Behauptung des Reisenden ist also eine baare Unverschämtheit.

Nachdem der Reisende das Fräulein von Voß gemißhandelt hat, ist es auch ganz natürlich, daß er ihren Bruder, den Präsidenten von Voß, mißhandele. „Er hat,“ sagt er, „den Rech„nungsgeist, und die den Deutschen ge„wöhnliche Gier, alles zu benutzen, „was das Glück darreicht.“ Wenn das Glück Vortheile anbeut, die man, seiner Ehre unbeschadet, annehmen kann, so müßte man doch ein Thor seyn, wenn man sie zurückstoßen wollte. Aber was versteht denn der Reisende unter dieser den Deutschen so gewöhnlichen Gier? Ist es Betrügerey, Unterschleif oder dergleichen? In diesem Falle muß ich ihm wiederholen, daß die deutschen Minister und andere in Aemtern stehende Personen dazu ihren guten Namen viel zu lieb haben, und daß sie nur zu gut wissen, daß sie sich schaden würden, wenn sie sich nicht vollkommen rechtschaffen betrügen. Ueberdieß genießt Herr von Voß eine Achtung, die ihn gegen allen Verdacht schützt.

Ein wenig weiter unten prophezeihet der Verfasser, daß das Fräulein Voß zu Potsdam an Bischofswerders und Wöllners Entfernung arbeiten werde. Bischofswerder und Wöllner sind zwey gute Bürger; das Fräulein Voß kannte sie als solche; sie mischte sich in nichts; sie sind beyde noch in ihrer Stelle, und ihr Kredit hat nicht einen Augenblick gewankt. Zu einer solchen Vermuthung wars nöthig, daß sie ihre Feinde waren;

ren; sie waren es aber nie, und die preußischen Maitressen sind keine Montespan, Pompadour, noch Du Barry.

Dann folgen wieder neue Lästerungen auf den König, die den vorigen ähnlich sind, und sich mit diesen Worten endigen: „Ich werde mich nicht „wundern, wenn der Epikurer, der „wenigstens nicht die Pracht liebt, und „sich also nicht von selbst ruiniren wird, „nicht durch Umstände und Theilneh„mer, eine Art Regierungsruhm er„langen sollte.“

Diese Reflexion ist sehr sonderbar. Wie will man sie mit dem Verfalle der preußischen Monarchie, mit dem Reiche, das auf allen Seiten zusammenfällt, mit der brutalen Unwissenheit und der Nullität der preußischen Topinambous, mit der Leichtigkeit, Preußen in Staub zu verwandeln, mit der fürchterlichen Prophezeihung, daß Friedrich Wilhelm in funfzehn Jahren weiter nichts als Markgraf von Brandenburg seyn werde, und mit allen den schönen politischen Entdeckungen, die der Reisende in seinem geheimen Briefwechsel entdeckt zu haben glaubt, zusammenreimen? Alles dieß scheint einen Widerspruch zu involviren. O welche Armseligkeit ist doch ein glänzender, aber unregelmäßiger Verstand, der unaufhörlich von einem zum andern springt, alles nur im Vorbeyge-

hen abthut, und sich alle Augenblicke widerrufen muß, weil er nirgends tief eindringt, und folglich von nichts deutliche Spuren behält! Und was soll man von der ewigen Wiederholung der Invektiven auf den König denken? Wer sagt sie ihm? Ein Spion! Mich dünkt, ich sehe einen Hund, der den Mond um so stärker anbellt, je gleichgültiger diß wohlthätige Gestirn der Nacht bey seiner lächerlichen und vergeblichen Wuth scheint.

Der Briefsteller versichert von neuem: „daß „man sich in die holländischen Angelegenheiten wenigstens nicht direkte mischen wolle, und daß man nicht die „Gutmüthigkeit haben werde, sich zum „Besten des Statthalters einem Kriege auszusetzen.“ Wie mußte in dem Augenblicke der holländischen Krisis der Briefsteller, wenn er an seine Briefe dachte, erröthen, wenn er noch roth werden konnte!

§. 2.

Meine letzte Bemerkung soll sich mit folgender Stelle beschäftigen: „Diese mit einer so „dicken Hülle bekleidete Seele (des Königs von Preußen) „ist ein sehr unbedeutendes Ding.“

Die, welche Friedrich Wilhelms Seele kennen, wissen, wie viel sie für das Glück seiner Völker,

für

für das Glück der Menschheit und für den Ruhm seines Reiches werth sey. Nie wird sie sich durch irgend eine von den materiellen Operationen zeigen, welche die Trägheit des Geistes und Unwissenheit in der Politik beweisen; nie wird sie an der Vergießung des Bluts Vergnügen finden; nie wird sie für das Geschrey des seufzenden Elends unzugänglich seyn. Ich habe diese große und gefühlvolle Seele studiert, und ich wünsche aufrichtig allen Völkern Europa's solche Beherrscher, wie der König von Preußen; dieß heißt ihr Glück wünschen, wenn sie besonders auch zugleich ein Ministerium, eine Armee und eine Konstitution haben, die eben so fest gegründet ist, als sie mit Weisheit unterhalten wird. Diesem Wunsche füge ich einen andern bey, daß alle Könige, alle Republiken, alle Regierungen der Welt ohne Barmherzigkeit alle die hungrigen Schriftsteller fortjagen mögen, welche die Leser, die sie durch ihren geringen Ruhm verführen, schaamroth machen; die Lob und Spott für Geld oder Aemter verkaufen, die ihr Talent durch die Verläumdung, die nichts als ihr eignes bischen Ruhm schont, beschimpfen, und die am Fuße des Thrones, unter welchem sie gebohren sind, die Thronen der benachbarten Staaten mit ihrer unreinen Galle besudeln.

Schluß.

Schluß.

Ich habe in dieser Untersuchung nicht alles gesagt, was ich hätte sagen können. Bald hielt Klugheit, bald Schaam meine Feder zurück. Doch habe ich genug gesagt, um einen Schriftsteller zu entlarven, dessen beredter, aber täuschender Styl ein ganzes großes Volk verführt, und mit den gefährlichsten Irrthümern gegen eine Nation angesteckt hat, die es, ihres eigenen Vortheils wegen, gut kennen sollte. Wenn es meine Beschäftigungen erlauben, so soll auf dieses Werk bald ein anderes folgen, worin ich auf das berüchtigte Buch des Herrn von Mirabeau über die preußische Monarchie antworten werde. Ich kenne in diesem Werke nichts wahres, als die von dem Minister Grafen von Herzberg mitgetheilten Bemerkungen. Auf das übrige werde ich mich nicht einlassen, weil ich nichts behaupten will, was ich nicht mit Beweisen unterstützen kann, und deren werde ich viel zu geben haben.

Das Werk über die preußische Monarchie ist in eben der Schreibart, mit eben dem Geiste und eben den Absichten geschrieben. Herr von Mirabeau erkennt das eine für sein Werk, läugnet aber das

andere

andere ab; aber, wie ich bereits gesagt habe, auf eine Art, daß er dadurch beweiset, daß er der Verfasser davon sey, und die Modifikationen, die er der Ablåugnung beyfügt, haben niemand getåuscht. Mich konnte er weniger als andre tåuschen, da ich die Absicht seiner Sendung nach Berlin kannte, und von allen seinen dasigen Unternehmungen und Intriguen Zeuge war. Ich durfte also kein Bedenken tragen, ihn zu nennen. Ist es wahr, daß man seine Briefe verstümmelt, verfålscht, und mit Schmåhungen angefüllt habe; daß sie ohne sein Vorwissen gedruckt worden sind: so nenne er den Strafbaren, und lasse auf ihn die Schande zurückfallen, die dem Bearbeiter eines Werks gebühret, worin man alle Völker- und gesellschaftlichen Rechte verletzt hat. Meine Pflicht gebot mir, die beleidigte Tugend, und die angegriffene Ehre meines Vaterlandes zu vertheidigen; nun ists die Pflicht des Herrn von Mirabeau, sich wegen der Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen, die sein Andenken auf immer beflecken, und ihn von nun an den Repråsentanten der französischen Nation, unter denen er zu sitzen die Ehre hat, verdåchtig machen müssen.

Ich will mirs nicht verbergen, daß ich mich bey dieser Schrift, durch die Wårme meiner Ideen und meiner Empfindung öfters habe hinreißen lassen; aber ich mache mir daraus keinen Vorwurf. Warum sollte ich gegen einen Mann schonend verfahren,

fahren, der nichts geschont hat, der sich dem Könige, den Großen und Ministern Preußens näherte, um mit desto mehr Geschicklichkeit scheußliche Verläumdungen anzuspinnen, für den die heiligsten Charaktere, Würden, Rang und Titel nichts ehrwürdiges haben, und der kein Bedenken trug, die in der Nacht der Lügen fabrizirten Abscheulichkeiten den Strahlen der Wahrheit auszusetzen.

Man kann mit Dreistigkeit Betrügereyen an Mann bringen, und sie mit Unverschämtheit unterstützen; man kann den demüthigenden Zeugnissen der öffentlichen Verachtung eine eherne Stirn entgegen setzen. In diesem Falle ist Energie nichts als Insolenz; so ists bey einem Spion, aber nicht bey mir. Selbst in der stärksten Erbitterung verehrte ich die Wahrheit; ich machte sie bekannt, so wie ich sie gesehen habe. Was ich verschwieg, mußte ich verschweigen; es gehörte zu den Pflichten, denen sich ein ehrlicher Mann nicht entziehen kann. Wenn die Franzosen meine Schrift aufmerksam lesen, so werden sie darin einige Ideen finden, die ihnen vorzüglich in ihrer jetzigen politischen Lage gegen die benachbarten Nationen nicht unnütz seyn werden. Ich hätte gewünscht, ihnen einen andern Tribut der Erkenntlichkeit, die ich ihnen schuldig bin, geben zu können; aber das ist der einzige, den ich geben kann, und ich trage ihn hierdurch ab.

Ich habe dem Werke meinen Namen vorgesetzt, ohne ihm dadurch eine andere Wichtigkeit geben zu wollen, als die, einen großen König und ein schätzbares Volk an einem Schriftsteller gerochen zu haben, der sie herabwürdigen wollte. Meiner Meynung nach hat jeder Mensch unstreitig das Recht, frey zu reden; aber er ist auch verbunden, für die Gedanken, die er bekannt macht, Red' und Antwort zu geben, wie er als Bürger Rechenschaft von seinem Betragen geben muß. Die Anonymität gehört nur für Betrüger und Feige, und dieser wollte ich mich nicht bedienen.

Die [illegible] diese Werke meiner [illegible] vorgesetzt
oder [illegible] andere [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] aber er ist [illegible]
[illegible] er [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] bekannt.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trenck, Friedrich

Trenk contra Mirabeau oder politisch-critische Betrachtung der geheimen Geschichte des Berliner Hofs nebst mehrern wichtigen Staatsbemerkungen ; aus dem Franz. übersetzt

Leipzig 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 2297
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253124-0
VD18 12341770-001